



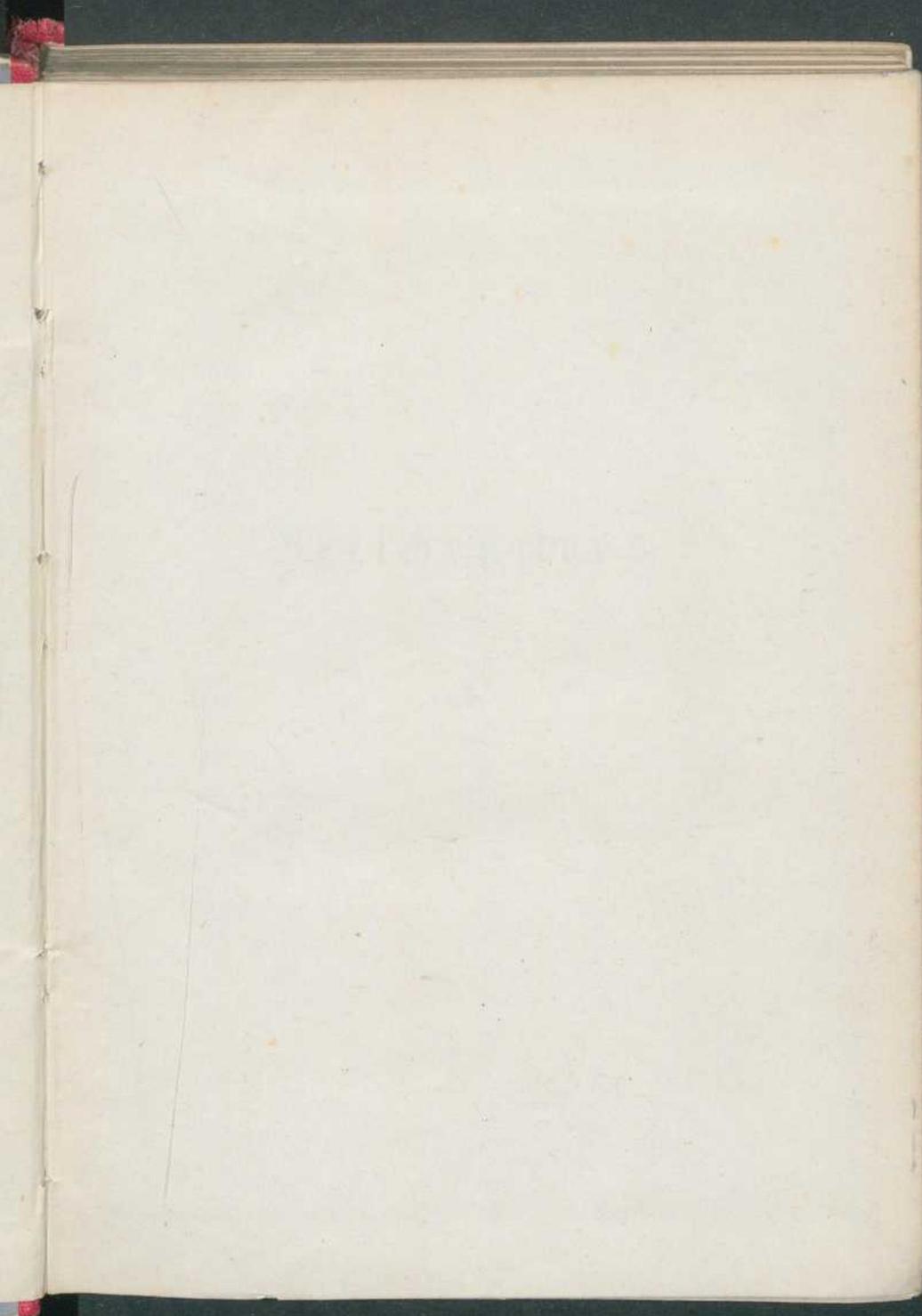
ERZÄHLUNGEN
für

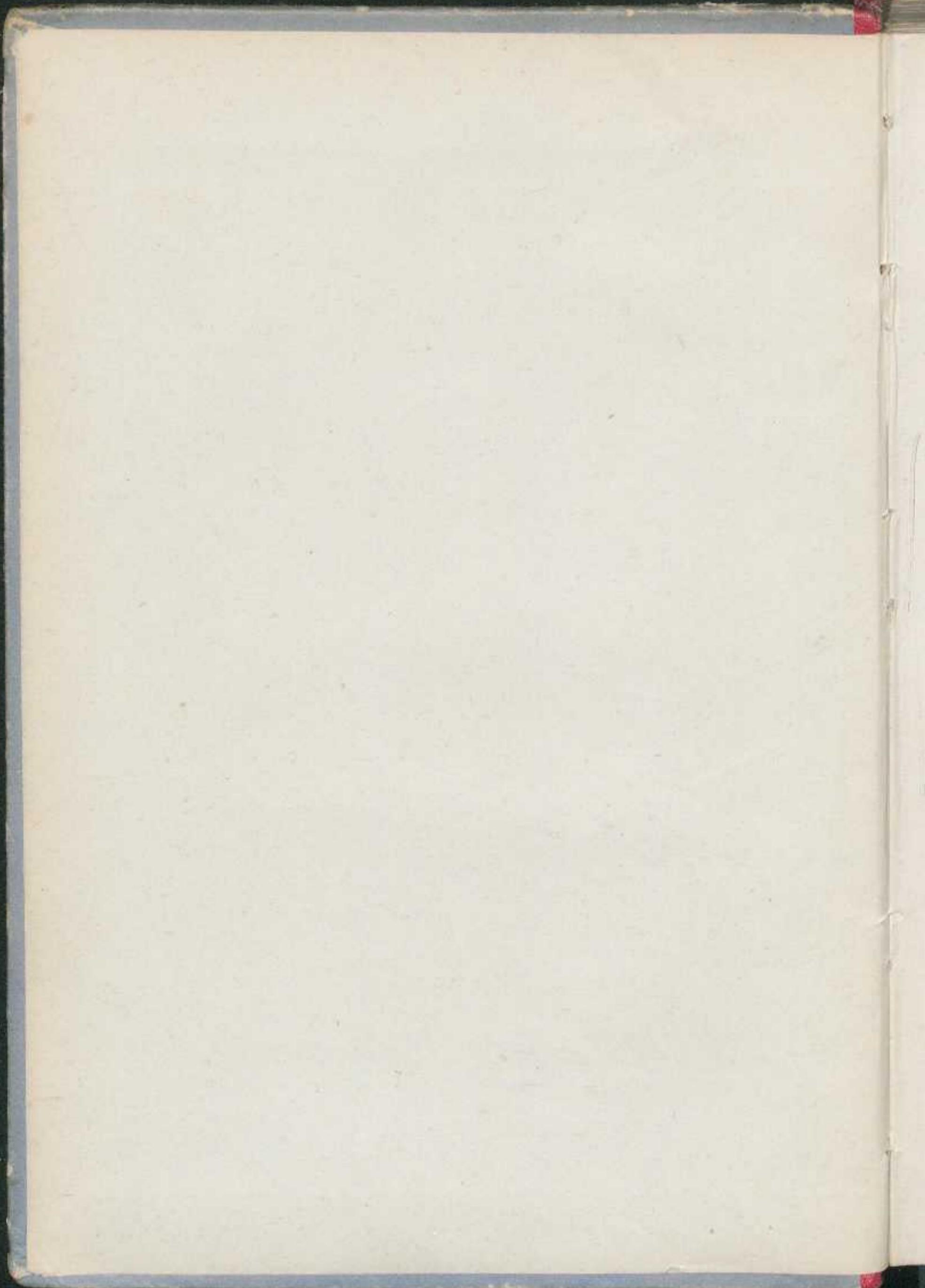
FRIEDRICH MANN

die
reifere
Jugend
von
ROSALIE KOCH

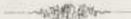
→ Hanswedell 200, 732

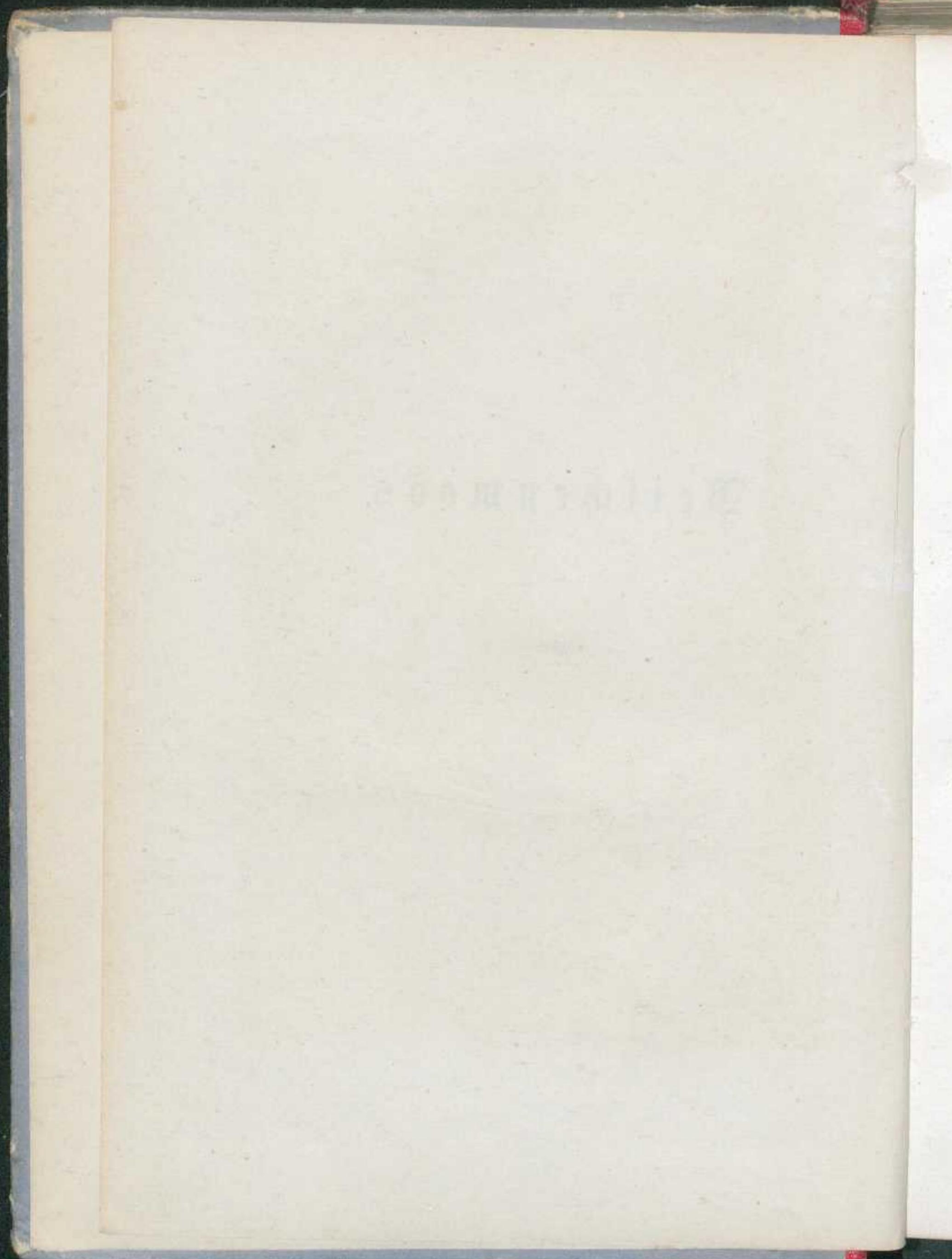
37

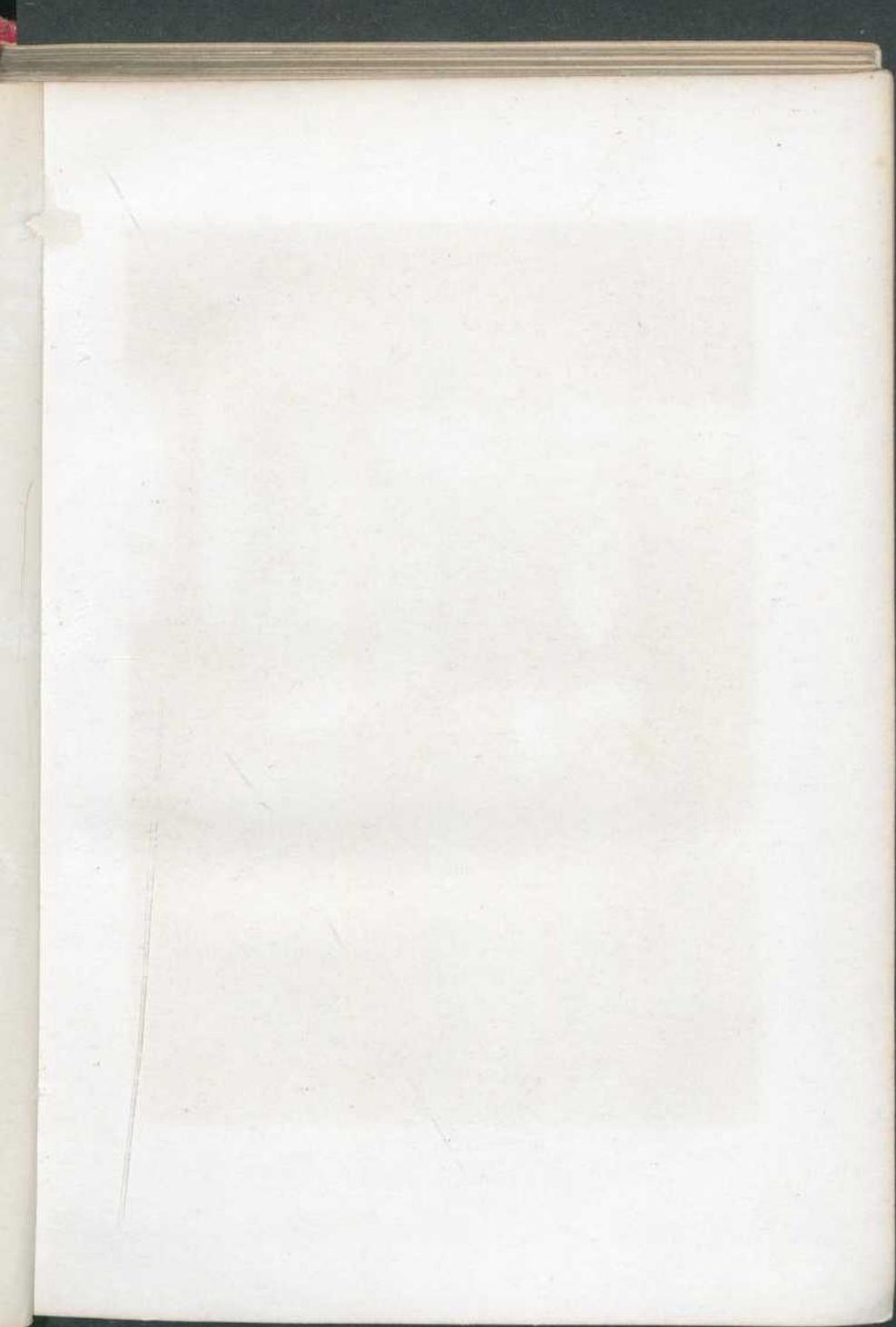




Veilchenmoos.









g. v. L. Verms

Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe.

Veilchenmoos.

Erzählungen für die reifere Jugend

von

Rosalie Koch.

Mit 6 Bildern von Leop. Venz.



Verlag von Carl Flemming.

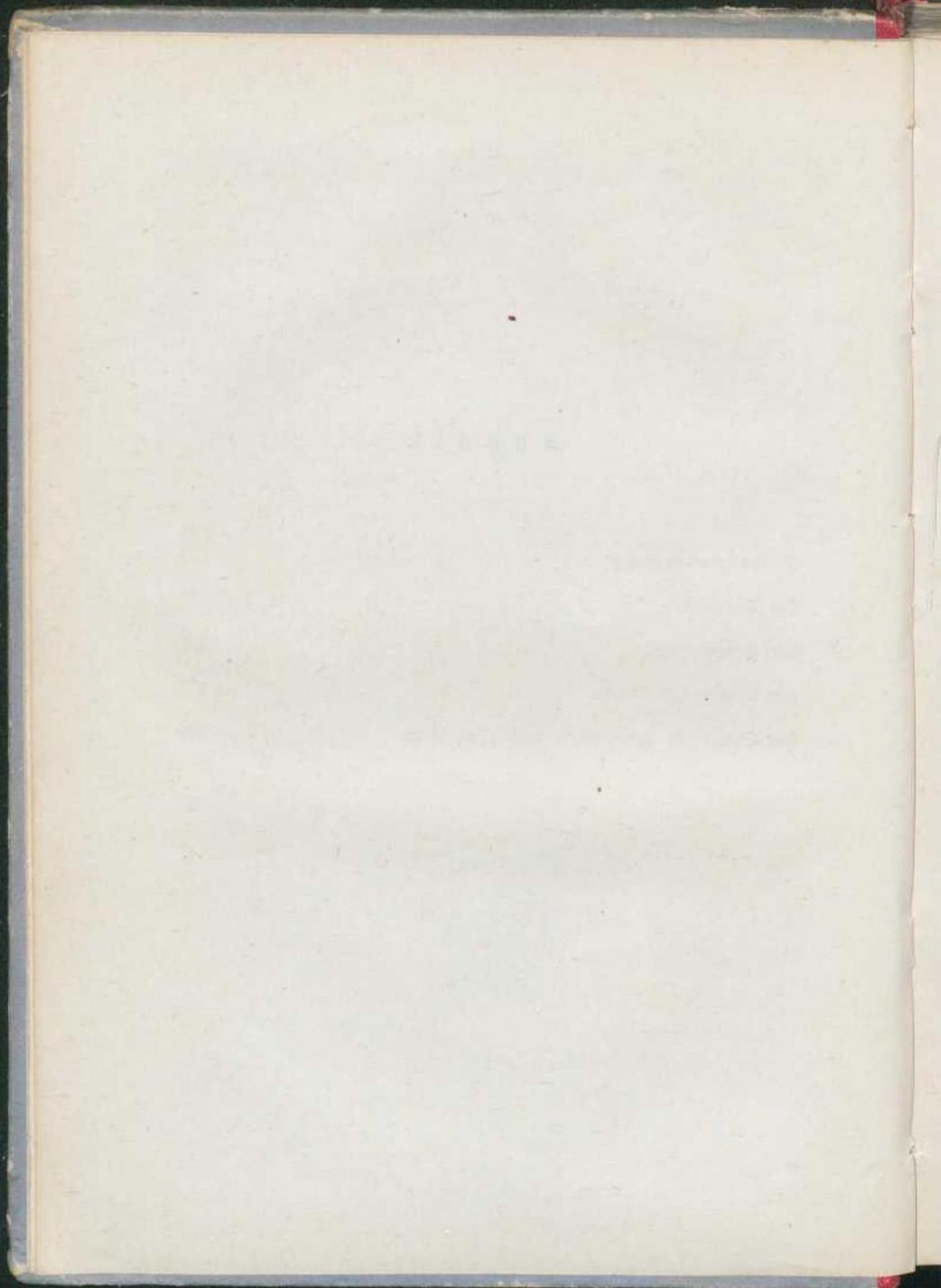
Glogau.

HIM 115400

INTERNATIONALE
JUGEND
BIBLIOTHEK
München

Inhalt.

	Seite
In ein fremdes Haus	1
Der Diamant	79
Die Sammelbüchse	139
Der Wechsel des Glückes	175
Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe	209



An meine jungen Leser.

Es wächst ein Moos auf einem kalten Stein,
Dort wo die Berge in die Wolken ragen;
Die unscheinbare Flechte, arm und klein,
Wird Dir von Kinderhänden zugetragen,
Wenn Du in's Reich des Rübzahl gestiegen
Und Bergluft athmen willst mit vollen Lügen.

Ein moos'ger Stein! Er gleißt und funfelt nicht, —
Was ist an solcher Gabe wohl gelegen?
Doch sieh! — ein Sonnenstrahl durch Wolken bricht, —
Da ist's, als ob sich süße Düste regen;
Wie wenn im Lenz beim ersten Blätter sprossen,
Demüthig still, die Beilchen sich erschlossen.

Daß sich sein Herz Dir öffne, braucht das Moos
Der Wärme ja, sonst wär' es stumm geblieben;
Und auch dies Buch, ihm fällt dasselbe Loos.
Es wäre nur auf kalten Stein geschrieben,
Es bringt Dir Freude nicht und bringt nicht Segen,
Trägt ihm Dein Herz nicht Wärm' und Licht entgegen.

Jauer in Schlesiens.

Rosalie Koch.

THE HISTORY OF THE

REIGN OF KING CHARLES THE FIRST

BY JOHN BURNET

IN TWO VOLUMES

THE SECOND VOLUME

CONTAINING THE HISTORY OF THE

REIGN OF KING CHARLES THE FIRST

FROM THE DEPARTURE OF KING

CHARLES THE FIRST FROM FRANCE

TO HIS RETURN TO ENGLAND

IN THE YEAR 1645

AND THE CONCLUSION OF THE

WAR BETWEEN KING CHARLES

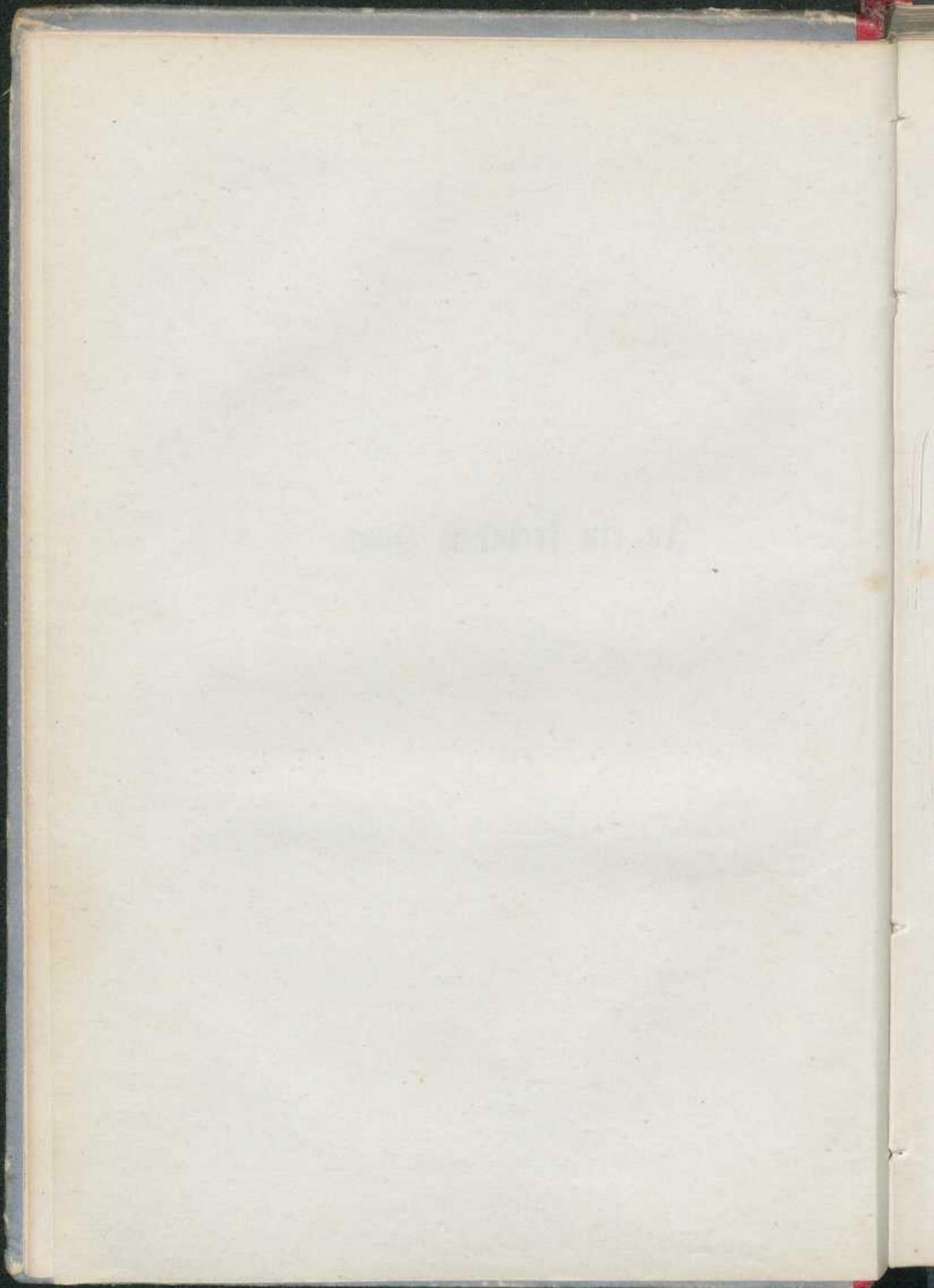
AND HIS PARLIAMENTS

IN THE YEAR 1649

LONDON

Printed by J. Sturges

In ein fremdes Haus.



Aus der Zeitung.

Vor der Thür des kleinen, ganz und gar mit Kletterrosen übermutherten Pfarrhauses des Dorfes Reinsfelde saß zu später, sommerlicher Nachmittagstunde der Pastor, rauchte seine Pfeife und las in der Kreuzzeitung. Seine Frau trat eben mit einem Korbe voll schadhafter Wäsche zu ihm heraus, klappete sich einen Heltstuhl auf und schickte sich an, ihrem Manne Gesellschaft zu leisten, der ihr zu dieser Stunde, wo er nur selten Amtsgeschäfte hatte, mancherlei aus der Zeitung vorzulesen pflegte, während die fleißige Hausfrau eine Näharbeit vornahm, an der es ihr bei sechs lebhaften Kindern niemals fehlte. Pastor Ritterhaus aber legte diesmal das Blatt schweigend aus der Hand, machte sich mit seiner Pfeife zu schaffen, die doch bis zu diesem Augenblick im besten Stande gewesen war, und sah dann nach seiner Uhr, als ob er Eile habe.

„Sieht es denn heute gar nichts in der Zeitung, was Du mir mittheilen könntest, lieber Conrad?“ fragte die Pastorin, der nach einem arbeitsvollen Vormittage diese Stunde immer eine Erholung war; „oder willst Du einen Krankenbesuch machen?“

Der Pastor konnte nicht anders, er mußte seiner Frau jetzt Rede stehen und hätte doch gern noch Zeit gefunden, um etwas zu überlegen oder zu überwinden, was ihn lebhaft beschäftigte.

„Liebes Weib,“ sagte er dann, während er das Blatt wieder aufnahm, in dem er soeben gelesen hatte, „ich habe sogar etwas

gefunden, was für uns Beide von größter Wichtigkeit zu sein scheint. Es wird da in der Kreuzzeitung eine Stelle ausgebaut, die wohl für unsere Helene passen könnte, — vorausgesetzt, daß sie überhaupt noch zu haben ist; denn der Gutsherr schickt mir die Zeitung ja immer erst, wenn sie fast eine Woche alt ist. Indef ist das immer noch Güte genug von ihm.“

„Eine Stelle für Helene?“ rief die Pastorin halb erschrocken, halb erfreut. „O, laß doch hören, lieber Mann!“

Er mußte genau, wo die Anzeige stand, die ihn so nachdenklich gemacht hatte, aber er ließ die blöden Augen lange über die Spalten des Blattes hinirren, ehe er las:

»Für ein Pfarrhaus in B. wird ein junges, christlich erzogenes Mädchen zur Stütze und zur Gesellschaft der kränklichen Hausfrau gesucht. Predigertöchter mit bescheidenen Ansprüchen würden den Vorzug erhalten und zur Familie gerechnet werden. Näheres Jerusalemstraße Nr. 7.«

„Lieber Gott,“ sagte die Pastorin, als ihr Mann die Zeitung schweigend zusammenlegte, „das wäre ja wie ausgesucht für unser liebes Kind. Und gerade heut an ihrem Geburtstage. Das nehme ich für ein gutes Zeichen!“

„Ich auch,“ meinte ihr Mann, „aber eben weil es Helenens Geburtstag ist, möchte ich ihr nicht gern — nun, Du weißt schon, was ich meine. Es wird ihr doch wohl nahe gehen, daß sie uns verlassen soll.“

„Freilich wohl, Väterchen. Aber wir dürfen doch auch keine Zeit verlieren, wenn sich nicht eine andere Hand nach der Stelle austrecken soll. Laß einmal sehen; vom Sonntag schon ist die Zeitung? Ja, da mußt Du heute noch schreiben, Conrad!“

„Das eben ist's, was mich bedrückt, liebes Weib. Ich kann nicht eher um die Stelle anfragen, ehe das Mädchen ihre Zustimmung zu der Sache gegeben hat, und es fehlt mir ganz und gar der Muth dazu, sie eben heute darum zu fragen.“

„Wir dürfen doch wohl nicht allzu bedenklich sein,“ entgegnete die Pastorin. „Es ist ja reiflich überlegt und besprochen, daß Helene einmal hinaus muß in die Welt, um etwas erwerben zu helfen. Catharina ist ja nun auch aus der Schule und greift tüchtig mit an in der Wirthschaft. Ich aber bin doch auch noch nicht so alt, um schon die Hände müßig in den Schooß zu legen. Wenn sich aber eine Jede von uns nach Kräften rührt, so laufen wir einander zuletzt nur im Wege herum; das taugt nicht für die beiden gesunden jungen Mädchen. Eine von ihnen muß also aus dem Hause, und da ist die Reihe natürlich an der Ältesten. Glaub' mir nur, Conrad, ich muß mich gar sehr winden und drehen, daß ich mit dem knappen Wirthschaftsgelde von einem Monat zum andern durchkomme; die vier lieben Jungen haben einen so gesunden Appetit, und es ist schon eine Hülfe, wenn ein Mensch weniger zu versorgen ist, der Kleider, Schuhe und sonstigen Nothwendigkeiten gar nicht zu gedenken, die sich Helene in der Stadt von ihrem Gehalt selber anschaffen könnte. Meine abgelegten Hähnchen kann sie jetzt auch nicht mehr tragen, denn sie ist mir ja richtig schon über den Kopf gewachsen.“

„Und mir an's Herz,“ sagte der Vater leise, mit wehmüthigem Lächeln. „Du hast Recht,“ fuhr er dann zu seiner Frau gewendet fort, „wir dürfen nicht auf halbem Wege stehen bleiben; Helene ist ja schon damit einverstanden, daß wir uns trennen müssen; aber nun die bloße Möglichkeit so nahe an mich herantritt, ist es mir, als ob ich das liebe Kind nicht würde fortlassen können, und Du wirfst ihre fleißige und geschickte Hand, ihr freundliches, liebevolles Wesen eben so sehr vermiffen wie ich.“

Die Mutter hatte die Augen voll bitterer Thränen, aber sie wußte, daß sie ihrem weichmüthigen, etwas unentschlossenen Manne nichts von ihrer eigenen Verzagttheit zeigen durfte, da die Nothwendigkeit, ihre Helene aus dem Hause gehen zu lassen, eine zwingende war.

„Väterchen,“ sagte sie daher mit fester Stimme, „der liebe Gott schickt uns diese Aussicht wohl nicht umsonst gerade an dem Geburtstage des Kindes; gewiß ist's zu Helenen's Glück! Schreib' Du also nur in Gottes Namen und erkundige Dich näher nach der Sache; indeß will ich mit dem Mädchen reden. Sie hat ein festes Herz und wird es uns und sich selbst nicht schwer machen, wenn es sich so schicken sollte, daß ihr der Herr just diesen Weg aufgethan hätte. Wir Beiden aber, lieber Mann, wir wollen um Kraft bitten für unser liebes Kind und für uns selbst, wenn's einmal dazu kommt, daß wir es hergeben müssen.“

Der Pastor drückte seiner Frau schweigend die Hand und stieg dann langsam die Treppe zu seiner Studirstube hinauf; sie hörte ihn da oben noch lange unruhig auf- und niedergehen, ehe er sich an seinen Arbeitstisch setzte, um den verhängnißvollen Brief zu schreiben. Sie sah es aber nicht, wie er dort beide Hände vor's Gesicht drückte, sie hörte es nicht, wie er in die klagenden Worte ausbrach: „Ach, und das Traurigste weiß mein armes Weib gar nicht einmal; sie ahnt nicht, daß meine Sehkraft von Tag zu Tage schwächer wird. Und wenn es endlich so weit kommt, daß ich mein Amt nicht mehr verwalten kann, was dann? Um einen Substituten halten zu können, dazu ist die Stelle ja zu schlecht! Die Knaben wachsen heran und müssen etwas Ordentliches lernen, um einmal ihr ehrliches Fortkommen in der Welt zu finden; woher aber soll ich die Mittel dazu nehmen, wenn es mir unmöglich geworden ist, länger der Versorger meiner zahlreichen Familie zu sein?“

In solch schweren Gedanken saß er lange; dann hob er sein gramdurchfurchtes Gesicht empor und sagte: „Mein Herr und Gott, Du selbst hast geboten, daß wir nicht mehr Sorgenlast auf uns nehmen, als für den nächsten Tag, denn jeder Tag werde für das Seine sorgen; vergieb mir meinen Kleinglauben, dessen ich mich besonders zu schämen habe, der ich ein Verkündiger des trostreichen Evangeliums bin und auch für mein Theil Deine Gnade und Warm-

herzigkeit schon reichlich erfahren habe. Du wirst mich gnädiglich hindurchführen durch die Nacht der Sorgen und — wenn es so Dein Wille ist — auch durch die Nacht der Blindheit. Deine Hand wird mich leiten und schützen, wovor sollte mir denn grauen? Du wirst auch mein geliebtes Kind in Deinen Schutz und Schirm nehmen und sie zu guten Menschen führen, die Dich und Dein Wort lieben und um Deinetwillen Geduld und Nachsicht haben mit ihr, die schon so früh aus dem Vaterhause hinaus muß, um mit dem Leben zu ringen.“

Von einem blühenden Rapsfelde herüber kam jetzt durch das offenstehende Fenster der jubelnde Gesang der Lerchen. Im jungen Korn aber rief eine Wachtel ihr »Lobe Gott, lobe Gott!« und eine freudige Rührung zuckte über das Gesicht des Pastors. Ohne länger zu zögern, schrieb er jetzt seinen Brief und machte dann noch einen Spaziergang in die grünen Felder hinaus. Auf dem Wege durch's Dorf legte er den verhängnißvollen Brief in den Postkasten, und als er endlich heimkehrte, hatte er das innerliche Gleichgewicht wiedergefunden; er hatte sich Ruhe, Frieden und Freudeigkeit erbetet.

Frau und Kinder warteten in der Wohnstube schon mit dem Abendbrod auf ihn. Nicht ohne Besorgniß blickte der Vater auf Helene, die neben ihm am Tische zu sitzen pflegte; er fürchtete, verweinten Augen zu begegnen, aber Helene hatte das tapfere, starke Herz der Mutter; sie zeigte ihm ein freundlich lächelndes Gesicht, und da zu Ehren des Tages jetzt eine würzig duftende Chokoladensuppe auf den Tisch kam, brachen die Knaben in lebhafteste Freudenbezeugungen aus, so daß keine trübe Stimmung aufkommen konnte. Von der Stelle in B. und Helenens Scheiden aus dem kleinen Kreise wurde kein Wort gesprochen; aber als der Pastor seinen Kindern den Gutenacht-Kuß gab, hielt er Helene länger als sonst in seinen Armen fest und legte ihr endlich sanft die Hand auf die Stirn, leise sprechend: „Der Herr segne und behüte Dich!“

Sie zog die liebe, segnende Vaterhand an ihre Lippen, an ihr

Herz und verließ dann still das Zimmer. — Oben im Giebelstübchen waren Helene und Catharina jetzt allein. Der Mond warf sein mildes Licht über die Birken und Kiefern, die am steilen Hange hoch über dem engen Thal, in dem das Dorf lag, ihre Wipfel in die Sommerluft hinausstreckten; er leuchtete auch durch das kleine Fenster und machte das Schlaffämmerchen der beiden Mädchen hell. Da setzte sich Helene an den Bettrand zu der Schwester, nahm deren Hand zwischen die ihren und sagte weich und bittend: „Du hast mir heute ein gar liebes Geschenk gemacht mit dem hübschen Morgenhäubchen, das Du so sauber genäht, aber ich will Dich noch um etwas Anderes bitten und weiß auch schon im Voraus, daß Du mich nicht abweisen wirst.“

„D,“ fiel ihr hier die jüngere Schwester lebhaft in's Wort, „sag' es nicht, was ich Dir noch geben darf! Ich will Dir zeigen, daß ich schon selber daran gedacht habe; ich wußte es nur nicht recht schicklich anzustellen. Nicht wahr, Lenchen, Du meinst auch, das schöne goldbraune Kleid von der Frau Baronin ist schade für mich Wildfang, der am liebsten noch mit dem kurzen Schulleidchen herumläuft; Dir würde es viel besser passen, und es ist fast noch so gut wie neu. Bitte, nimm Du es Dir, da braucht gar nicht erst viel daran geändert zu werden, und mir wird's eine rechte Herzensfreude sein, wenn ich Dich darin sehen werde. Willst Du?“

Helene lächelte wehmüthig, küßte die Schwester und sagte: „Rein, Rätchen, an das Kleid habe ich nicht gedacht, aber ich danke Dir für Deine Bereitwilligkeit herzlich, obschon ich's nicht annehmen kann. Du sollst mir das Versprechen schenken, daß Du Dich fein still drein finden willst, wenn es sich vielleicht in kurzer Zeit so fügt, daß ich von Dir fort muß, meine Herzensschwester!“

„Du — fort?“ stammelte Catharina; sie hatte sich im Bett aufgerichtet und sah Helene mit großen, erschrockenen Augen an.

„Ja, liebes Rätchen, es muß so sein, und ich will Dir auch sagen warum. Du bist jetzt auf gutem Wege, ein erwachsenes

Mädchen zu werden, und kommst nun zur Mutter in die Wirthschaftsschule. Soll ich unterdessen still dazitzen und zusehen, wie geschickt und anständig Du bist? Für mich giebt's noch gar viel zu lernen, damit ich auch einmal einen andern Hausstand führen kann als den unsrigen, wo Alles gar so einfach und sparsam eingerichtet werden muß. Denke nur, wenn ich eine Wirthschaft führen sollte, wie die Mamsell Haidemann drüben im Schlosse!"

„Du?“ fragte Catharina ungläubig. „Aber,“ fuhr sie vorwurfsvoll fort, „denkst Du denn nicht an mich, die ohne Dich gar nicht zurecht kommen wird, und nicht an den Vater, der immer sagt, daß Du seine rechte Hand bist!“

„Ja, wegen des Vaters hab' ich auch noch etwas auf dem Herzen, was ich Dir sagen will. Bei dem mußt Du meine Stelle einnehmen, und darum vertrau' ich's Dir auch nur an, daß seine lieben Augen recht bedenklich schwach werden; lasse es aber ja Niemanden merken, daß Du es weißt; auch die Mutter nicht, die gar nicht denkt, daß es so schlimm steht, sie hat immer auf so vieles Andere Acht zu geben und so viel zu thun. Du mußt nun dem Vater Alles recht zur Hand legen, was er braucht, damit er nicht darnach suchen darf; z. B. bei Tische stelle das Salzfaß und die Wasserflasche ganz in seine Nähe und immer genau auf dieselbe Stelle; dann braucht er nur die Hand auszustrecken.“

„Aber warum willst Du denn fort, da der arme, liebe Vater Dich doch so nöthig hat? Denn wenn ich auch noch so gern Alles thun will, was Du von mir verlangst, so gut wie Du werde ich's doch gar niemals verstehen. Bleib' doch nur schon bei uns, liebe, liebste Helene!“

„Räthchen, wenn Du ein wenig darüber nachdenken willst, dann wirst Du schon einsehen, warum ich fortgehe, und ich brauchte es Dir wohl eigentlich auch nicht erst zu sagen, wie schwer mir das wird. Und gleich jetzt, wo wir doch einmal darüber reden, bitt' ich Dich, schreib' mir's, wenn Mutter etwas recht nöthig braucht für

den Papa oder auch für die Brüder; ich will recht sparsam sein und mein Geld gut zusammenhalten, daß ich dann immer aushelfen kann.“

„Ja, nun versteh' ich Dich,“ schluchzte Käthchen und warf sich an den Hals der Schwester; „Du gehst nur von uns fort, um etwas zu verdienen und den Eltern eine Sorge abzunehmen. Ach, Lenchen, wie bist Du doch gar so gut; das könnte ich Dir nun und nimmermehr nachthun. Es muß gar zu schwer sein aus dem Vaterhause fortgehen zu wildfremden Leuten; aber wo gehst Du denn eigentlich hin?“

„Es steht Alles noch in Gottes Hand, aber es ist eine Stelle in B. offen, in einem Pfarrhause, dahin ginge ich am liebsten. Der Vater hat heute erst darum geschrieben, und es vergehen wohl noch viele Tage, ehe wir Antwort haben können. Aber mir ist's, als ob mir Jemand sagte, daß ich die Stelle bekommen werde, und auf alle Fälle ist's gut, wenn wir uns darauf gefaßt machen, daß es geschieden sein muß, denn ist's mit dieser Stelle nichts, so müssen wir uns nach einer andern umsehen.“

„Das ist sehr — sehr traurig,“ sagte Catharina, immer noch leise weinend; „aber ich will Dir's nicht schwer machen, und — liebe, liebste Helene, schlag' mir's nicht ab, nimm das hübsche Kleid! Du brauchst es bei den Pastorsleuten in der Stadt viel nöthiger, als ich daheim. Wenn Du mir's abschlägst, so werde ich mich schrecklich betrüben und habe doch schon Leid genug, da Du fortgehen mußt. Sag' nur, daß Du willst, Lenchen!“

„Wir wollen das später mit der Mutter berathen,“ beruhigte Helene die Schwester; „jetzt aber laß uns unser Abendgebet sprechen und zur Ruhe gehen, wenn wir Alles dem lieben Herrn in's Herz gesagt haben, was uns bedrückt und traurig macht.“ Sie küßte Käthchen noch einmal zärtlich und wollte sich aus deren umschlingenden Armen losmachen; aber die Schwester hielt sie fest und klagte: „Ach, ich mag's nicht denken, daß Du gehst; das Herz

will mir brechen, und ich werde nie wieder fröhlich sein können, wenn Du nicht mehr bei uns bist, Du liebes, liebes Schwesterchen! Weißt Du denn keinen Trost für Dein armes Käthchen?"

Da sagte Helene leise: „Will's Gott, so komme ich einst doch wieder zu Euch!“ Und nun weinten die beiden Mädchen sich satt, indem sie sich fest an den Händen hielten und gar nicht von einander gehen konnten.

Jetzt schlug ein großer Nachtfalter, der sich in die Siebelstube verflogen hatte, mit den Flügeln an die Fensterscheiben; Helene stand auf, um dem ungeduldigen Gefangenen seine Freiheit wiederzugeben. Dabei sah sie, daß der Mond schon weit hinter den Kirchhofslinden heraufgekommen und es spät geworden war. Da kniete sie noch einmal am Bett der Schwester nieder, faltete die Hände und betete laut:

Herr Gott, weil Alles liegt allein
An dem göttlichen Segen Dein,
So bitt ich Dein' Barmherzigkeit:
Segne mich heut und allezeit,
Vor Allem der Seelen Güter,
Mein und der Meinen Gemüther,
Dazu unsre Nahrung und Stand,
Segne unsre Arbeit und Hand,
Segne unsern Aus- und Fortgang,
Segne unsern Lebensanfang,
Segne uns mit seligem Sterben,
Laß uns das ewige Gut erwerben,
Durch Dein Leiden und bitterm Tod,
Erlöf' uns von der Sündennoth,
Zu Jesu Deinem heil'gen Namen,
Durch Jesum Christum. Amen! —

Dann drückte sie die verweinten Augen fest in ihr Kopfkissen und schlummerte sanft und süß wie ein müdes Kind. Still lag das

Pfarrhaus, und nur die Tapetenrosen an der Wand desselben kletterten ein klein, klein wenig weiter hinauf zu dem Giebelstubenfenster, dahinter die beiden Mädchen ihr Leid verschliefen.

Schon am dritten Tage kam die mit Hoffen und Bangen erwartete Antwort aus B. Die Stelle war noch offen und wurde Helene ziemlich gewiß zugesagt, doch sollte sie zuvor ihre Photographie einschicken. Fast wäre das junge Mädchen durch diese Forderung, die sie gar nicht begreifen konnte, ganz und gar zurückgeschreckt worden; aber der Vater war durch den Brief des Pastor Willert sehr befriedigt und hatte Vertrauen gewonnen zu dem alten Manne, der sehr eingehend schrieb und leise andeutete, daß seine Frau oft kränklich und in ihren wechselnden Stimmungen zu schonen sei. Daran nahm der Vater Veranlassung, Helene zu ermahnen, doch ja die rechte Geduld zu haben mit der Frau, die jetzt eine Art von Gewalt über sie haben würde; denn es stehe nicht umsonst in der Schrift, daß man gehorsam sein müsse den Vorgesetzten, selbst den wunderlichen, so lange sie nichts forderten, was gegen Gottes Gebot streite.

So ging denn die Pastorin mit ihrer lieben Aeltesten noch am selben Tage in die nahe Stadt und ließ zwei Bilder von ihr machen, denn eins davon wollte sie, wenn Helene fort sein würde, ganz heimlich in die Studirstube des Vaters hängen. Der Photograph erklärte schon beim ersten Versuche, daß ihm kaum jemals eine Arbeit so gut gelungen sei, und als am folgenden Tage die Botenfrau das Bild aus der Stadt brachte, da jubelten Rädchen und die Knaben laut auf, denn ganz natürlich hob sich Helenens liebes, freundliches Gesicht von dem Hintergrunde ab, der einen zurückgeschlagenen schweren Vorhang darstellte. Eben solch ein Vorhang mit dicken Frangen und Troddeln war ja im Zimmer der Baronin auf dem Schlosse, und die Begriffe der Kinder verwirrten sich dergestalt, daß sie nun für ganz gewiß annahmen, so fein werde Helene nun in der Stadt wohnen und solche weiche, schöne Sessel

in ihrer Stube haben, wie der war, auf den sie im Bilde ihre Hand legte. Darüber vergaßen sie fast den Schmerz, ihre liebe Schwester hergeben zu müssen, was ihnen doch schon so viele bittere Thränen gekostet hatte. Nur Helene selbst war mit dem Bilde nicht zufrieden; es käme ihr vor, sagte sie, als ob sie auf dem Theater stände, und vom Theater hatte sie keine besonders günstige Vorstellung, seit sie einmal ein Lustspiel auf dem Schlosse hatte aufführen sehen. Indessen wurde das Bild abgeschickt, und als Antwort brachte schon am nächsten Abend ein Bote ein blaues Briefcouvert, — ein Telegramm nannte es der Vater — und die Kinder hörten voll Erstaunen, daß die Worte, die darin standen, nicht von dem Herrn Pastor geschrieben, sondern durch einen elektrischen Draht von B. bis nach der nächsten Stadt telegraphirt worden wären. Diese Worte nun sagten in Kürze, daß Helene schon nach drei Tagen zu einer bestimmten Stunde in B. erwartet werde, wo man sie von der Eisenbahn abholen wolle. — Helenens Ahnung hatte sie also nicht getäuscht; es stand nun unabänderlich fest, daß sie fort müsse aus der theuren, geliebten Heimath.

Zum Hangen und Bängen aber blieb ihr keine Zeit; sie hatte ja nun alle Hände voll zu thun, um ihre Reisevorbereitungen zu machen, und wollte der Mutter nicht zu viel von dieser Arbeit überlassen. Es mußte noch Mancherlei gewaschen, geplättet und genäht werden, und der Koffer, den Helene mitnehmen sollte, füllte sich zu ihrem Erstaunen überraschend schnell; sie hatte gar nicht gemußt, daß sie so viel Sachen habe. Alles erschien ihr schön und gut, so bescheiden und einfach es auch sein mochte, und als Käthchen es bei der Mutter durchzusehen wußte, daß auch jenes goldbraune Kleid von der Frau Baronin für die Schwester zurecht gemacht wurde, kam sie sich wirklich wie ein vornehmes Stadtfräulein vor, das in's Bad reißt und all' ihre besten Sachen mitnimmt, um recht zu paradiren. Die Brüder brachten auch alle Augenblicke etwas herbei, was Helene durchaus noch mitnehmen müsse; bald war es

ein Körbchen von feinen Weidenruthen, das sie selbst geflochten hatten, und wohinein Helene ihr Strickzeug verwahren sollte; bald war's ein kleines Pappkästchen zu Stechnadeln und viele, viele Zeichnungen, die das liebe heimathliche Pfarrhaus, die Kirche, die große Lindenlaube im Garten und den Sitzplatz vor der Thür, an der Rosenwand vorstellen sollten; sogar „Treu“, der alte Hund war nicht vergessen, und Helene nahm alle diese Liebeserweisungen mit Dank an, wenschon die Bilder, die sie von all' diesen theuren Stellen in der Erinnerung mit fortnahm, viel, viel treuer waren, als Bleistift und Feder der guten Jungen sie wiederzugeben vermocht hatten.

Und so kam der letzte Abend heran und darauf das schwere, schwere Scheiden am Morgen! — Trotz der sehr frühen Stunde, in der Helene fort mußte, um den ersten Bahnzug nicht zu versäumen, waren doch die Knaben alle am Frühstückstisch versammelt, wo freilich wenig oder gar nicht gegessen wurde. Der Vater hielt wie gewöhnlich die Morgenandacht, nur singen konnte Niemand, so hell und laut doch sonst die Stimmen an jedem Morgen hinausflangen in's Dorf und manchen Vorübergehenden mahnten, auch dem Herrn Lob und Dank zu bringen, der in der Nacht auf der Wacht gestanden und vor Gefahr und Schaden behütet in Gnaden.

Jetzt noch eine lange Umarmung, ein „Gott segne und behüte Dich!“ von der Mutter, ein „Lebwohl, Herzensschwester, und komm bald wieder zu uns!“ von den Geschwistern; dann stieg Helene zum Vater in den Wagen; die raschen Pferde zogen an, und Helene verbarg einen Augenblick lang ihr thränenüberfluthetes Gesicht an der Brust des Vaters. Die Schwalben, die am Pfarrhause ihre Nester gebaut hatten, schienen der Fortziehenden, die immer so gern auf ihr lustiges Geplauder gehört, ein Stück Wegs das Geleit geben zu wollen; sie flogen vor dem Wagen her, kamen pfeilschnell wieder zurück und guckten im Vorbeihuschen mit neugierigen

Augen zu dem leise weinenden Mädchen hinein, das ihnen endlich doch lächelnd zunickte und dabei in die Worte Friedrich Rückert's ausbrach:

„Schwalbe, du bist mir ein lieber Gast;
Suchst in meinem Hause Raft?
Könnst' ich dein Nest dir zeigen!
Das Haus ist nicht mein eigen.
Warte nur, eben bau' ich eins,
Mir ein größ'eres, dir ein klein's,
Da wollen wir zwei verträglich
Zusammen sein tagtäglich!“

Und mit Einemmale überkam Helene die freudige Gewißheit, daß nach der bitteren Traurigkeit dieser Abschiedsstunde auch wieder Freude aufgehen würde dem armen Herzen. Sie trocknete ihre Augen und machte sich stark, um das kurze Zusammensein mit dem heißgeliebten Vater, der sein Kind bis zur ersten Eisenbahnstation bringen wollte, noch recht auszukaufen. Da flog plötzlich durch das offene Wagenfenster ein kleiner Strauß Kletterrosen und fiel auf ihren Schooß nieder. Victor, der kleinste ihrer Brüder, war geschwind über einen Plankenzaun geklettert, um auf einem kürzern Wege hinter dem Dorfe weg zu laufen; so überholte er den Wagen und warf der Schwester noch eine Handvoll Rosen vom Pfarrhause in den Schooß. Helene sprang freudig erschrocken auf und bog sich weit aus dem Wagen; aber den Bruder sah sie nicht mehr, weil man eben in einen Hohlweg einbog; sie konnte nur die thaufrischen Rosen an ihre Lippen drücken.

Daheim hatte indeß die Pastorin ihren Schlüsselforb ergriffen und war auf den Wäschboden hinaufgestiegen, als ob sie dort eine wirthschaftliche Berrichtung hätte; sie wollte aber nur allein sein und sich ungesehen ausweinen.

„Mein armes, liebes Kind,“ sagte sie, und die ganze Fülle zurückgedrängter Mutterliebe brach aus dem Tone dieser Worte

hervor, — „ich hätte es Dir doch wohl sagen sollen, warum ich Dich hinausgehen ließ in die Fremde; — aber nein, lieber magst Du mich hart und streng nennen, als den Gram und die Sorge mit Dir nehmen, — die Sorge um den theuren Vater, die jetzt noch Niemand kennt, als Gott und ich allein!“

2.

Auch ein Pfarrhaus.

Zwölf Stunden lang fuhr Helene auf der Eisenbahn, und doch verging ihr die Zeit wie im Traum, denn sie war mit all' ihren Gedanken noch daheim im Vaterhause und lebte die gewohnten Beschäftigungen des Tages durch. Ihre ganze Seele war so völlig zurückgewendet nach der verlassenen Heimath, daß sie wenig darauf achtete, als ihre Reisegesellschaft jetzt das Coupee verließ, als man zu abendlicher Stunde an einem stattlichen Bahnhofsgebäude hielt. Das ungewöhnte Brausen, Summen und Rollen, das schon von fern eine große Stadt ankündigt, drang jetzt an ihr Ohr, und sie fragte einen vorübergehenden Schaffner, wie die Station heiße.

Der Mann sah sie verwundert an und sagte dann lachend: „Wir sind in B. und am Ende unserer Tour. Wollen Sie denn nicht aussteigen?“

Erschrocken beeilte sich nun das junge Mädchen, ihren Platz zu verlassen, da sie ja vom Bahnhof abgeholt werden sollte. Und nun stand sie ziemlich rathlos und sich unbeschreiblich einsam und verlassen fühlend in dem Gedränge auf- und abwogender Menschen. Ihre ängstlichen Blicke fielen zuerst auf einen Maueranschlag, und sie las die Worte: „Vor Taschendieben wird gewarnt!“

Es ist schwer zu beschreiben, wie sehr Helene sich durch diesen Hinweis auf die Böswilligkeit der Menschen bedrückt fühlte; ihr Reise-

geld war zwar bis auf wenige Groschen ausgegeben, und sie hatte für sich nicht viel zu fürchten, aber es erschreckte sie sehr, daß eine solche Warnung hier in der großen Stadt nöthig sei, wo Alles so reich und glänzend aussah, während sie doch in ihrem kleinen, armen Heimathsdörfchen kaum jemals etwas von einem Diebstahl gehört hatte. Vorsichtig nahm sie die kleine Kapsel von Glas, die einen schmalen Rand von Rothgold hatte, und in der sich ihr größter Schatz, eine Locke von Vater und Mutter befand, vom Halse und wickelte sich die Gummischnur, daran sie diesen unscheinbaren Schmuck getragen hatte, fest um die linke Hand, damit er ihr nicht entrisen werden könne; in diesem Augenblicke trat ein Mann in einer blauen Blouse, der ein Blechschild an der Brust trug, an sie heran, und indem er zwei Finger an seine Mütze von Wachs-
tuch legte, sagte er: „Ich soll eine junge Person abholen, die zum Herrn Prediger Willert kommt; wenn Sie das sind, so steht da an der Treppe schon eine Droschke, die auf Sie wartet.“

Helene hätte in ihrer Freude, sich doch nicht ganz unbeachtet und verloren zu wissen unter den vielen Fremden, die so gleichgültig an ihr vorübergingen, oder was noch schlimmer war, sie mit dreisten Blicken musterten, dem Bloufenmanne am liebsten beide Hände entgegengestreckt; sie besann sich aber noch zu rechter Zeit darauf, daß sich das nicht schicke, und erwiderte nur auf das Freundlichste seinen stummen Gruß.

„Also das stimmt!“ sagte er befriedigt von seinem Scharfblick, die Fremde sogleich erkannt zu haben. „Nun geben Sie mir nur geschwind Ihren Gepäckschein, daß ich Ihre Sachen abholen und an den Wagen bringen kann.“

Jetzt fiel Helene die Warnung vor Taschendieben schwer auf's Herz, und sie sagte ängstlich: „Mein Gepäck möchte ich mir doch lieber selbst besorgen. Papa hat mir gesagt, ich dürfe den Schein keinem Fremden geben.“

Der Mann lachte laut, sagte aber dann in empfindlichem Tone:

„Ist denn die Mamsell aus Podolien, daß sie nicht weiß, was ein Dienstmann ist, der seine Nummer auf dem Schilde trägt und seinen Eid geleistet hat? Der Herr Pastor hat mich hergeschickt, um die Mamsell abzuholen und alles Nöthige zu besorgen. Wenn aber meine Hilfe nicht gebraucht wird, so ist das nicht meine Schuld, und ich finde meinen Weg heim.“

Zwischen der Furcht, ihre wenigen Habseligkeiten zu verlieren oder einen ehrlichen Menschen durch ihr Mißtrauen zu kränken, hin und her schwankend, zog Helene nun ihren Gepäckschein hervor und gab ihn dem Dienstmanne, hielt sich aber möglichst in seiner Nähe und wurde erst ruhiger, als sie endlich in der Droschke saß und des Vaters alten Lederkoffer vor sich auf dem Kutschersitz liegen sah, wohin sich auch der schnell versöhnte Blousenmann geschwungen hatte.

Nun ging es über einen weiten Platz aus einer langen Straße mit himmelhohen Häusern in die andere und wieder über freie Plätze, an schönen Kirchen vorbei. Auf der weiten Eisenbahnstrecke, die sie am selben Tage schon durchflogen hatte, war es ihr nicht so schwer auf's Herz gefallen, wie weit, wie weit sie von ihrem lieben Reinsfelde fort sei, als bei dieser Fahrt durch die große Stadt. Es war nur gut, daß eben eine Kirchenglocke die Abendstunde einläutete, als die Droschke an einem hübschen Hause hielt und der Dienstmann vom Kutschersitze herabsprang, um die Thürglocke zu ziehen.

Das Glodengeläut gab ihr ein Heimathsgefühl, aber vergebens sah sie sich nach einer Kirche um, der die Wohnung des Predigers ziemlich fern lag. Es dauerte lange, ehe drinnen im Hause eine Bewegung hörbar wurde; endlich schob sich ein Riegel zurück, und im Hausflur stand ein alter Herr mit langem schneeweißen Haar. Indem er dem Dienstmann einen Wink gab, das Gepäck in ein Zimmer zu ebener Erde zu schaffen, reichte er Helene die Hand und sagte: „Deinen Eingang segne Gott!“ Da wurde dem Mädchen wohl und leicht um's Herz, und sie konnte nicht anders, sie

mußte die Hand innig an ihre Lippen drücken, die ihr soeben die Thür der neuen Heimath aufgethan hatte.

Pastor Willert führte sie jetzt in ein hübsches Gartenzimmer, dessen Thüren nach einem kleinen Rasenplatz und einer dicht überwachsenen Caprifolium-Laube zu gingen. Er bat sie, sich erst ein wenig auszuruhen, ehe sie sich in ihrem Stübchen heimisch zu machen suche, und fügte, sich mit einiger Verlegenheit die Hände reibend, hinzu: „Es trifft sich recht unangenehm, daß meine liebe Frau zu Bett liegt und Christine, die alte Köchin, sich eben den Fuß mit heißem Wasser verbrüht hat. Ich hoffe jedoch, daß die Schmerzen bald etwas nachlassen und sie Ihnen dann behülflich sein kann, sich einigermaßen im Hause zurechtzufinden.“

Helene begriff sogleich, was sie zu thun habe. Schnell legte sie Hut und Tuch ab und sagte: „Da kann ich auf der Stelle in Amt und Würde treten; ich fühle nicht die geringste Müdigkeit und darf wohl in die Küche gehen und meine Dienste anbieten? Ich verstehe mich ein wenig auf Krankenpflege und weiß ein gutes Heilmittel für Brandwunden.“

Der alte Herr athmete erleichtert auf, und Helene fand sich ungefragt nach der Küche, da das leise Stöhnen Christinens ihr den Weg zeigte. Diese saß auf einem kleinen Schemel und hielt den verbrühten Fuß in ein Bad von kaltem Wasser. Ein eben nicht allzu freundlicher Blick traf die Eintretende.

„Ich komme ja recht zur guten Stunde, um Ihnen meine Dienste anbieten zu können,“ sagte Helene, ohne sich durch den kalten Gegengruß der alten Dienerin einschüchtern zu lassen. „Darf ich einmal Ihren kranken Fuß ansehen?“

„Ja, vom Ansehen wird er nicht heil werden,“ brummte die Köchin, ließ es aber doch geschehen, daß Helene an den Boden niederkniete und die wirklich arg verbrühte Stelle betrachtete.

„Da werde ich vielleicht doch noch helfen können, da noch keine Blasen entstanden sind,“ sagte das junge Mädchen theilnehmend.

„Die gute Mutter hat mir für vorkommende Fälle der Art ein Fläschchen Kalkwasser mit Leinöl vermischt mitgegeben; das Mittel hat bei uns auf dem Lande, wo der Doctor nicht so geschwind bei der Hand ist, immer sehr gut gethan. Ich will gleich gehen und meinen Koffer aufschließen.“

Christine schwankte noch zwischen mürrischem Ablehnen der so bereitwillig angebotenen Hilfe oder dankbarer Annahme derselben; aber als Helene den ersten Umschlag über die schmerzende Stelle legte, spürte sie eine so wohlthätige Kühlung, daß ihr Gesicht sich augenblicklich erheiterte, und kaum war eine Viertelstunde vergangen, in der das junge Mädchen die Dienste einer Krankenschwester beharrlich fortsetzte, da sagte Christine um und umgewandelt: „So, jetzt geht es viel, viel besser, und ich kann den großen Filzpantoffel recht gut anziehen, denn jetzt muß die Frau Pastorin ihren Thee haben, und Ihnen wird etwas Warmes auch gut thun nach der langen Fahrt auf dem Eisenbahnwagen. Wir haben Thee von der besten Sorte, geradezu aus Rußland, wo die Herrschaft gute Freunde hat; der wird Ihnen schon schmecken. Wir trinken ihn auch aus Gläsern, nicht aus Tassen, und wenn wir Beide nachher zusammen Abendbrod essen sollten, da können wir miteinander anstoßen und die liebe Frau Mutter daheim leben lassen, die den guten Gedanken mit dem Heilmittel gehabt hat.“

Helene war ein wenig betroffen bei dem Gedanken, daß sie möglicher Weise ihre Mahlzeiten bei Christinen in der Küche halten sollte, aber es that ihr doch auch wohl, daß die alte Dienerin so freundlich an ihr liebes Mütterlein dachte. Für's Erste erbot sie sich, den Thee selbst zu besorgen, wenn Christine ihr nur sagen wolle, wie es im Hause Brauch sei, und wo alles nöthige Geräth stände; dabei könne sie ja ruhig sitzen bleiben und den kranken Fuß pflegen. Das ließ sich die Alte denn nach einigem Sträuben gefallen und sah mit Staunen zu, wie flink und geschickt das junge Mädchen Alles angriff. Endlich war ein Schichtwerk feiner Butter-

bröde gestrichen, ein Tellerchen mit gewiegtem Schinken stand bereit, und während der Thee aufgebriiht wurde, kochte schon ein Ei „pflaumenweich“ — wie es Helene unzählige Male für den Vater bereitet hatte, wenn er am Sonntag von der Kanzel kam. Christine musterte Alles, was in bester Ordnung auf dem Präsentirtbrett stand, und erklärte, daß sie es selbst in die Schlafstube der Frau Pastorin hinaustragen müsse, die heut nicht mehr für Helene zu sprechen sei.

„Dann lassen Sie es mich Ihnen wenigstens bis an die Thür hinauf tragen, es wird Ihnen ohnehin schwer genug werden, die Treppe hinaufzusteigen. Aber wird denn nicht gleich auch für den Herrn Pastor das Abendbrod zurechtgemacht? Ich sehe hier nur ein Glas, ein Besteck und eine Serviette.“

„Der Herr ist niemals zu Abend,“ meinte Christine mit bedauerlichem Achselzucken, „es ist überhaupt, als ob er nur von der Luft lebe. Wenn die Frau ihren Thee getrunken hat, bleibt noch genug für uns Beide in der Kanne, und heute müssen Sie schon mein Gast sein.“

Helene kämpfte ein Gefühl der Demüthigung nieder und dachte, der Herr im Himmel wird mir schon meine rechte Stellung verschaffen ohne mein Zuthun. Sie griff nach dem Theebrett und trug es bis an die Thür der Schlafstube, dann ging sie in ihr Stübchen zu ebener Erde, wo ihr Koffer stand und das, wie Christine ihr gesagt hatte, für sie bestimmt und eingerichtet worden sei. Dort setzte sie sich an's Fenster, das auf die Straße hinaus ging, und sah mit verschleierten Blicken in das Gewühl Vorübergehender. Bald jedoch hörte sie Christine die Treppe heruntergehumpelt kommen und auch endlich an ihre Thür klopfen. Helene öffnete, und da stand die Alte in respectvoller Haltung und sagte: „Der Herr Pastor lassen bitten, das Fräulein Helene möchten in die Wohnstube kommen; dorthin habe ich auch das Tablett mit dem Thee tragen müssen. Heut wären Sie der Gast des Hauses, hat er gesagt, und

da müsse zuerst für Sie gesorgt werden; seine Frau wolle ohnedies nur ein Glas Limonade trinken. Na, ich konnte mir schon denken, daß wieder einmal schlecht Wetter bei unserer Frau ist, weil der Herr heut in einigen Dingen seinen Willen durchgesetzt hat. Da bekommt sie immer ihre Nerven, wie sie sagt, und wenn sie die hat, legt sie sich gleich zu Bett. Morgen früh ist Alles wieder gut.“

Helene schnitt der Redseligen rasch das Wort ab, indem sie der erhaltenen Einladung in's Wohnzimmer folgte und dort ein sauber gedecktes Tischchen für sich bereitet fand. Sie ließ sich nun vortreflich schmecken, was sie selbst für die Frau des Hauses bereiten helfen, und es war ihr lieb, daß sie bei dieser Abendmahlzeit allein blieb; als sie später wieder in ihr Stübchen trat, fand sie dort einen Strauß von Jelängerjelier, der wundervoll duftete. Das rührte sie, denn nur Christine konnte ihn dahin gebracht haben, und gewiß hatte sie ihn eben erst aus dem kleinen Hausgarten geholt, was ihr mit dem schlimmen Fuße nicht leicht geworden sein konnte. Sie ging auch sogleich noch einmal in die Küche zu ihr und dankte ihr für die Freude, die sie ihr mit den Blumen gemacht.

Christine rieb sich vergnügt die Hände, gestand aber doch ehrlich ein, daß sie es auf des Herrn Pastors Geheiß gethan habe, ja, daß es früher hätte geschehen sollen, aber da wäre ja ihr Ungeschick dazwischen gekommen, und über dem verbrühten Fuße hätte sie es ganz und gar vergessen. „Nun leuchte ich Ihnen aber in Ihr Stübchen und nehme einstweilen die starkriechenden Blumen wieder heraus, damit Sie keinen Kopfschmerz bekommen in der Nacht.“

Helene versicherte vergeblich, daß sie gar kein Licht brauche, die Alte setzte ihren Willen durch, zündete eine Kerze an, stellte sie auf das kleine Tischchen vor des Mädchens Bett und erinnerte noch: „Morgen schlafen Sie hübsch ordentlich aus, Fräulein Helene; hier im Hause ist das Frühaufstehen nicht Mode, und vor 9 Uhr werden Sie die Frau Pastorin doch nicht zu sprechen bekommen. Nun, gute Nacht!“

„Haben Sie nicht noch einen Augenblick Zeit?“ fragte Helene und schob Christine einen Stuhl hin. „Wenn die Frau Pastorin krank ist, so wird wohl keine gemeinsame Abendandacht sein, und da dachte ich, wir Beide könnten miteinander noch ein Capitel aus der Bibel lesen. Ich bin's von zu Haus so gewohnt. Wollen Sie?“

Die alte Köchin hatte still vor sich hin gelächelt, als Helene von gemeinschaftlicher Hausandacht sprach; dann aber ging eine Rührung über ihr Gesicht, denn das war zu Hause bei ihren Eltern ja auch Sitte gewesen; aber das war lange, lange her, und seitdem hatte Christine es nie wieder so gefunden, auch in dem Predigerhause nicht, wo sie nun schon zehn Jahre diente.

„Ja, gern bleibe ich, wenn Sie mir's erlauben,“ sprach sie erfreut, schob aber den Stuhl, den Helene ihr anbot, ein wenig mehr nach der Thür hin, als ob nur dort ein schicklicher Platz für sie wäre, und als das junge Mädchen ihr eine kleine Bank für ihren kranken Fuß brachte, wurde sie von dieser Freundlichkeit so gerührt, daß sie Helenens Hand ergriff und sie küßte, ehe diese es hindern konnte. Von dieser Stunde an hatte sich Helene ein treues, dankbares Herz für immer gewonnen, und das war ein Schatz für sie in der neuen, fremden Welt, in die sie sich wie durch einen Zauber Schlag versetzt sah. Mit Danken und Loben beschloß sie diesen so reich bewegten Tag, und als doch das Heimweh über sie kam, drückte sie die Augen fest in die Kissen und weinte, aber nicht bitter und leidenschaftlich, sondern still und mit Ergebung in den Willen ihres Vaters im Himmel.

Am andern Morgen erwachte sie schon sehr früh von dem ungewohnten Wagengerassel auf der Straße; das war ihr lieb, denn sie überlegte schnell, dadurch werde sie immer erst ein paar Stunden für sich allein haben, ehe ihre neuen Pflichten sie in Anspruch nähmen. Als sie ein wenig später Christine in der Küche poltern hörte, ging sie, um nach deren Fuß zu sehen, und fand zu ihrer Freude, daß die Entzündung durch das angewendete Hausmittel

fast ganz gehoben war. Christine nahm schon wieder ihre gewohnte Thätigkeit auf, denn sie war nicht von der weichlichen Sorte und litt durchaus nicht, daß Helene sie im Geringsten übertrug.

„O, für Sie wird sich gerade genug Arbeit finden,“ sagte sie, mit der Hand abwehrend, „die Frau Pastorin versteht es schon, Einen im Athem zu erhalten; na, im Grunde ist sie aber doch besser als viele Andere, das muß man auch sagen.“

„Ich bin von Haus an Arbeit gewöhnt,“ sagte Helene ablenkend, denn sie wollte nichts von Christine über ihre Herrschaft hören; es soll mir eine Freude sein, wenn ich mich hier recht nützlich machen kann. Und nicht wahr, wenn es mir einmal an Erfahrung fehlt, darf ich zu Ihnen kommen und mir Rath holen?“

„Zu allen Stunden,“ versicherte Christine geschmeichelt, „bin ich dazu gern bereit. Aber, Fräulein Helene, wenn Sie immer solch ein Frühauf sind wie heute, so könnten wir ja den Morgen ebenso anfangen, wie wir gestern den Abend beschlossen haben. Darf ich immer um diese Zeit in Ihr Zimmer kommen, und wollen Sie da ein Lied lesen oder ein Bibellkapitel? Das hat mir gestern so recht bis in's Herz hinein wohlgethan, und hier im Hause ist dergleichen nicht eingeführt.“

Und damit war es abgemachte Sache, daß Helene mit der alten Christine eine kurze Morgen- und Abendandacht hielt, von der sie Beide viel Segen hatten.

Das junge Mädchen hatte ihr Stübchen schnell aufgeräumt und setzte sich dann zu ihrer Briefmappe, um den ersten Brief an ihre Lieben daheim anzufangen. Dabei wollte ihr freilich wieder gar weh um's Herz werden, aber nach und nach schrieb sie sich doch ruhiger, und nun hörte sie auch eine Klingel, das war, wie die Köchin ihr gesagt hatte, das Zeichen, daß die Hausfrau aufgestanden sei und ihr Frühstück begehre, was sie sich in ihr Schlafzimmer bringen ließ. Der Herr Pastor hatte seinen Kaffee schon eine Stunde früher getrunken und blieb in der Regel während



Gr. v. L. Venus.

In ein fremdes Haus.



des ganzen Morgens in seiner Studirstube, wenn er nicht Amtsverrichtungen hatte. Für Helene brachte Christine nun auch ein Kännchen mit Kaffee und schönes, frisches Weizengebäck, das sie sich trefflich schmecken ließ. Und jetzt war endlich die Stunde gekommen, wo sie zu der Dame des Hauses gerufen wurde. Das Herz schlug ihr doch recht beklommen, als sie die Treppe zum Wohnzimmer hinaufsteigen wollte. Christine vertrat ihr den Weg und sagte leise: „Nehmen Sie's nur nicht für ungut, Fräulein Helene, wenn ich Ihnen zuvor noch einen kleinen Wink gebe. Sagen Sie nur da oben immer hübsch „Gnädige Frau“; die Frau Pastorin ist nämlich von Haus aus von vornehmer Familie.“

Helene dankte und stand bald darauf der gegenüber, an die sie ja mit ihren Pflichten gewiesen war, und deren Zufriedenheit und Vertrauen erringen zu können sie lebhaft wünschte. Zu ihrem größten Erstaunen fand sie nicht eine kränklich aussehende Frau mit ergrautem Haar, wie sie sich die Gattin des greisen Hausherrn gedacht hatte, sondern eine noch ziemlich junge, stattliche Dame in gewähltem Morgenanzuge, die in einem Journal blättern auf einer chaise longue von rothem Sammet lag.

„Ach, da sind Sie ja!“ rief Frau Pastor Willert der Eintretenden mit kühler Freundlichkeit entgegen. „Ich höre, Sie sind schon gestern Abend angekommen, und hoffe, daß Sie sich also schon so weit eingerichtet haben, daß nun auch wir Beide es mit einander versuchen können. Setzen Sie sich also und hören Sie Einiges von den Obliegenheiten, die Sie zu übernehmen haben werden. Zuerst, liebe — ach, wie heißen Sie doch mit Ihrem Taufnamen?“

„Helene!“ antwortete das junge Mädchen, durch das leise abweisende Wesen der Frau Pastorin mehr eingeschüchtert, als es sonst ihr eigen war.

„Also, liebe Helene, ich werde Ihnen zunächst die Schlüssel zum Speisegewölbe, zur Vorrathskammer, zu den Wäsch- und Porzellan-Spinden übergeben. In der ersten freien Stunde machen Sie sich

wohl ein Verzeichniß über den Inhalt der Schränke und Kisten, ich werde es später mit dem meinigen vergleichen. Ich bestimme jeden Abend, was für den nächsten Tag in der Küche zu thun ist, und Sie haben dann nur alles Nöthige herauszugeben. Die Köchin ist von mir so vollständig abgerichtet, daß sie alles Weitere selbständig besorgt. Ich hoffe, es wird nicht nöthig sein, daß ich Sie erst jedesmal aufmerksam machen muß, wenn die Fenster gepußt oder reine Gardinen aufgehängt werden müssen; ersteres hat Christine zwischendurch zu thun, letzteres ist selbstverständlich Sache des Tapezierers, den Sie nur zur rechten Zeit bestellen lassen müssen. Meine Gesundheit erlaubt mir nicht, mich um jede Kleinigkeit im Hauswesen selbst zu bekümmern; ich bin dieser Aufgabe fast erlegen. Das Plätten der feinen Wäsche lege ich ganz und gar in Ihre Hände, die ja wohl solche Arbeit schon gewöhnt sind, wenn ich mich der gewechselten Briefe recht erinnere. Ja, wo soll ich anfangen, wo aufhören mit Anweisungen für Sie, liebe Mathilde, — so heißen Sie doch wohl, nicht wahr?“

„Helene!“ schob die Gefragte ein, und ihr Muth, ihre Freude waren eben nicht im Steigen begriffen bei diesem Gespräch.

„Ja, was ich sagen wollte, es wird am besten sein, Sie greifen zu, wo sich eben Arbeit für Sie findet, und an der fehlt es nicht in meinem Hause, in dem so viele Menschen aus- und eingehen. Ich habe mein Stubenmädchen entlassen, weil mich das Ungeschick solcher Personen nervös macht; jeden Stuhl setzen sie mit Geräusch auf seine Stelle, jedes Flacon stoßen sie um, mit jeder Base an, sie schieben die Lampe oder die Schale mit den Visitenkarten über die feingepolirten Tische hin, daß man die Spuren davon nie wieder vertilgen kann; dabei geht eine Lammsgeduld zu Ende. Das Abstäuben der Zimmer übernehmen Sie nun wohl selbst, liebe Louise, es ist überall gebohnter Fußboden, dessen Säuberung der Aufwärter meines Mannes besorgt. Meine Schlafstube ist Christinens Sache, und so bleibt Ihnen, wie schon gesagt,

die feinere Arbeit des Aufräumens, denn wenn ich eine Tochter hätte, so würde ich das auch von ihr fordern.“

Helene versicherte rasch ihre Bereitwilligkeit, es that ihr wohl, daß die Pastorin also doch andeutungsweise ihr Verhältniß zum Hause mit dem einer Tochter verglich. Sie hätte gern an diese Aeußerung die Bitte anknüpfen mögen, daß die stattliche Frau ihr eine mütterliche Freundin sein und Geduld mit ihr haben möge, wo ihre Leistungen hinter ihrem guten Willen zurückbleiben sollten; aber die Frau Pastorin hielt eben Helenens Photographie in der Hand und betrachtete bald das Bild, bald das Original mit so scharf prüfenden Blicken, daß Helene bis unter das aschfarbige Haar hinauf erröthete und mitten in dem angefangenen Satze stecken blieb.

Frau Willert hatte gar nicht auf sie gehört; jetzt sagte sie kopfschüttelnd: „Ich habe mir nach dem Bilde da eine ganz andere Vorstellung von Ihnen gemacht, Hedwig, und merke wohl, daß ich meine Ansprüche mehr der Wirklichkeit werde anpassen müssen. Kann ich denn z. B. noch darauf rechnen, daß Sie mir, wenn ich das Bedürfniß darnach habe, etwas vorlesen werden; d. h. verstehen Sie schön und mit Verständniß zu lesen?“

„Ich werde mein Möglichstes thun, Sie zu befriedigen,“ antwortete Helene bescheiden, doch nicht ängstlich; denn sie war ja gerade in dieser Beziehung bei dem Vater in einer guten Schule gewesen.

„Meine Frage hätte anders gestellt werden sollen,“ fuhr Frau Willert mit einem spöttischen Zug um die Lippen fort. „Was werden Sie auf Ihrem einsamen Dorfe denn gelesen haben, Kind! höchstens die Geschichten von Marie Nathusius, die gerade nicht mehr ganz neu sind.“

„O,“ sagte Helene mit schöner Begeisterung, „gewiß, jenen Erzählungen verdanke ich viel und liebe sie unaussprechlich. Mein lieber Vater sagte einmal: Nie habe ich einen Schriftsteller gelesen, der das religiöse Leben so vielseitig, so herzinniglich, so wahr und

fein ausgemalt, und dann wieder das weltliche Leben dem gegenüber. Das erste, — wie reich, wie schön, wie herrlich, wie selig; das zweite, wie arm, wie nichtig und leer! Diese Schriften werden noch Tausenden zum Segen gereichen.“

Das Lächeln auf dem Gesicht der Pastorin war verschwunden, und sie sagte mit dem Tone der Zurechtweisung: „Wenn ich einmal Ihrer Meinung nachfragen sollte, — Sie mögen diese nun selbst gefaßt oder fremdem Munde entlehnt haben — dann wird es an der Zeit sein, mich damit bekannt zu machen; zunächst aber fordere ich das von einem so jungen Mädchen noch nicht; ich will mich damit begnügen, zu erfahren, welche Autoren Sie etwa schon gelesen haben, um darnach auf Ihr Verständniß schließen zu können. Hörten Sie z. B. schon einmal etwas von Stifter?“

„Ich habe Adalbert Stifters Studien alle dem Vater vorgelesen, zuletzt seine Feldblumen,“ antwortete Helene, indem sie in Folge der eben empfangenen Zurechtweisung es vermied, das Entzücken auszusprechen, das diese köstlichen Dichtungen ihr bereitet.“

„Außerdem?“ fragte die Dame auf der chaise longue etwas weniger scharf.

„Walter Scott, Charles Dickens, Chamisso und andere namhafte Dichter; mein Vater hat eine reiche Büchersammlung.“

„Schön; über diesen Punkt kann ich also beruhigt sein und werde Sie für's Erste in den prosaischen Theil Ihrer Pflichten einführen. Sagen Sie doch der Köchin, daß sie zu Ehren Ihrer Ankunft heut noch ein Zwischengericht einschieben soll, eine Reismehlspeise; Christine macht die ganz vortrefflich nach meinem Recept. Sie geben ihr dazu ein halbes Pfund Reis, ein halbes Pfund Butter und vier Eier, merken Sie ja, nur vier Eier. Alles Andere habe ich schon gestern Abend besorgt, so elend ich mich auch fühlte. Und, liebe Hedwig, wenn Sie nachher meine Kragen, die dort im Arbeitskorbe liegen, einmal gründlich untersuchen und kleine Schäden ausbessern wollen, so mache ich für den Rest des Morgens keine

weiteren Ansprüche an Sie. Um zwei Uhr essen wir Mittag, und wenn Besuche zu mir kommen sollten, so sorgen Sie dafür, daß ich nicht erst gefragt werde, ob ich sie annehmen will oder nicht. Ich bin niemals vor zwölf Uhr zu sprechen. Meine Nerven erlauben das nicht."

Helene griff nach dem Arbeitskorbe, in dem eine Menge feiner Spitzen und Kragen lagen, und wollte eben damit das Zimmer verlassen, als die Frau Pastorin ihr zurief: „Ach, warten Sie doch noch einen Augenblick; es fällt mir ein, daß mein Mann gestern Abend darüber klagte, er habe nur noch wenig Bäckchen in seinem Schube. Damit wissen Sie wohl Bescheid, liebe Elisabeth, Sie sind ja aus einer Pastorfamilie. Kaufen Sie das nöthige Zeug hier dicht nebenan, bei Pägold und Aulock; nehmen Sie zu einem Duzend. Willert hat in nächster Woche seinen Geburtstag, bis dahin werden Sie wohl mit Leichtigkeit fertig. Bei Pägold habe ich Rechnung. Vergessen Sie mir aber darüber meine Kragen nicht, diese Arbeit geht jeder andern vor.“

Helene warf einen besorgten Blick auf den Spitzenberg im Korbe und dachte: „Wie gut, daß ich ein paar ruhige Morgenstunden für mich habe, wo sich Allerlei schaffen läßt. Dann ging sie in das Speisegewölbe und wog Reis, Butter und Zucker ab. Als sie damit zu Christine kam und die Mehlspeise bestellte, sagte diese, auf die Eier deutend: „Nein, Fräulein Helenchen, das ist zu wenig. Zu der Reisspeise, wie die gnädige Frau sie gern ißt, gehören acht Eier!“

Helene berief sich auf die wiederholt gegebene Bestimmung der Hausfrau, aber da lachte die alte Köchin und sagte: „Lassen Sie sich nur nicht irre machen, das versteht die Frau Pastorin nicht. Geben Sie mir ruhig noch vier Eier dazu; darüber kräht kein Hahn, versichere ich Sie. Denken Sie denn, daß sich die Frau die Mühe nehmen wird, die Eier nachzuzählen, die verbraucht werden? Mit vier Eiern kann ich die Mehlspeise nicht zu Stande bringen,

und Sie sollten einmal hören, was es für ein Lamento bei Tisch geben würde, wenn sie nicht gerathen wäre."

"Aber das darf nicht sein, liebe Christine; ich will lieber gehen und der Frau Pastorin sagen, daß sie sich geirrt haben müsse, und fragen, ob ich die fehlenden Eier geben darf."

"Würde Ihnen schlecht gedankt werden, Fräulein! Sie haben ja auch gehört, daß die gnädige Frau vor zwölf Uhr nicht gestört sein will. Sie hat in dieser Zeit ihre Nerven und liest die Bücher dabei, die ich ihr aus der Leihbibliothek holen muß. Versuchen Sie's einmal und klopfen Sie an ihre Thür; aber ob Jemand hereinrufen wird, das ist eine andere Sache."

"Aber was ist denn da zu thun?" fragte Helene, völlig rathlos.

Christine zuckte die Achseln. „Keine Eier, keine Mehlspeise!“ sagte sie ganz entschieden. „Ich mag mir nicht nachsagen lassen, daß ich meine Sache nicht verstehe.“

„Nun gut, so werde ich die Eier holen und es dann bei Tische der Frau Pastorin sagen.“

„Wenn Sie es durchaus wollen, so kann ich's freilich nicht hindern, aber gewarnt habe ich Sie. Ueberhaupt, Fräulein Helenchen, bei uns hier im Hause heißt es flug sein wie die Schlangen und doch auch ohne Falsch wie die Tauben. Die Frau Pastorin ist nicht so schlimm, wie es manchmal den Anschein hat, aber ihr Wille und ihre Meinung — danach soll sich Alles richten in der Welt, mit Respect zu melden. Es muß Alles nach ihrem Kopfe gehen, wenigstens dem Scheine nach, und da sich das nicht immer so einrichten läßt, so thu' ich meinerseits, was recht ist und was ich vor meinem Gewissen verantworten kann. Wenn nur Alles fein ordentlich seinen Gang geht, damit der Herr nicht einmal die Geduld verliert, so fragt dann die Frau nicht weiter darnach, ob man sich auch streng an ihre Befehle gehalten hat. Wenn ich's nicht so machte und nebenbei meine Seele vor Unrecht bewahrte, so wäre ich schon lange nicht mehr hier im Dienst; und eigentlich thu' ich

daß auch nur dem guten alten Herrn zu Liebe, der sich auch nicht auf Rosen gebettet hat, seit er die zweite Frau geheirathet, die eine Anverwandte der Verstorbenen ist. Ja, die selbe Frau die hätten Sie kennen sollen, die war recht nach dem Herzen Gottes, sanft und mildthätig gegen Jedermann. Seitdem ist freilich gar Vieles anders geworden hier im Hause.“

„Es ist nicht recht, Christine, wenn wir zusammen Schlimmes reden über die Herrschaft; mir hat der Vater die Worte eingeschärft: Ihr Knechte, seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen; denn das ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht!“

Christine sah still vor sich nieder. Sie war keine sehr duldsame Natur und konnte es selbst kaum begreifen, daß sie sich von einem so jungen Mädchen gewissermaßen belehren und zurechtweisen ließ aber das herzliche und demüthige Wesen Helenens nahm ihren Worten jede Bitterkeit, so daß die mürrische Christine sich weder verletzt noch beschämt fühlen konnte.

Der Morgen verging Helene wie im Fluge, und sie hatte sich noch lange nicht durch den Berg von schadhafte Spizen hindurchgearbeitet, als die große Wanduhr im Hausflur zwei weithin hörbare Schläge that. Rasch legte sie nun ihr Nähgeräth bei Seite und ging, um das Decken des Tisches zu übernehmen, wozu ihr Frau Willert von ihrer chaise longue aus die nöthigen Anordnungen gab. Diese war, wie sie sagte, noch recht angegriffen, wollte aber doch versuchen, einen Bissen zu essen.

Bei Tisch sah Helene nun zuerst wieder den Hausherrn, der ihr mit herzgewinnender Freundlichkeit begegnete und eingehend nach ihren Eltern und Geschwistern fragte. Das that dem jungen Mädchen, das tapfer mit dem Heimweh rang, doch aber gar so gern von seinen Lieben daheim redete, sehr wohl, und Helene gab die Antworten mit aller Wärme ihres Herzens, das mit allen Fasern am Vaterhause

hing. Die Pastorin nahm zwar auch an dieser Unterhaltung Theil, aber so gleichgültig und kühl, daß Helene unmöglich dankbar und erfreut darüber sein konnte.

Jetzt brachte Christine die wohlgelungene Mehlspeise auf den Tisch; die Pastorin fand sie sehr nach ihrem Geschmack, und da auch ihr Mann sie lobte, sagte sie mit großer Befriedigung: „Ja, es hat auch viel Mühe gekostet, ehe ich Christine so weit gebracht habe, sich genau nach meinen Angaben zu richten, obschon sie auch jetzt noch von Zeit zu Zeit den Versuch macht, ihren eigenen Willen durchzusetzen. Glücklicher Weise scheitern diese Versuche aber stets an meiner Consequenz!“

Helene erschrak, und es fiel ihr mit Einem Male schwer auf's Herz, daß sie ja an diesem Morgen der alten Köchin behilflich gewesen war, die Bestimmungen der Frau Pastorin eigenmächtig abzuändern, und sie hielt es für ihre Pflicht, ihre Schuld — wenn es als eine solche anzusehen war — offen einzugestehen.

Aber Christine hatte sie nicht vergebens vor diesem Versuche gewarnt. Frau Willert legte, zornroth bis zur Stirn, ihre Gabel aus der Hand, schob den Teller heftig zurück und sagte: „Ich muß es Ihnen wohl doch erst klar machen, was sich von selbst verstanden hätte, daß in meinem Hause nur mein Wille giltig und maßgebend ist; von der Verantwortlichkeit für die Folgen meiner Anordnungen spreche ich Sie im Voraus frei, Fräulein — Helene, und mit meiner Köchin haben Sie nichts zu berathen, nichts zu überlegen; Sie vermitteln meine Aufträge, mehr fordere und wünsche ich nicht von Ihnen; richten Sie sich darnach! Ich gehöre zwar nicht zu den Hausfrauen,“ fuhr sie mit Ueberhebung fort, „die keine andere Auffassung von der Erfüllung ihrer Pflichten haben, als daß sie mit eigenen Händen Alles selbst thun und schaffen, überall selbst die Aufsicht führen und dadurch unter der Last der Arbeit so völlig erliegen, daß ihnen kaum noch zu einem Gedanken an etwas Höheres Zeit und Kraft bleibt, während bei richtiger Anordnung und

Vertheilung der Arbeit an die vorhandenen Kräfte viel mehr geschafft und größeres Behagen bereitet wird.“

„Das heißt,“ fiel hier der Pastor mit leichter Ironie ein, „der Hausfrau, oder ich sollte lieber sagen: der Frau vom Hause, denn das ist oft ein bedeutender Unterschied. Die Andern dürften sich doch wohl behaglicher dabei befinden, wo die Frau auch selbst mit Hand anlegt und ihren Leuten mit gutem Beispiel vorangeht. Jedem im Hause sein Geschäft und seinen Weg anweisen und beachten, ob das Rechte auch zur rechten Zeit geschieht, das kann nur die Hausfrau, welche jede Arbeit selbst verrichten gelernt hat und genau weiß, wie das Räderwerk des Haushalts ineinander greift.“

Die Pastorin hörte in dieser Bemerkung ihres Mannes wohl einen leisen Vorwurf für sich heraus, und das verbitterte sie sehr gegen die, welche die unschuldige Veranlassung zu diesem Gespräch gegeben hatte; aber sie gab ihre Sache nicht so bald verloren. „Ich kann einen namhaften Gelehrten anführen, der meine Ansicht vielleicht bei Dir unterstützt. Karl von Raumer sagt: Eine Hausfrau, die ununterbrochen fortschafft, die keine freie Stunde für geistige Genüsse, für freundlichen Verkehr mehr hat, wird bald nur noch eine Lastträgerin sein, die nie geistig frisch auf ihre Umgebung wirken kann! Und eine geistreiche Frau schreibt: Die Hausgeschäfte dürfen sich ja nicht zu breit machen. Das weibliche Walten muß wie das vielfach und künstlich in einandergreifende Räderwerk einer Uhr sein; die gebildete Frau deckt es mit einem Zifferblatt, auf dem der Zeiger ruhig die Stunde weist.“

„Wenn ich nicht irre,“ entgegnete der Pastor, „so sagt aber auch dieselbe Frau, deren Worte Du da eben anführst, an einer andern Stelle ihres Buches: »Eine Haushaltung, welche nur auf die Leistungen der Dienstboten angewiesen ist, erscheint mir immer wie ein Schiff auf sturmbewegter See, und eine Haushaltsführung ist darum noch immer keine lobenswerthe, wenn auch das Essen gut auf den Tisch kommt.« — Ich respectire den Ausspruch

Raumer's vollkommen; er warnt aber nur vor dem Uebermaß und hält im Grunde die maßvolle Thätigkeit der Hausfrau eben so hoch wie Göthe, der einmal sagt: Welche Stelle ist höher als das Regiment des Hauses! Jean Paul fragt: Warum ist denn in der weiblichen Rangliste der Titel Hauswirthin kein großer? Halte nur ja keine Frau das Haushalten als mechanisch unter ihrer Geisteswürde und sage: sie wolle so geistig glücklich sein wie ein Mann. Gibt es denn irgend ein Geistwerk ohne ein Handwerk? Sezen die Rechenklammern, die Schreibklammern, die Paradeplätze des Staats weniger oder anders als Küche und Haus die Hände in Bewegung? Kann denn ein Geistiges erscheinen ohne ein Körperliches, das Ideal des Bildhauers anders als nach Millionen gemeiner Stöße und Schläge auf den Marmor? Ihr biedern Weiber deutscher Vorzeit, ihr wußtet von einem idealen Herzen so wenig als vom Umlaufe des reinen Blutes, das euch erwärmte, wenn ihr sagtet: ich thue es für meinen Mann, für meine Kinder. Aber das heilige Ideal kam durch euch wie das Himmelsfeuer auf die Erde. Eure Stärke lag innen."

Die Stimme des alten Mannes war bei diesen Worten seltsam weich geworden; seine Frau schwieg nun, aber ihre Stimmung blieb gereizt, und es war ein Glück, daß sich nach Tisch ein paar Damen ihrer Bekanntschaft zu einer Partie Boston ansagen ließen, denn nur dadurch wurde sie gehindert, Helene ihren Unwillen so fühlbar zu machen, wie es bei einem ungestörten Zusammensein am Nachmittage der Fall gewesen wäre.

Das junge Mädchen hatte jetzt den Kaffeetisch zu besorgen, während die Frau Pastorin den Spieltisch zurecht machte und vier Goldstücke als Spielmarken aus ihrer Börse hervorholte.

Sorgfältig wurden nun die Karten geprüft, und Frau Willert fand es nöthig, daß die vorhandenen durch neue ersetzt würden. Christine sollte, trotz ihres noch bedeutend angeschwollenen Fußes, nach Karten ausgeschiedt werden. Helene erbot sich sogleich, die

Beforgung zu übernehmen, verrieth aber eine so unglaubliche Unwissenheit, was sie eigentlich herbeiholen solle, daß die Pastorin darüber die Geduld verlor und immer wieder versicherte: so habe sie sich Helene doch nicht gedacht, so doch nicht! — Es blieb dem jungen Mädchen überlassen, sich den Tadel, der in diesen Worten lag, ganz nach eignem Gefühl zu mildern oder zu verschärfen. — Die oft gebrauchten Karten wurden nun doch noch einmal benutzt, und als die vier Damen nach dem Kaffee am Spieltische saßen, zog sich Helene in das nebenanstößende Wohnzimmer zurück, dessen Thür nach dem Besuchszimmer offen stand, und nahm ihre Handarbeit vor. Ihre Gedanken flogen dabei nach dem kleinen, friedlichen Pfarrhause mit den Kletterrosen, in dem neben aller Sorge und Arbeit ein so süßer Friede, ein so stilles Genügen wohnte, und sie breitete sehnsüchtig die Arme aus nach ihrem geliebten Daheim.

„Ein recht nettes, sauberes Mädchen, was Sie da engagirt haben; wohl aber noch sehr jung?“ hörte sie jetzt eine der Damen am Spieltisch fragen.

„Ja, und noch sehr unerfahren! Ich muß daher auch noch die Nachsicht der Frau Geheim-Räthin in Anspruch nehmen, daß sie Ihnen noch eine zweite Tasse Kaffee aufnöthigen wollte. Das arme Mädchen hat noch keine Idee von feiner Sitte; wie sollte sie die auch gelernt haben in dem kleinen Gebirgsdorfe; sie stammt aus einem sehr ärmlichen Pfarrhause, wo es bei sechs oder sieben Kindern wohl nicht sehr genau mit der Bildung genommen worden sein mag.“

„Nun, es ist ein Glück für das junge Mädchen, daß Sie sich ihrer angenommen haben; sie ist bei Ihnen in der besten Schule.“

Helene rückte ihren Stuhl mit Geräusch; sie wollte das Gespräch der Damen, die ihre Nähe ganz vergessen zu haben schienen, nicht belauschen; aber ihr Herz war doch voll Traurigkeit über das, was sie schon hatte anhören müssen. Die Thränen stiegen ihr in die Augen, und eben in dieser Minute trat der Pastor ganz un-

erwartet in's Zimmer, um ein vergessenes Buch zu holen. Helene war bestürzt und wollte ihre Näharbeit geschwind bei Seite bringen, damit der alte Herr nicht bemerkte, daß sie Bäffchen für ihn nähete; sie griff nach einer Vase mit Blumen, die auf dem Fensterbrett stand, und — sie wußte selbst nicht, wie es geschehen war, aber die Vase fiel um, zerbrach in Stücken, und das Wasser ergoß sich plötzlich wie ein kleiner Strom über die gestickten Fensterbehänge. Der Pastor kam ihr rasch zu Hilfe und suchte die Erschreckte durch einen Scherz zu beruhigen; aber da erschien auch schon seine Frau mit den Karten in der Hand an der Thürschwelle, und mit einem Blick das angerichtete Unheil überschauend, rief sie mit scharfem Tone: „Welche Ungeschicklichkeit!“

Helenens Thränen drangen nun unaufhaltsam hervor. „O verzeihen Sie mir,“ bat sie mit rührender Verzagttheit, „es thut mir so sehr leid, die schöne Vase zerbrochen und Sie erschreckt zu haben! Könnte ich dies Versehen doch durch die größte Treue in Erfüllung meiner Pflichten vergessen machen! Haben Sie nur Geduld mit meiner Unwissenheit und Ungeschicklichkeit, es fehlt mir nicht an dem besten Willen, Sie zu befriedigen!“

Die Augen des Pastors ruhten ernst auf seiner Frau; sie bemerkte es und faßte sich schnell. „Nun, wir wollen nicht weiter daran denken; ich alterire mich ohnehin öfter, als mir gut ist. Besorgen Sie uns jetzt nur die Eisbaisers vom Conditior — zur Abkühlung,“ setzte sie mit einem gezwungenen Lächeln hinzu und verschwand dann in's Nebenzimmer, dessen Thür sie hinter sich zuzog.

Helene dankte Gott, daß die peinliche Scene ein so rasches Ende genommen hatte, und nachdem sie Alles gethan hatte, was ihr oblag, griff sie geschwind wieder zur Nadel. Da kam Pastor Willert noch einmal zurück und trug einen Talar über dem Arme.

„Sehen Sie nur, liebes Kind, was ich Ihnen da bringe,“ sagte er mit verlegener Freundlichkeit. „Eben schickt mir der Schneider den neuen Talar, und nun ergiebt es sich, daß er mir ein gut

Stück zu kurz ist. Der arme Schelm hatte das Maß verloren und war nun gar sehr erschrocken. Ich tröstete ihn nur dadurch, daß ich sagte, meine Damen würden den Stoff schon zu verbrauchen wissen. Nun liebt zwar meine Frau die schwarze Farbe gar nicht, aber Sie, liebes Kind, scheinen mir einen soliden Geschmack zu haben, und geschickt mit der Nadel sind Sie auch, das habe ich schon bemerkt. Also machen Sie mich nicht zum Lügner, sondern thun Sie mit dem Talar, was Sie wollen; ich will kein Wort mehr davon hören, denn sonst vertraue ich mich am Ende dem Meister Fehner niemals wieder an.“

Helene war freudig erschrocken und fragte mit unverhehltem Jubel, ob sie wirklich mit dem schönen neuen Talar machen könne, was sie wolle. Der alte Herr nickte, freundlich lächelnd, und nun sagte sie in ihrer offenen, ehrlichen Weise: „Ich muß da recht an das Wort in der Schrift denken: Ehe sie mich rufen, höre ich! — Mein liebes Väterchen braucht schon lange einen besseren Talar, aber es war gar nicht daran zu denken, daß er sich in nächster Zeit einen anschaffen könne. Wie oft habe ich gedacht, wenn ich eine schadhafte Stelle an dem alten Talar ausbesserte: ach, wenn ich doch so viel erwerben könnte, um dem Vater einen neuen in den Schrank hängen zu können, und nun ist dieser Wunsch über Bitten und Verstehen, wenn auch ohne mein Zuthun erfüllt. Der treue Gott sorgt doch immer für das Nöthige, und diesmal,“ setzte sie freudig hinzu, indem sie auf den feinen Stoff und die sammtartige Schwärze desselben deutete, „diesmal ist das Nützliche zugleich auch das Schöne! — Wie soll ich Ihnen denn aber genugsam dafür danken?“

„Daß Sie mich ein wenig wie einen Freund, wie einen Vater ansehen und voller Vertrauen mit jedem Anliegen zu mir kommen,“ sagte der Pastor, indem er Helene herzlich die Hand schüttelte. „Aber nun packen Sie den Talar auch geschwind ein, damit der Papa gleich am nächsten Sonntage davon Gebrauch macht. Sie

haben noch eine halbe Stunde Zeit, ehe die Damen da drinnen ihre Bete abgespielt haben. Schreiben Sie schnell einen Gruß in die Heimath, — auch von mir, Ihrem alten, neuen Freunde. Der Küster trägt das Packet dann mit meinen Postfachen zur Bahn.“

Helene eilte in ihr Stübchen, und bald flog ihre Feder über das Papier. Der flüchtige Brief sagte den Lieben in der Heimath von ihrer Freude, ihrem Glück, und erzählte nichts von den heimlichen Thränen, die sie schon geweint, von den herben Zurechtweisungen, die sie schon erfahren hatte.

3.

I m O m n i b u s.

So verging eine Woche und eine zweite unter angestrebter Thätigkeit; es fehlte nicht an bitteren Augenblicken, in denen die Pastorin Helene mit scharfen Worten tadelte oder mit spöttischen Bemerkungen betrübte; aber das junge Mädchen überwand den in ihr aufsteigenden Unmuth und war stets von Neuem bemüht, sich die Liebe und das Vertrauen der Frau vom Hause zu erwerben. Der Stunden, welche Pastor Willert mit den beiden Frauen zubrachte, waren nur wenige, aber sie hielten Helene schadlos für die Leere und Gehaltlosigkeit des übrigen Tages; und die wenigen Minuten, wo sie mit Christine am Worte Gottes sich erbaute, genügten, um sie über alles Bittere und Herbe zu trösten und sie immer wieder zu ermuntern, wenn ihr Herz zaghaft geworden war.

Mit großer Sehnsucht erwartete Helene jetzt Nachricht von zu Hause, und sie malte es sich wieder und immer wieder aus, welche Freude ihr erster Brief mit dem schönen Geschenk dort hervorgerufen. Aber ein Tag nach dem andern verging, und der ersohnte

Brief kam nicht. Nun wurde sie ernstlich besorgt und schrieb an Schwester Catharina, die sie dringend um ein paar Worte bat, wenn Vater und Mutter keine Zeit haben sollten. Sie berechnete genau, wenn ihr Brief in Neinsfelde ankommen und wenn sie Antwort darauf haben könne. Am Morgen dieses Tages stand sie mit klopfendem Herzen am Fenster ihres Stübchens und wartete auf den Postboten, der zu dieser Stunde regelmäßig dort vorüber kam; aber ehe sie ihn erblicken konnte, rief die zweimal angezogene Klingel sie zu der Pastorin, die ihr eine solche Menge Besorgungen auftrug, daß Helene voraussichtlich erst zur Mittagsstunde aus der Stadt zurück sein konnte. Diesmal wurde es ihr wirklich zum ersten Male schwer, nicht ihr eigener Herr zu sein, sondern fremdem Willen gehorchen zu müssen; aber das Pflichtgefühl war stark genug in ihr, daß sie der Verlockung widerstehen konnte, den Gang in's Innere der Stadt unter einem glaubwürdigen Vorwande zu verzögern, bis die Poststunde herangekommen war. Hatte doch der Vater ihr eingeschärft, daß sie sich niemals auch nur des kleinsten Winkelzuges schuldig machen solle, und daß jede Umgehung der Wahrheit für den gebildeten Menschen eine Schande, dem Christen eine Sünde sei.

Rasch also trat sie ihren Weg an und befand sich nun zum ersten Male allein in dem Gewühl einer großen Stadt. Hier und da lockte wohl ein Schaufenster mit ausgestellten Kunstgegenständen ihre Neugier, aber sie gönnte sich kaum einen flüchtigen Blick auf die Bücher, die Bilder, zierlichen Geräthe, Schnitzwerke, Gold- und Silberwaaren; sie war nur darauf bedacht, all' ihre Aufträge nach bestem Wissen auszurichten und ihre Einkäufe mit Ueberlegung und Besonnenheit zu machen. Der Tag war sehr heiß, und drohende Wetterwolken zogen sich schon am Morgen am Himmel zusammen; jetzt, als Helene mit Packeten und Schachteln beladen aus einem Magazin trat, wo sie den letzten Auftrag ausgerichtet, fielen schon einzelne große Regentropfen. Mit Schreck dachte sie daran, daß sie einen leichten Pappcarton mit schönem Seidenband und einer kost-

baren Straußenseber zu tragen hatte, denen der Regen leicht verderblich werden könne. Der Weg, den sie zu machen hatte, war ein weiter, die Luft glühend heiß, und Helene zählte die Minuten, bis sie in's Pfarrhaus zurückkehren und ihren Brief — den so sehnsüchtig erwarteten Brief — lesen könne. Da stand auf einem freien Platze ein Omnibus; unter den Namen der Straßen, nach denen seine Tour ging, und die an beiden Seiten des Wagens mit großen Buchstaben angeschrieben standen, las sie auch: „Hallisches Thor“. Das war, wie sie nun schon wußte, ganz in der Nähe ihrer Wohnung; sollte sie nicht einen Platz in diesem Omnibus nehmen, um sicher und schnell ihr Ziel zu erreichen? Sie hatte noch einige wenige Groschen von ihrem Reisegelde übrig; konnte sie eine bessere Verwendung davon machen? Doch noch immer zögerte sie; da kam ein Windstoß herangebraust und wirbelte den Staub der Straße in dichten Wolken auf. Helene hatte Mühe, ihre verschiedenen Pakete und Schachteln festzuhalten, und ging nun rasch entschlossen auf den Wagen zu. Kaum hatte sie einen Platz gefunden unter einigen Männern aus dem Arbeiterstande und ein paar Frauen, die ihrer ganzen Erscheinung nach zum Theater gehörten, da gab der Condukteur mit der Klingel das Zeichen zur Abfahrt. Jetzt stürzte aber auch schon ein wolkenbruchähnlicher Regen vom Himmel herab, und Helene dankte Gott, daß sie ihr Handgepäck und sich selbst in Sicherheit gebracht hatte.

In diesem Augenblick kam eine kleine, höchst sonderbar gekleidete alte Dame mit einem großen Korbe am Arm dem Omnibus nachgelaufen, winkte und rief und kämpfte tapfer gegen Regen und Wind, um noch aufgenommen zu werden.

Jetzt riß der Sturm ihr den großen altmodischen Strohhut hintenüber, so daß ihr spärliches graues Haar wirr um Stirn und Schläfen flog. Das brachte den Condukteur zum Lachen, und er zog die Schnur, um dem Kutscher das Zeichen zum Halten zu geben, was er sonst wohl kaum gethan haben würde, da der Wagen sich

schon in Bewegung gesetzt hatte. Nach wenig Secunden hatte die kleine Dame den Wagen eingeholt; der Condukteur gab ihr die Hand, um ihr rasch auf das Trittbrett zu helfen, und rief dabei noch immer lachend: „Nun, Madamchen, das kostet einen Extragroschen, denn Sie bringen ja eine wahre Sündfluth in Ihren Kleidern mit; es wird Niemand neben Ihnen sitzen wollen, und so brauchen Sie am Ende gar doppelte Plätze.“

Die kleine Dame würdigte ihn keiner Antwort, wie sie denn auch nur die Fingerspitzen in seine unsaubere Hand gelegt hatte, als er ihr in den Wagen half; sie setzte ihren Korb rasch an den Boden, nahm aus einer kleinen grüneisernen Geldbörse, deren Farbe eben so verschossen war wie die ihres übrigen Anzugs, ein glänzend neues Viergroschenstück und ließ es auf das kleine Zählbrett fallen, das an der Thür des Wagens angebracht war.

„Machen Sie die Fenster auf, daß der Tabakrauch hinaus kann!“ sagte sie, noch athemlos von dem raschen Gange. „Es ist übrigens nicht erlaubt, im Omnibus zu rauchen, zumal wenn sich — Damen — darin befinden; sorgen Sie dafür, daß die Pfeifen ausgehen, Condukteur!“

„Wetter noch einmal, die thut ja gewaltig apart und sieht doch gar nicht darnach aus, als ob sie viel in der Welt zu befehlen hätte,“ sagte ein Zimmermann, der Art und Winkelmaß zwischen den Knien hielt und aus einem großen Ulmer Kopfe dampfte.

„Condukteur, die hätten Sie sollen schwimmen lassen,“ rasonirte ein Anderer. „Kommt da so hereingeschneit und verdirbt uns das Vergnügen! Warum fährt sie denn nicht mit Extrapost, wenn sie gar so vornehm ist?“ Und indem er auf die verstohlen lachenden Schauspielerinnen deutete, setzte er hinzu: „Da sind die charmanten Fräuleins doch ganz anders und sträuben nicht gleich die Federn wie ein kolleriger Truthahn, wenn Einer ein paar Züge aus der Pfeife thut. Na, es kann ja unterbleiben, wenn's durchaus sein muß; aber das Fenster wird auf unserer Seite nicht aufgemacht,

darauf bestehe ich; es wäre mir schade, wenn meine alte Arbeitsjacke naß würde um so eine — Personnage.“

Die ganze Gesellschaft lachte laut, und Niemand machte der armen kleinen Dame Platz; nur Helene drückte sich in die Ecke und lud sie freundlich ein, sich neben sie zu setzen; da werde sie hinreichend frische Luft bekommen durch die offen bleibende Thür. Sie bemerkte mit wirklicher Theilnahme, daß die Röthe auf dem erhitzten Gesicht der Fremden plötzlich einer erschreckenden Blässe wich. Ein stummes Neigen des Kopfes dankte Helene, und wie von Fieberfroßt geschüttelt sank jene auf die Sitzbank nieder.

„Sie haben hoffentlich nicht mehr weit bis zu Ihrer Wohnung?“ fragte Helene endlich ihre noch immer schweigende Nachbarin. „Ich fürchte, der Regen hat Sie völlig durchnäßt, und es ist nöthig, daß Sie recht bald Ihre Kleider wechseln.“

Da die blasser kleine Dame auch jetzt noch schwieg, sagte der Zimmermann spottend: „Wir kommen gleich bei dem Prinzessinnen-Palais vorbei, das wird wohl die rechte Stelle zum Aussteigen für sie sein, denk' ich.“

Dabei stieß er, wie zufällig, das große eiserne Winkelmaß gegen den Korb der Fremden; er fiel um, der Deckel ging auf, und ein kleines Schwarzbrot fiel heraus; zugleich klang es wie zerbrechendes Töpfergeschirr, und ein kleiner Strom schlechter Milch ergoß sich über den Boden des Wagens.

Es zuckte wie hervorbrechender Born über das Gesicht der kleinen Dame, aber auch diese unverkennbare Bosheit entlockte ihr kein Wort. Helene hob rasch den Korb und das Bröddchen auf und behielt Beides auf ihrem Schooß; auch das ließ die Fremde ruhig geschehen.

Mittlerweile hatte der heftige Gewitterregen aufgehört, und die Sonne trat wieder zwischen den Wolken hervor. Da sagte Helene zu ihrer Nachbarin: „Lassen Sie uns an der nächsten Straßenecke absteigen; das Gehen wird Ihnen besser thun als das Fahren;

Sie werden sich schneller wieder erwärmen. Ich biete Ihnen meine Begleitung an und bringe Sie bis zu Ihrer Wohnung, wenn Sie es mir erlauben.“

Die Fremde sah das junge Mädchen mit Ueberraschung und Verwunderung an und sagte dann kurz: „Sie haben Recht; wir wollen den Omnibus auf der Stelle verlassen.“

Der Condukteur nahm jetzt Partei für die wunderliche kleine Dame und versicherte ihr, sie werde rasch und ohne jede Belästigung weiter befördert werden. Aber diese hatte schon ihren Korb ergriffen, nahm Helenens Hand und verließ mit dieser den Wagen, der eben an einer Haltestelle angelangt war.

„Wer in aller Welt war das Nococomodell?“ sagte eine der jungen Frauen zu ihrer Nachbarin. „Hast Du Dir den Anzug gemerkt? den bringe ich nächstens einmal auf die Bühne. Vor zwanzig Jahren mag er vielleicht so Mode gewesen sein, und zu dieser Zeit wird die Trägerin desselben gewiß eine passabel hübsche Person gewesen sein; aber jetzt freilich“ — sie zuckte die Achseln.

„Sie ist auch sicherlich verheirathet gewesen, Aimé; denn sie trug einen goldenen Drauring, der gar nicht zu der dürftigen Kleidung, dem Rännchen Milch und dem Schwarzbröddchen paßte. Ich gäbe etwas darum, wenn ich wüßte, wer sie ist.“

„Ich erführe viel lieber, wer das bildsaubere junge Mädchen gewesen, die sich so theilnehmend gegen die Fremde bezeugte,“ sagte einer der Männer, der sich bisher schweigend verhalten hatte. „Mich dünkt, dies Mädchen hat uns Allen eine recht beschämende Lection gegeben. Wenn die sonderbare kleine Frauensperson wirklich krank war, vielleicht gar geistesgestört, wie es mir vorkommen wollte, so hätte einer von uns Männern mit ihr gehen und ihr beistehen sollen.“

„Krank?“ meinte nun auch der Zimmermann und biß sich auf die Lippen. „Krank? Hm, da war's doch ein ungeschickter Streich von mir, daß ich den Korb umstieß. Ich wollte nur wissen, ob die

hochfahrende Person nicht mit wohlriechender Seife handelte oder gar mit Zündhölzern.“

Neue Fahrgäste stiegen jetzt in den Omnibus, und das Gespräch nahm bald eine andere Wendung.

Die kleine Dame ging unterdeß Helene voran durch mehrere Quergassen, aber ihr Schritt ward immer unsicherer und schwankender, ihr Athem kam und ging schwer aus der Brust. Sogleich war Helene an ihrer Seite und faßte sie unter den Arm. Sie ließ es ruhig geschehen, ja sie schien es kaum zu bemerken, so sehr war sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Einmal sagte sie laut vor sich hin: „Mein armer Wolf, wie wird er sich gefürchtet haben, allein beim Gewitter, und nun kann ich ihm nicht einmal seine Schale Milch geben!“

Helene erschrak, denn sie dachte, die Fremde rede von einem Kinde, das allein und hungernd daheim geblieben sei. „Wäre nur der Topf nicht ganz zerbrochen,“ sagte sie gutmüthig, „so könnte ich gehen und Milch kaufen; dort drüben steht ja über einer Thür »Milchkeller« angeschrieben.“

Die kleine seltsame Frau wendete sich rasch nach dem jungen Mädchen und sah sie mit einem dankbaren Blick an. „Sie haben ein Herz für Mensch und Thier,“ sagte sie freundlich. „Kommen Sie nur, Ihnen will ich meinen Wolf zeigen!“

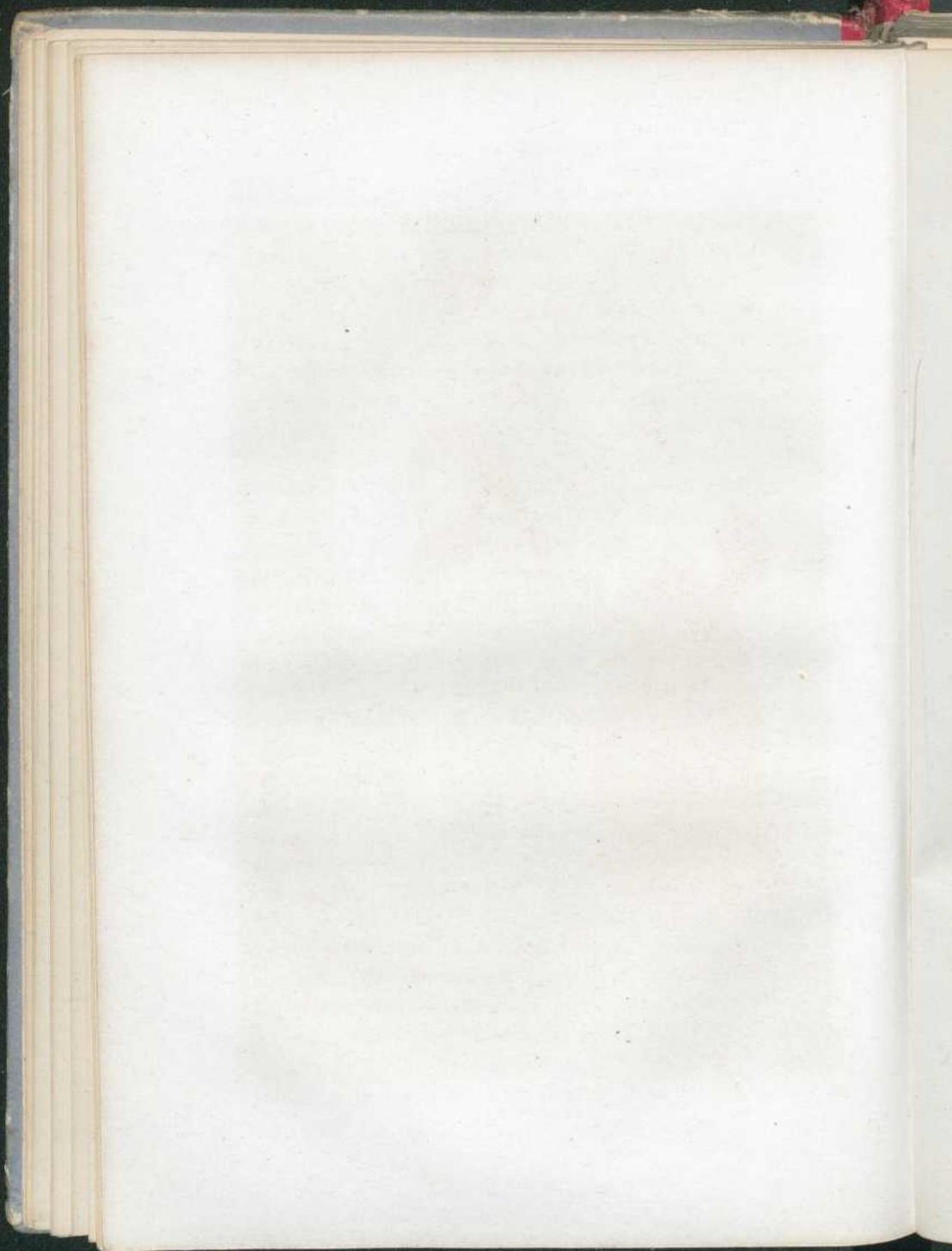
Damit bog sie in eine schmale Hintergasse ein, wo sie vor einem kleinen Häuschen stehen blieb, das zwischen Stallungen und Remisen gebaut war und unbewohnt schien; die Fenster waren mit dichten Läden verschlossen, und vor der Schwelle wucherte Gras und Unkraut.

Jetzt zog die kleine alte Dame einen Drücker aus ihrer Tasche und öffnete die Pforte zum Hausflur, von wo ihnen das freudige Winseln eines Hundes entgegen klang. Ein kleines graues Windspiel sprang an seiner Herrin empor und bestürmte sie mit seinen Liebkosungen; sie streichelte es zärtlich und gab ihm viele Schmeichel-



Ex. v. L. Verma.

Die wunderliche Gräfin.



namen, und als sie ihr Gesicht Helene wieder zuwendete, konnte diese bemerken, daß sie Thränen in den Augen hatte, so sehr schien ihr die lebhafteste Freude des anhänglichen Thierchens wohlzuthun.

Nun schloß sie ein Hinterzimmer zu ebener Erde auf und zündete ein Licht an, denn auch hier waren die Fensterläden geschlossen, und Helene konnte jetzt erst die unbeschreiblich dürftige und doch ganz eigenthümlich ansprechende Einrichtung desselben überschauen. Da war nur ein kleines Spind, ein Tisch, auf dem ein Glas mit frischen Feldblumen stand, zwei Stühle und ein Bett, Alles bis zur Aermlichkeit einfach, aber von der größten Sauberkeit. Der weiße Sand auf dem Fußboden war frisch gestreut, und hätten nur die Sonnenstrahlen Eingang gefunden in den kleinen Raum, so würde er Helene trotz der darin herrschenden Dürftigkeit doch wohnlich und behaglich erschienen sein. Aber sie hielt sich nicht lange bei diesen Betrachtungen auf, sondern beeilte sich, die frostbebende alte Dame von ihren ganz durchnässten Oberkleidern zu befreien, was diese willig geschehen ließ und sich dann in eine wollene Decke hüllte, die das einfache Bett vervollständigte.

„Kann ich denn nicht eine Tasse Thee für Sie bereiten?“ fragte das junge Mädchen, das auf dem niedern Spind eine kleine Spirituslampe entdeckt hatte; „das würde Ihnen gut thun.“

„Es wird nicht nöthig sein! Ich lege mich sogleich zu Bett, wenn ich die Thür wieder hinter Ihnen zugeschlossen haben werde,“ gab die alte Dame zur Antwort.

„Sind Sie denn ganz allein in diesem Hause? Soll ich denn nicht wenigstens einen Arzt herzuholen?“

„Nein, nein! Ich kann jeden Augenblick Jemand rufen, wenn ich Hilfe brauchen sollte; und einen Arzt? Nimmermehr! Auch bin ich nicht so krank, wie Sie denken, und zu meinem Schutz ist Wolf da. Das treue Thier läßt mir so leicht von Niemand ein Leid zufügen.“

Der schöne graue Hund war ganz nahe zu Helene heran-

gekommen und drückte seinen schmalen Kopf zutraulich an ihr Knie; sie streichelte ihn mit sanfter Hand und gab ihm ein kleines Stück Weißbrod, das sich vom Frühstück her in ihrer Tasche vorfand.

„Das ist ein gutes Zeichen, wenn Hunde sich zutraulich gegen einen Fremden zeigen,“ sagte die alte Dame, und ihr Blick ruhte wärmer und freundlicher auf dem jungen Mädchen.

Aber Helene war ganz unbehaglich zu Muth, wenn sie bedachte, daß die alte Frau so verlassen und einsam bleiben sollte; und doch hatte diese eine ganz bestimmte Art, weitere Dienstleistungen abzuweisen.

„Wenn ich Ihnen doch nur ein warmes Getränk bereiten dürfte, ehe ich gehe!“ begann Helene noch einmal.

„Ich habe keinen Thee im Hause,“ war die widerwillige Antwort.

„Dann thut es wohl auch ein Glas heißer Limonade oder doch heißes Zuckerwasser; wenn Sie das trinken, werden Sie sich schneller erwärmen.“

Die alte Dame schien von der Fürsorge des jungen Mädchens doch gerührt; sie strich ihr mit der ungewöhnlich feinen Hand sanft über das Gesicht und sagte freundlicher als zuvor: „Lassen Sie es nur gut sein, liebes Kind, es würde selbst an Zucker fehlen in meinem Haushalt.“

„O, da kann ich ja gleich Rath schaffen!“ rief Helene erfreut, denn sie erinnerte sich, daß sie unter den gemachten Einkäufen ja auch eine Tafel Orangenzucker habe. Sie wartete gar nicht auf die Einwilligung der kleinen Dame, sondern goß, umsichtig wie sie war, aus einem Krüge, der am Boden stand, Wasser in den kleinen Kessel über der Spirituslampe, und bald war das heiße Getränk fertig, das von der alten Frau mit sichtlichem Behagen genommen wurde. Nun aber mußte Helene auch fort, denn sie hatte schon viel Zeit verloren und kannte nicht einmal den Weg, den sie noch vor sich hatte.

„Darf ich denn wieder nach Ihnen sehen, wenn ich Erlaubniß

bekomme auszugehen?“ fragte sie mit unverkennbarer Theilnahme an ihrer neuen Bekannten.

„Thun Sie das lieber nicht!“ erhielt sie zur Antwort. „Sie würden mich doch nicht treffen, ich bin nicht oft daheim; aber ich möchte Sie freilich auch einmal wiedersehen. Wo wohnen Ihre Eltern, und wie ist Ihr Name, mein gutes Kind?“

„Meine Eltern wohnen weit von hier auf dem Lande in einem kleinen — ach, so lieben Pfarrhause; ich aber bin seit Kurzem hier bei dem Pastor Willert, wo ich der Hausfrau zur Stütze sein soll.“

„Anverwandte von Ihnen?“

„Ach, nein!“

„Arm und in der Fremde!“ sagte die kleine alte Dame leise und traurig vor sich hin. „Ja, das kenne, das verstehe ich! Und das gerade heute! — Nun, wir sehen uns schon noch wieder, und“ — setzte sie rasch hinzu — „dann sollen Sie mir mehr von Ihrer Heimath erzählen, von Vater und Mutter und — haben Sie Geschwister?“

„Vier Brüder und eine Schwester!“ Und Helenens Augen strahlten wie im Stolz.

„Gehen Sie mit Gott!“

Helene ging zögernd. Die Zurückbleibende that ihr gar so leid, ja sie fühlte sich sogar herzlich zu ihr hingezogen, und doch konnte sie nichts weiter für sie thun. „Wenn Sie mich einmal brauchen sollten, wollen Sie mich dann rufen lassen,“ bat sie herzlich; „ich komme gern und willig.“ Jene nickte bedeutsam mit dem Kopfe und begleitete Helene mit dem Lichte in der Hand bis zur Hausthür, die sie hinter der Abgehenden zuschloß. Draußen stand das junge Mädchen fast geblendet vom goldenen Sonnenschein, der die nassen Pflastersteine schon wieder getrocknet hatte; unschlüssig darüber, welche Richtung sie einschlagen sollte, faßte sie die Umgebungen des kleinen Häuschens noch einmal in's Auge, damit sie es wiederfinden und wenigstens den Versuch machen könne, die kleine alte

Dame zu sehen, deren Namen sie ja nicht kannte. Da schlug es von einem nahen Thurm 3 Uhr, und sie erschrak heftig. Sie war ja nun schon eine ganze Stunde über die gewöhnliche Mittagszeit fortgeblieben; was würde nur Frau Willert dazu sagen? Gewiß hatte sie sich um sie geängstet und glaubte vielleicht gar, daß ihr ein Unglück begegnet sei. So eilig, wie es ihr bei dem vielen Gepäck möglich war, schritt sie vorwärts und fragte sich von einer Straße zur andern, bis sie nach einer Viertelstunde sehr ermüdet vor ihrer zeitweiligen Heimath anlangte, die doch so ganz, ganz anders war als ihr liebes Vaterhaus. Christine kam ihr schon im Flur entgegen und flüsterte ihr zu: „Gott Lob und Dank, daß Sie endlich kommen, ich habe schon die größte Angst um Sie gehabt. Aber gehen Sie jetzt nicht gleich hinauf, lassen Sie lieber die Frau noch ein Bißchen länger auf den Kaffee warten; unterdeß kommt der Herr Pastor wieder, der nur eine Kindtaufe hält. Sie können sich denken, wie ärgerlich die Gnädige auf Sie ist; gewiß wird sie auch wieder ihre Nerven bekommen; aber wenn der Herr in der Nähe ist, nimmt sie sich doch vor gar zu scharfen Worten in Acht; an dem haben Sie einen Schutz und eine Hilfe, warten Sie also, bis er kommt.“

„Ich habe immer und alle Zeit die rechte Hilfe an dem Herrn im Himmel!“ sagte Helene, und getrosten Muthes stieg sie die Treppe hinauf.

Die Frau Pastorin lag auf ihrer chaise longue mit einem Buche in der Hand und sah gar nicht auf, als Helene eintrat und sich ihrer Packete entledigte. „Verzeihen Sie, daß ich so spät komme,“ sagte sie bescheiden, „ich war zwar mit meinen Einkäufen zur rechten Zeit fertig, aber ein besonderer Vorfall hielt mich so lange zurück.“

„Natürlich,“ unterbrach die Pastorin Helene, indem sie ihr einen bitterbösen Blick zuschleuderte; „ich wußte im Voraus, daß meine Angelegenheiten Sie nicht so besonders in Anspruch nehmen würden. Sie hatten wohl Besorgungen für die liebe Familie

daheim, die der Küster meines Mannes heute wieder mit zur Post nehmen soll?"

Helene erblaßte. Was hatten diese Worte zu bedeuten? Lag wohl gar ein verstecktes Mißtrauen darin? Sollte der alte Herr seiner Frau nichts davon gesagt haben, daß er ihr ein so liebes Geschenk für den Vater gemacht?

Sie konnte diesen Fragen nicht lange nachdenken, denn die Frau Pastorin hatte sich aus ihrer liegenden Stellung aufgerichtet und riß die Umhüllungen der Packete auseinander, um zu sehen, was Helene gebracht habe.

„Darf ich Ihnen erzählen, was mich so lange aufgehalten hat?“ fragte sie; „vielleicht entschuldigen Sie dann eher die scheinbare Vernachlässigung meiner Pflicht!“

„Wozu das? Ich bin nicht begierig darnach, Ihr Vertrauen mit meinen Diensthoten zu theilen; denn daß Sie sich mit Christine noch spät Abends traulich besprechen, ist mir zu meiner Ueberschung heute bekannt geworden. Wie käme sonst Christinens Küchenlampe in Ihr Zimmer, Fräulein Hedwig?“

„Da es schon zu dunkel ist, wenn ich nach meiner Gewohnheit ein Bibellapitel lese, leiht mir Christine so lange ihre Lampe; die hat sie vielleicht gestern Abend in meinem Stübchen stehen lassen. Christine bleibt nur so lange bei mir, bis die kurze Abendandacht vorüber ist.“

„Vortrefflich! Haben Sie vielleicht noch mehr solche Gewohnheiten, denen Sie sich ohne mein Wissen und Wollen überlassen? Nun, so mag es ein für allemal gesagt sein, daß ich den intimen Verkehr mit meiner Köchin ganz bestimmt untersage, so lange Sie in meinem Hause sind.“ Sie nahm Helene ziemlich heftig das Blatt aus der Hand, worauf diese die Preise der eingelaufenen Sachen notirt hatte, und prüfte dann sorgfältig die Gegenstände selbst. „Hier steht: Eine Tafel Drangenzucker, 2 Groschen; aber den Zucker sehe ich nicht!“

„Verzeihung! Das eben hängt mit dem Vorfalle zusammen, den ich Ihnen zu meiner Entschuldigung erzählen möchte. Das Gewitter ereilte mich auf der Straße, und da ich nicht im Regen gehen wollte, ohne Schirm, stieg ich in einen Omnibus.“

„Ich meine, Sie hätten Grund, Ihr Geld besser zusammenzuhalten,“ warf die Pastorin ein, „und schließlich, wenn Ihr Kleid naß geworden wäre, es wäre nicht gar so schade darum gewesen.“

„Um mein einfaches Waschkleid freilich nicht, wohl aber um die Seidenbänder und die schöne Straußenfeder, die ich in der Hand trug.“

In diesem Augenblicke hörte man den Tritt des Hausherrn auf der Treppe. Die Frau Pastorin schob Bänder, Spitzen und Feder rasch bei Seite und sagte mit erzwungener Gleichgültigkeit: „Ich erlasse Ihnen die weitere Schilderung Ihrer Erlebnisse, da ich ganz und gar nicht neugierig darauf bin.“

„Nun, da sind Sie ja!“ rief der Pastor rasch eintretend und Helene freundlich die Hand reichend; „ich hatte Sorge, daß Sie in der großen fremden Stadt irre gehen könnten, oder daß Ihnen etwas Unangenehmes zugestoßen sei. Sie dürfen ein solches Wagniß auch nie wieder unternehmen; meine Frau ist darin vollkommen einverstanden mit mir. Aber Sie sind nun um Ihr Mittagbrod gekommen, und ich denke, wir trinken jetzt eine Tasse Kaffee zusammen.“

„Du trinkst ja niemals Kaffee, lieber Mann; wirßt Du Dir durch diese Ausnahme nicht schaden?“ fragte die Pastorin erstaunt und verdrießlich.

„Sei unbesorgt, ich trinke nur eine Tasse, und Fräulein Helene soll uns dabei erzählen, wie viel des Neuen und Schönen sie auf ihrer ersten großen Wanderung gesehen.“

Helene wollte schnell gehen und alles Nöthige zur Bereitung des Kaffees herbeiholen, aber der alte Herr zog schon die Klingel und sagte: „Christine wird das heut einmal besorgen, wie sie es ja sonst immer gethan hat; Sie armes Kind sind ja fast fünf Stunde

lang auf den Füßen gewesen, Sie müssen sich vor allen Dingen ein wenig ausruhen. Dabei können Sie immerhin erzählen, damit uns die Zeit nicht lang wird, bis uns der braune Trank der Levante erquickt."

Helene fühlte jetzt erst, daß sie vor Hunger und Müdigkeit dem Umsinken nahe war, und dankte im Herzen dem freundlichen alten Herrn für die Rücksicht, die er auf ihre Erschöpfung nahm. Und jetzt berichtete sie von der Begebenheit im Omnibus und ihrer Bekanntschaft mit der seltsamen kleinen Dame, was den Pastor un-
gemein interessirte. Frau Willert dagegen blätterte gleichgültig in ihrem Buche und schien wenig auf die Mittheilungen des jungen Mädchens zu achten. Als diese damit zu Ende gekommen war, sagte der Pastor: "Ich werde gleich morgen nähere Erkundigungen über diese Unbekannte einziehen; wir haben es da vielleicht mit einer jener verschämten Armen aus den bessern Ständen zu thun, die lieber Noth und Entbehrungen aller Art ertragen, als die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen. Aber war sie denn wirklich das, was man eine Dame nennt, liebe Helene?"

"Ich bin dessen ganz gewiß," versicherte diese; "jedes Wort, jede Bewegung war vornehm an ihr, die Hände fein und weiß. Und das schöne graue Windspiel hat sie vielleicht auch noch aus besserer Zeit; unser Herr Baron auf dem Schlosse kaufte einmal solch ein reizendes Thier für vieles Geld."

Der alte Herr war sehr nachdenklich geworden; er ging, die Hände auf dem Rücken, langsam im Zimmer auf und nieder und zog sich erst dann in seine Stubirustube zurück, als ein Damenbesuch kam, dem die Frau Pastorin ihre prächtige Straußenfeder und einige andere Pugartikel zeigte, die Helene aus der Modewaarenhandlung zur Ansicht mitgebracht hatte. Ihre Stimmung, die für das arme junge Mädchen etwas Bedrohliches hatte, wurde dadurch wesentlich gebessert, und Christinens Prophezeiung: daß die Gnädige gewiß wieder ihre »Nerven« bekommen würde, ging glücklicherweise nicht

in Erfüllung. Gar zu gern hätte Helene gewußt, ob der Postbote nicht in ihrer Abwesenheit einen Brief an sie gebracht habe, aber sie wagte die unfreundliche Pastorin nicht darnach zu fragen und ebensowenig zu Christine in die Küche zu gehen, ehe die Zeit herbeikam, wo sie Vorbereitungen für das Abendbrot zu machen hatte. So saß sie denn, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, fleißig an ihrer Arbeit und horchte mit klopfendem Herzen auf die Thürklingel, ob nicht ihr sehnlich erwarteter Brief eben gebracht würde. Aber der Nachmittag und der Abend verging, ohne daß ihre Erwartung sich erfüllte. Traurig schlich sie sich in ihr Stübchen und sagte im Vorübergehen zu Christine: „Wir dürfen nicht mehr zusammenkommen, um unser Abendgebet gemeinschaftlich zu verrichten; das thut mir bitter leid, aber wir müssen der Herrschaft doch gehorchen.“

„Also sie treibt es doch so weit!“ rief Christine aufbrausend; „nun gut, so mag sie ihren Willen haben. Warten Sie nur einen einzigen Augenblick, Fräulein Helenchen; ich habe noch alle Wachsstöcke von den vielen Weihnachten, die ich schon im Dienste bin; ich schenke Ihnen den größten und schönsten davon, damit Sie der gnädigen Frau nicht das Del verbrennen. Thun Sie mir nur den Gefallen und lesen Sie das Bibekapitel ein Bißchen laut; ich setze mich hier außen an Ihre Thürschwelle, das kann mir Niemand verbieten.“

Aber Helene las heute nicht aus der Bibel; das Herz war ihr so voll, sie mußte es laut vor ihrem Herrn ausschütten und ihn um Beistand und Trost bitten. Daß die Zuhörerin draußen vor der Thür auch nicht leer ausgegangen war, hätte Jeder gewußt, der sie still in ihre vorgehaltene Schürze weinen sah. Am andern Morgen ließ Pastor Willert eine Droschke holen und fuhr aus, um sich nach der wunderlichen alten Dame zu erkundigen, deren Wohnung er sich zuvor noch von Helene auf's Genaueste beschreiben ließ. Die Frau Pastorin aber stand heut wirklich nicht aus ihrem Bett

auf, denn sie hatte sich zu sehr über Christine geärgert, die schon zu früher Stunde, als sie frisches Wasser in die Schlafstube brachte, um ihre Entlassung gebeten hatte. Sie wolle nicht schuld daran sein, hatte sie gesagt, daß dem armen Fräulein Helene so bitteres Unrecht geschehe. Wenn die Frau Pastorin mißtrauisch gegen eine alte Dienerin sei und ihr nicht einmal vergönne, daß sie gemeinschaftlich mit dem Wirthschaftsfräulein Gott die Ehre gäbe, jeden Morgen und Abend, wie's doch in einem christlichen Hause Sitte und Brauch wäre, so wolle sie ihre Wege gehen, wem schon ihr das schwer genug werde; aber man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Die Frau erschrak sehr über die unerwartete Erklärung der alten brauchbaren Dienerin und suchte sie durch gute Worte zu beruhigen; aber Christine ließ sich nicht so leicht zufriedenstellen, und erst als die Pastorin ihr zusicherte, daß sie ihrem Verkehr mit Helene nichts mehr in den Weg legen wollte, versprach sie, nach wie vor ihre Pflichten zu erfüllen und an keine Veränderung zu denken. Von alledem ahnete Helene nicht das Geringste; sie saß bei einer Näharbeit und war dabei so emsig, daß sie es nicht gleich hörte, als der Postbote draußen fragte, ob denn auch wirklich ein Fräulein Helene Ritterhaus bei dem Herrn Pastor wohne. Christine brachte ihr endlich den so lange erwarteten Brief, — sie erkannte die Schriftzüge der Mutter und drückte sie laut aufjubelnd an ihre Lippen. Schnell war das Couvert gelöst, und ihr Auge flog über die beschriebenen Blätter; da ward ihr freudestrahlendes Gesicht plötzlich bleich, und ihre Lippen zitterten. „Um Gottes willen,“ stammelte sie unter hervorstürzenden Thränen, „ist's denn möglich, — das Pfarrhaus, das liebe, theure Vaterhaus darniedergebrannt! Aber — Gott der Gnade, wie danke ich Dir dafür — Niemand von meinen Lieben dabei verunglückt!“ — Und „Gott Lob und Dank!“ sagte Helene wieder und immer wieder, als sie den Brief bis zum Ende gelesen hatte. Die Mutter schrieb:

„Mein geliebtes Kind!

Dein herziger Brief und das reiche Geschenk, das Du hinzugefügt hast, kam zur guten Stunde bei uns an und erfreute uns Alle, Groß und Klein. Ich sage mit allem Bedacht: Zur guten Stunde — obgleich wir nicht, wie Du vermuthest, traulich bei einander in der Wohnstube saßen, wie wohl sonst, wenn der Briefträger bei uns anklopft. Ja, meine Helene, in der alten lieben Wohnstube werden wir niemals wieder sitzen, und Du wirst auch das alte liebe Pfarrhaus nie wieder sehen; denn es ist vor drei Tagen niedergebrannt, nur die Mauern stehen noch; die Rosen, die es so freundlich umrankten, sind dürr und versengt, und nur an einer einzigen Stelle hängt zwischen einem Büschel grüner Blätter noch eine halbaufgeblühte Knospe. Es war mitten in der Nacht, als ich erwachte und den Feuerschein durch das Fenster fallen sah; es brannte beim Freihäusler Kügler, aber der Wind wehete auf's Pfarrhaus zu, und ich hatte kaum den Vater und die Kinder geweckt, als sich auch schon die Schindeln auf unserem Dache entzündeten. Wir suchten nun zu retten, was in der Eile noch möglich war, — aber viel ist's nicht gewesen! — Des Vaters Bücher haben die Brüder ganz allein fortgeschafft, sie waren besonnen und halfen überall nach Kräften; auch Hanne hat ihren Kasten mit Sachen unverfehrt herausgebracht, das ist mir ein großer Trost; das arme Mädchen hat ja noch ihre alte gebrechliche Mutter zu ernähren.

Ach, es giebt bei all' dem Unglück, was uns mit dem Brande getroffen, doch gar so viel zu danken und zu loben, denn der theure Vater war einen Augenblick lang in Lebensgefahr, aber der Herr hielt die schützende Hand über ihn. Der Giebel des Hauses drohte schon zusammenzustürzen, als der Vater noch einmal auf der Leiter in seine Stube hinaufstieg, um einige Papiere zu holen, die für die Kirche von großer Wichtigkeit waren; ich lag in der Angst meines Herzens auf den Knien drunten im Bleichgarten und betete inbrünstig, daß der Herr den Geliebten behüten möge. Endlich erschien

dieser wieder am Fenster mit den Schriftstücken in der Hand; — jetzt schwang er sich heraus auf die Leiter, und in demselben Augenblicke brach hinter ihm die Stubendecke zusammen; — ein brennender Balken fiel so dicht an seinem Kopfe nieder, daß an dieser Stelle die Haare ganz versengt wurden. — Sollten wir so viel Gnade und Barmherzigkeit unseres Gottes wohl je vergessen und nur an das irdische Gut denken, das wir verloren haben?

Es ist uns aber auch noch in anderer Weise die wunderbare Führung des Herrn offenbar worden. Der Schulze war beim Löschen von einer Spritze umgefahren und recht schlimm verletzt worden; nun ließ er gleich andern Tages einen berühmten Doctor zehn Meilen weit herzurufen, der ihn in die Kur nehmen sollte. Aber ich habe Dir ja zu sagen vergessen, daß der Schulze und seine brave Frau uns allesammt in ihr Haus aufgenommen haben und wir in zwei hübschen Stübchen wohnen. — Da nun der liebe Vater von der großen Hitze und dem Rauch und Staub entzündete Augen hatte, erbot sich der Arzt, der mit ihm im Hause zusammentraf, ein Kühlwasser aufzuschreiben. Bei dieser Gelegenheit untersuchte er nun die Augen genauer und entdeckte dabei, daß sie schon vorher bedenklich angegriffen gewesen sein müßten, ja daß bei längerer Nichtbeachtung das Uebel unheilbar geworden sein würde. — Wäre nun das Brandunglück nicht gekommen, so hätten wir wohl noch lange gezögert, einen Arzt anzunehmen, da der liebe Patient ja niemals geklagt hat, um uns nicht zu ängstigen. Nun aber ist Alles ohne sein Zuthun an den Tag gekommen, und der Doctor verbürgt sich dafür, mit Gottes Hilfe die Gefahr noch abzuwenden, wenn der Vater eine Zeit lang — vielleicht ein halbes Jahr, längstens ein ganzes, — weder schreiben noch lesen und sich seinen Vorschriften genau unterwerfen will.

Jetzt ist nun unsre nächste Sorge, einen Substituten zu halten, der einen Theil der Amtsgeschäfte übernehmen kann; — der Schulze hofft es bei der Gemeinde durchzusetzen, daß sie wenigstens die

Hälfte des Gehalts für einen solchen Gehilfen übernimmt; aber es fallen doch immer noch hundert Thaler jährlich auf unsern Antheil, den Lebensunterhalt noch gar nicht gerechnet. Wo das Alles herkommen soll, frage ich mich wohl auch in bangen Augenblicken, denn es muß viel Nothwendiges angeschafft werden, was das Feuer uns geraubt, oder was dabei zerbrochen und verdorben ist. Als nun gestern gar der Kurt zu mir sagte: »Mutter, solch ein Doctor, der den armen Kranken hilft und sogar gegen das Blindwerden Mittel weiß, will ich auch einmal werden«, — da schnitt mir seine Rede tief in's Herz, denn studiren, — Du lieber Gott, — und gar Doctor, — das ist ja keine Menschenmöglichkeit, — denn daß ich Dir nur die ganze Wahrheit sage, mein Liebes Kind, wir haben fast all unsere Habe durch das Feuer verloren. —

Ich sollte diesen Brief an Dich nicht abschicken; es sind gar zu viele Thränen darauf gefallen, und ich schäme mich recht meines Kleinmuthes. In der heiligen Schrift steht ja: mir ist bange, aber ich verzage nicht! Und wenn ich daran denke, daß des geliebten Vaters Leben uns erhalten geblieben ist, das Erblinden von ihm mit Gottes Hilfe abgewendet werden soll, so kann ich auch wieder freudig danken und loben. Es ist ja dem Herrn ein Kleines, durch Viel oder Wenig helfen. Bete Du nur auch recht inniglich für uns, insbesondere für Deine Mutter, daß ihr Herz fest werde im Vertrauen, in fröhlicher Zuversicht!

Du schreibst an Catharina voll Sorge darüber, daß Du noch keine Nachricht von uns hättest, und doch hat Dir der Vater schon vor der schrecklichen Nacht einen langen Brief geschickt, in den Jeder von uns ein paar Worte der Liebe geschrieben hatte, auch die Brüder. Sollte dieser Brief auf der Post liegen geblieben sein? Dann freilich hättest Du auch gar zu lange warten müssen, mein Liebes Kind! Frage doch einmal nach und schreibe uns auch bald wieder, ehrlich und offen, wie es Dir geht, ob man zufrieden ist mit Dir, und ob Du die übernommenen Pflichten auch bis in's Kleinste treu

erfüllen kannst. Der gnädige Gott helfe Dir und uns! Vater schickt Dir tausend Grüße, und Alle im Hause thun das Gleiche. Unser alter Treu hat seinen Namen wieder recht bewährt; sein Gebell weckte mich aus dem Schlafe, als die Flammen im Nachbarhause ausloheten, sonst wäre das Unglück wohl noch größer geworden. Laß uns Alle unserem Herrn die Treue halten in guten und bösen Tagen, denn es wird ja Niemand gekrönt, er kämpfe denn recht.

Einen herzlichen Kuß von

Deiner

treuen Mutter.

Nachdem Helene sich satt geweint, war es ihre erste Sorge, sich den Brief des geliebten Vaters, der noch nicht in ihre Hände gekommen war, wo irgend möglich, zu verschaffen; denn es sollte ja nun eine lange Zeit vergehen, ehe sie seine theuren Schriftzüge wieder lesen würde. Sie wollte Pastor Willert um Rath fragen und wartete mit einiger Ungeduld auf seine Rückkehr.

Auch sehnte sie sich darnach, einem theilnehmenden Herzen die traurigen Nachrichten aus der Heimath mittheilen zu können, und das konnte sie nur bei dem alten Herrn voraussetzen, da sie nicht wagte, Christine zuerst in's Vertrauen zu ziehen. Die Frau Pastorin lag noch zu Bett und hatte es abgelehnt, sich von Helene vorlesen zu lassen; so blieb denn nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen und ihrer Betrübniß so gut wie möglich Herr zu werden.

Die wunderliche Gräfin.

Indeß war Pastor Willert in der kleinen Seitenstraße angelangt, wo er nach Helenens Beschreibung die Wohnung der alten Dame zu suchen hatte. Sehr bald fand er sich zurecht, da das kleine Haus ganz allein zwischen Stallgebäuden und hohen Gartenmauern lag; die Läden der Fenster waren auch jetzt fest geschlossen, und drinnen schien sich nichts zu regen und zu rühren. Nachdem er zu wiederholten Malen den Klopfen in Bewegung gesetzt hatte, sah er sich nach Jemand um, der ihm vielleicht Aufschluß darüber geben könnte, wer in dem Häuschen wohne. Eben kam auch ein Bursche mit einem Eimer Wasser vorüber, und da er den alten Herrn vor der verschlossenen Thür stehen sah, sagte er gutmüthig: „Da pochen Sie ganz vergebens! Es wohnt kein Mensch in dem kleinen Hause.“

„Das ist unmöglich,“ sagte Willert, „denn noch gestern wohnte hier eine alte Dame. Ihr Zimmer liegt nach der andern Seite des Hauses zu; vielleicht hört man deshalb mein Klopfen nicht so leicht.“ Und er wiederholte die Schläge an die Thür mit mehr Nachdruck als zuvor.

Der Bursche zuckte mit den Achseln und sagte: „Wenn Sie mir nicht glauben wollen, so fragen Sie einmal den Polizei-Commissar des Viertels, der eben um die Straßenecke biegt; der wird Ihnen genau dasselbe sagen wie ich.“

Pastor Willert ging dem Beamten einige Schritte entgegen und erfuhr auf sein Befragen zum größten Erstaunen, daß in dem kleinen Häuschen seit vielen Jahren Niemand wohne, ja daß er sich nicht erinnern könne, ob es überhaupt jemals benutzt worden sei. Es gehöre zu dem großen Hause, dessen Hauptfront nach dem Alexandrinen-Platz liege.

„Und wer ist der Eigenthümer jenes großen Hauses?“ fragte der Pastor.

„Früher der Graf Kliginski, jetzt seine Wittwe, die aber auf ihren Gütern in Rußland lebt und selten hierher kommt, am wenigsten aber im Sommer. Indeß kann der Portier Ihnen darüber gewiß nähern Bescheid geben.“

Der alte Herr wußte nicht, was er von alledem denken sollte; indeß ging er doch nach dem palastähnlichen Gebäude, das ihm der Polizei-Commiffar zeigte, und wendete sich an den Thürsteher, der in dunkelfarbigem Livreerock, einen langen Flor am Hüte und einen eben solchen an seinem langen Stabe mit dem großen silbernen Knopfe, an dem steinernen Portal lehnte. Vorsichtig fragte er den ziemlich verschlossenen aussehenden Mann, wem dieser Palast gehöre.

„Ihro Gräflichen Gnaden, der Frau von Kliginska,“ gab er mit fremdländischem Accent zur Antwort.

„Ist die Frau Gräfin hier gegenwärtig?“

„Wozu fragen Sie das, mein Herr?“ antwortete der Portier mißtrauisch.

„Weil ich, wenn die Frau Gräfin hier ist, bei ihr gemeldet zu sein wünsche, da ich etwas Dringendes mit ihr zu besprechen habe. Hier ist meine Karte!“

Der gravitatische Mann mit dem langen Stabe griff jetzt höflich an seinen Hut und zog dann eine Klingel. Sogleich erschien ein Diener, ebenfalls schwarz gekleidet, und übernahm die Karte, nachdem er einige Worte in fremder Sprache mit dem Thürsteher gewechselt hatte.

„Gräfliche Gnaden sind krank,“ sagte dieser jetzt zu dem alten Herrn gewendet. „Soll Ihre Karte aber doch abgegeben werden?“

„Ja, denn ich möchte um Erlaubniß bitten, der Frau Gräfin zu anderer Zeit aufwarten zu dürfen, die mir vielleicht bestimmt werden könnte.“

Der Bediente verschwand, und es verging eine ziemlich lange

Zeit, ehe er mit dem unerwarteten Bescheid zurückkam, daß die Frau Gräfin den Herrn zu sprechen wünsche.

Nun folgte dieser dem voranschreitenden Diener über eine breite schöne Treppe in einen großen Vorfaal und durch viele prächtige Zimmer bis in ein kleines Gemach, worin das Bett der Gräfin in einer Umhüllung von Musselin stand. Grüne Seidenvorhänge vor den hohen Fenstern hielten die Sonnenstrahlen ab, die sich eindrängen wollten, und der Eintretende konnte die Herrin dieses prächtvollen Palastes nicht genau sehen, wohl aber hörte er eine angenehme klingende Stimme sagen:

„Der Arzt des Körpers und der Arzt der Seele gehören beide an ein Krankenlager, darum habe ich Sie nicht abweisen mögen, mein Herr! Ich bitte, nehmen Sie einen Sessel und sagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen könnte.“

„Ich bin fast verlegen,“ sprach Pastor Willert, „wie ich Ihnen mein sonderbares Anliegen in aller Kürze erklären soll, um Ihre Erlaubniß nicht zu mißbrauchen. Sie sehen mich hier, weil ich Sie als die Eigenthümerin eines kleinen Hauses in der Seitenstraße nach einer Dame fragen möchte, die sich noch gestern dort aufhielt, und der ich gern meinen Beistand angeboten hätte, weil ich sie krank, arm und einsam weiß. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, da ich nicht einmal den Namen dieser Dame weiß.“

„Und doch nehmen Sie so großen Antheil an ihr?“

„Frau Gräfin, ich bin ein Diener des Herrn, der da gesagt hat, was Ihr einem meiner Brüder thut, das habt Ihr mir gethan!“

Pastor Willert, dessen Augen sich nach und nach an das Dämmerlicht im Zimmer gewöhnt hatten, sah jetzt, daß die Kranke sich auf ihren Arm gestützt im Bett aufrichtete und ihn scharf beobachtete. Ihr Gesicht war sehr bleich und eingefallen, aber es mußte einst von großer Schönheit gewesen sein; ihre feine schmale Hand lag auf der Bettdecke, der sie fast nichts nachgab an blendender Weiße,

aber sie zuckte wie im Fieber. — „Ich will nicht länger Versteck mit Ihnen spielen, Herr Pastor,“ sagte sie in weichem Tone, „ich weiß, wer Sie geschickt hat, um nach der franken, armen alten Frau in dem kleinen Hause zu sehen, und ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Der Zuspruch eines frommen Mannes, den das Gebot seines Herrn im Himmel zu denen treibt, die mühselig und beladen sind, würde mir wohlthun, auch wenn Sie nicht ein Priester wären. Also noch einmal: Willkommen! denn Sie sind an der rechten Stelle!“

Der alte Herr wußte nicht recht, wie er diese Worte zu deuten hätte, die vielleicht in Fieberhige gesprochen waren; als er daher einen Augenblick nachdenklich schwieg, reichte ihm die Kranke die Hand und fuhr fort: „Ich nehme es als eine besondere Schickung Gottes, daß Sie zu mir kommen, denn mein Mißtrauen hätte mich vielleicht noch lange davon zurückgehalten, Sie rufen zu lassen, obschon auch ich Wichtiges mit Ihnen besprechen möchte. Und dann gönnen Sie mir Ihren Zuspruch, Ihren Trost, wenschon ich nicht so arm und hilflos bin, wie jenes gute Kind mich Ihnen wohl geschildert, das mir nach langen Jahren einsamer Trauer wieder den ersten wohlthuenden Eindruck verschafft hat. Aber ich muß weit zurückgehen in mein reiches und nun so verarmtes Leben, wenn ich Ihnen verständlich werden soll. Haben Sie eine halbe Stunde für mich frei?“

Der Pastor drückte die schmale heiße Hand recht herzlich und erklärte sich bereit, die Mittheilungen der Kranken anzuhören.

„Meine Mutter,“ begann diese, „war früh Wittwe geworden, und da mein Vater, der ein kleines Gut in Pacht hatte, von dessen Ertrage er mit Frau und Kind lebte, kein Vermögen hinterließ, so mußte sie darauf bedacht sein, ihren Unterhalt zu erwerben. Der Arzt, der meinen Vater in langer Krankheit behandelt hatte, schlug meiner Mutter vor, in die Stadt zu kommen, wo er ihr Beschäftigung und lohnenden Erwerb als Krankenpflegerin versprach. Sie

nahm diesen Vorschlag dankbar an, und ich war mir von da an viel selbst überlassen, da meine Mutter fast immer außer dem Hause beschäftigt war und mich ihrer Wirthin, einer jähzornigen und zänkischen alten Frau, überlassen mußte, die mir wenig Freiheit und Freude gönnte. Obschon ich von Natur ein fröhliches Kind war, wurde ich unter dem Einfluß der bösen Alten bald völlig eingeschüchtert und verschlossen. Schon mit 14 Jahren nahm mich die Mutter oft zur Hilfe an die Krankenbetten und leitete mich zur Krankenpflege an, und als ein Sichteiden am Fuße sie für längere Zeit unfähig machte, ihren Beruf fortzuführen, mußte ich an ihre Stelle treten, um für uns Beide das tägliche Brod zu erwerben.

In dieser Zeit war es, als einer der größern Gasthofsbesitzer meiner Vaterstadt der Hilfe meiner Mutter begehrte, da ein fremder Herr aus Rußland todkrank bei ihm lag. Nur einen Tag lang konnte die Mutter die Pflege übernehmen, da ihr Sichteiden plötzlich sehr schlimm wurde und sie am Gehen hinderte, und so wurde ich zu dem Fremden geschickt, der nach einem heftigen Blutsturz todmatt und hoffnungslos darnieder lag und mehr einem Gestorbenen als einem Lebenden glich. Zwar befand sich noch ein alter Diener bei dem Kranken, der aber kein Wort deutsch verstand und bei allem guten Willen wenig Geschick dazu hatte, seinem Herrn die nöthige Pflege zu leisten. Ich empfand das tiefste Mitleid mit dem Kranken, der theilnahmlos und außer Stande ein Wort zu sprechen, wie ein Bild der Geduld dalag, und indem ich unermülich für ihn sorgte und über ihn wachte, betete ich inbrünstig für die Erhaltung seines Lebens. Aber der Zustand desselben blieb wochenlang unverändert; der Doctor hatte an die Mutter des Kranken geschrieben, und die vornehme alte Dame kam eines Tages an, um ihren Sohn noch einmal zu sehen. Die weite Reise, die große Aufregung und Sorge hatten sie aber so sehr erschöpft, daß auch sie heftig erkrankte, und nun ging ich von einem Bett zum andern, und die Pflege ward eine sehr anstrengende für mich. Mehr als einmal

erklärte der Arzt der alten Dame, wenn ihr Sohn genesen sollte, so würde ich durch meine große Sorgfalt nicht wenig dazu beigetragen haben, und dann drückte die Mutter meine Hände und versicherte mich ihrer größten Dankbarkeit. Ich fand jedoch meinen schönsten Lohn darin, daß Camillo, wie die alte Dame den Kranken nannte, allmählig kräftiger zu werden schien; er fing an Theil zu nehmen an Allem, was um ihn her vorging, und wenn ich ihm einen kleinen Dienst leistete, so ging ein freundliches Lächeln wie ein Sonnenstrahl über sein blasses Gesicht. Auch die alte Dame erholte sich, und es war nun schon die Rede davon, daß der Kranke sobald als möglich heimgebracht werden sollte.

»Dann müssen Sie uns begleiten, Hanna,« sagte die Mutter, »ich werde der treuen Pflegerin meines Sohnes eine ehrenvolle Stelle in unserem großen Haushalt anweisen.« — Ich wäre auf diesen Vorschlag nimmermehr eingegangen, wenn ich auch nicht meine kränkliche Mutter zu verpflegen gehabt hätte, — aber ehe ich das ablehnende Wort sprechen konnte, sah ich, wie Camillo unwillig den Kopf schüttelte. Ja, es ging von da an eine große Veränderung mit ihm vor; er nahm nur noch selten meine Hilfsleistungen an und sprach fast nie mehr mit mir; sein alter Diener genüge jetzt völlig zu seiner Pflege, versicherte er, und ich widmete meine Zeit nur noch der alten Frau, die mich gern in ihrer Nähe zu haben schien.

Endlich erklärte der Arzt, daß der Abreise der Fremden nichts mehr im Wege stehe, daß der Kranke aber nicht in sein kaltes Vaterland zurückkehren dürfe, sondern den nächsten Winter über in Madeira zubringen müsse, wenn nicht ein Rückfall eintreten solle. Die alte Dame entschloß sich, ihren Sohn auch dahin zu begleiten, und nachdem Camillo mehrmals ausgefahren war, um sich an die Luft zu gewöhnen, wurden eines Tages die Reisekoffer gepackt, und ich nahm Abschied von den Beiden, für die ich Monate lang mit Hingabe all' meiner Kräfte gesorgt hatte. Mein Herz war tief bewegt,

und ich hatte Mühe, die Thränen zurückzuhalten, die mir in die Augen stiegen. Die alte Dame gab mir freundlich dankend die Hand und ließ dabei eine kleine Rolle in die meine fallen, die der Schwere nach zu urtheilen Gold enthalten mußte. Das that mir wehe; ich hatte am Ende jeder Woche durch den Wirth des Gasthofs eine bestimmte Summe für mein Pfllegeamt bekommen, und was ich über meine Pflicht hinaus gethan hatte, das konnte und durfte ich mir nicht mit Gold bezahlen lassen. Ich legte die kleine Rolle still auf den Toilettentisch der alten Dame und ging hinweg wie eine Träumende. Camillo hatte mir nur das eine Wort: Dank! gesagt und sich dann von mir abgewendet.

Als ich heimkam, trat mir die alte Wirthin schon im Hausflur entgegen. »Nun, es ist Zeit, daß Du da bist,« sagte sie mürrisch, »mit der Mutter geht es schlecht, ich glaube, die Gicht ist ihr auf's Herz gefallen. Geh' nur hinauf, sie verlangt nach Dir!« Mit Einemmale war jeder andere Gedanke aus meiner Seele verschwunden; ich flog mehr als ich ging in das Stübchen, wo meine Mutter ächzend und stöhnend in einem alten Lehnstuhle saß, und hätte gern mein Leben darum gegeben, das ihre zu retten; aber schon am Morgen des nächsten Tages kniete ich vor ihrer Leiche und war allein und hilflos zurückgeblieben auf der für mich ganz freudenleeren Welt. Mit innerem Widerstreben blieb ich bei der alten Hauswirthin, aber ich wußte ja nicht, wohin ich mich wenden sollte, und war noch zu jung, um allein wohnen zu können. Krankenpflegerin wollte ich nicht länger bleiben, da ich aber wenig Anderes gelernt hatte, mußte ich froh sein, in einer Handschuhfabrik Arbeit zu bekommen. Der Erwerb meiner Hände reichte eben nur hin, die habgierige Alte zu befriedigen und einige Groschen zu erübrigen, von denen ich mir nach und nach zwei hölzerne Stühle und einen Tisch von Tannenholz sowie ein dürftiges Bett anschaffte, um wenigstens mein eigenes Stübchen zu haben. Alles Geräth, was meiner Mutter gehört hatte, war verkauft worden, um Arzt, Apo-

thefer und das Begräbniß zu bezahlen; auch hatte die Wirthin noch eine hübsche Summe als rückständige Miethe gefordert. Da saß ich denn vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei der Arbeit und dankte Gott, daß ich allein sein und nicht das Reifen der bösen alten Frau anhören durfte; um mir nur mein eigenes, wenn auch noch so armseliges Stübchen erhalten zu können, aß ich zu Mittag selten etwas Anderes als ein kleines Bröbchen und trank dazu eine Tasse Milch, die ich mir im Winter in dem kleinen eisernen Ofen warm machte. Ich hatte einen einzigen Sonntagsanzug, — ich habe ihn noch jetzt, wie ich auch die Einrichtung meines Stübchens, die hölzernen Stühle und den Tisch von Tannenholz noch habe. — Kaum gönnte ich mir am Sonntag einen Spaziergang in die Felder, und dann brachte ich mir immer einen Strauß Wiesenblumen mit heim, der dann mehrere Tage lang meine einzige Freude war bei der mühsamen, reizlosen Nadelarbeit.

So vergingen zwei lange, trübe Jahre! Da kam ich eines Tages mit meinem Korb am Arm, worin ich ein kleines Schwarzbrot und ein Töpfchen Milch geholt hatte, in mein Stübchen zurück, dessen Thür ich, wie immer, unvergeschlossen gelassen hatte, da die alte Hauswirthin es für ein Zeichen von Mißtrauen ansah, wenn ich den Schlüssel abzog. Ich fand die Thür aber jetzt weit offen stehend und sah einen Mann, der in einen Mantel gehüllt vor meinem Feldblumenstrauß stand und eine kleine blaue Blume herauszog. Ich erschrak und wollte eben wieder die Treppe hinuntereilen, um die alte Frau herbeizurufen, da wendete sich der Fremde um, und ich erkannte — Camill!“

Hier schwieg die Kranke; sie schien von der Erinnerung überwältigt und vom langen Sprechen erschöpft; ein schönes graues Windspiel war indeß durch eine halb offenstehende Tapentthür in's Zimmer hereingeschlüpft, schmiegte den schmalen klugen Kopf an die feine weiße Hand, die an der Kante des Bettes lag, und wurde von dieser leise gestreichelt. Pastor Willert ahnte schon jetzt, wie

sich das Räthsel von der alten kleinen Dame in dem unbewohnten Häuschen und der Kranken, die hier in dem stolzen Palast wohnte, lösen werde, und unterbrach die eingetretene Stille mit keinem Worte.

Endlich fuhr die Gräfin Kliginska in ihrer Erzählung fort. „Was soll ich Ihnen nun noch sagen? Der Mann, den ich eine Zeit lang so getreulich gepflegt, um dessen Leben ich so heiß gefleht hatte, — der verlangte mich nun für dies Leben zur Gefährtin. Er hatte alle Schwierigkeiten, die sich einer so ungleichen Verbindung entgegenstellten, überwunden; der Tod seiner Mutter hatte ihn zum Herrn seines Willens und eines ausreichenden Vermögens gemacht, und nun warb er, der reiche Graf, so demüthig um meine Hand, als ob ich eine ihm Ebenbürtige wäre.

Meine Gegenvorstellungen überwand er schnell genug, da mein einsames Herz an keinem Menschen auf der Erde mit größerer Innigkeit hing als an ihm, dessen Leben ich dem Tode abringen geholfen. Ich folgte dem treuen Freunde in das Haus des Arztes, der ihn in der Krankheit behandelt hatte, und blieb dort bis zu unserer Hochzeit, die in aller Stille gefeiert wurde. Dann ging ich mit Camill nach Rußland, wo wir in großer Zurückgezogenheit lebten, denn seine Gesundheit blieb eine schwache und forderte die größte Schonung. Den Winter brachten wir stets in mildem Klima zu und machten schöne große Reisen. Mein Gemahl hatte einen reichen Vetter beerbt und war dadurch auch in den Besitz dieses Palastes gekommen, den wir vorübergehend bewohnten, wenn Camill einen hiesigen Arzt zu Rathe zog, der großen Ruf hatte. Aber alle menschliche Kunst konnte das Leben des theuren Mannes nicht länger fristen, als bis zu seinem dreißigsten Jahre, und eines Tages war ich inmitten großen irdischen Besitzes wieder arm und einsam, freund- und freudlos!

Seitdem verlebe ich den Todestag Camill's in tiefster Einsamkeit. Niemand von meiner Dienerschaft weiß, wo ich diesen Tag zubringe; ich umgebe mich dann mit Allem, was ich zu der Zeit

besaß, als Camill mich aus Armuth und Entbehrung zu seiner Gemahlin erhob, um mich reich und glücklich zu machen; ich führe dann dieselbe Lebensweise wie an jenem Tage, wo ich ihn wieder sah und wo er mir das größte Glück der Erde in seiner Liebe gab; — ja, mögen Sie es immerhin eine Thorheit nennen, Herr Pastor, ich kleide mich in denselben Anzug, den ich an jenem gesegneten Tage trug, und kaufe mir wie damals die spärliche Mittagsmahlzeit selbst ein, die er halb scherzend, halb tief gerührt mit mir theilte. Ich erinnere mich dabei nicht allein an die vergangene Glückseligkeit, sondern auch daran, wie bitter und schwer Armuth und Verlassenheit drücken, und wie es die Pflicht der Reichen dieser Welt ist, denen mitzuthemen und ihnen auszuhefeln, die in ihrer Noth an sie gewiesen sind.

Ein solcher Tag war gestern! Zwar fühlte ich mich schon unwohl, wollte aber doch meiner Gewohnheit treu bleiben. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das junge Mädchen kennen, die in Ihrem Hause lebt, Herr Pastor; — sie nahm sich der verspotteten und scheinbar dürftigen alten Frau in rührender Gutmüthigkeit an; damit hat sie mir mehr wohlgethan, als sie weiß, und ich möchte gern dankbar dafür sein. Ich bin mißtrauisch geworden durch bittere Erfahrungen; nur zu oft habe ich die unlauteren Beweggründe erkannt, welche die Menschen für ihre scheinbar edelmüthigste Handlungsweise haben, — ich weiß, wie sich Andere vor dem goldenen Kalbe beugen und neigen, wo es ihnen Vortheil bringt, ja wie sie selbst ein Verbrechen nicht scheuen, um Denjenigen aus dem Wege zu bringen, der ihren Interessen hinderlich sein könnte. So haben z. B. die Anverwandten meines Gemahls mir sogar nach dem Leben getrachtet, um wieder in den Besitz der Reichthümer zu gelangen, auf die sie sich bei der Kränklichkeit des Grafen Rechnung gemacht. Ich habe Bitteres erfahren nach dem Tode meines Gemahls, und ich fand wenige von denen als treu, die mich ihrer Unhänglichkeit versichert hatten. Nur mein liebes schönes Thier,

der stete Gefährte Camill's, dies graue Windspiel hat sich bis zu dieser Stunde bewährt. Es ließe sich sicher eher tödten, als mir einen Menschen zu nahe kommen, dem es mißtraut. Und solch ein Thier hat einen sichern Instinct. — Wolf hat dem jungen Mädchen nicht gewehrt, als sie mich entkleiden half; das stimmt zu meiner eigenen Ueberzeugung, daß sie mir ohne jeden selbstsüchtigen Nebengedanken ihr Mitleid zugewendet, und ich habe viel darüber nachgedacht, daß Gott mir dies liebe Kind gewiß nicht zufällig nahe geführt hat. Ich würde Sie, lieber Herr Pastor, vielleicht schon in den nächsten Tagen um Ihren Besuch haben bitten lassen, um über diese Angelegenheit mit Ihnen zu berathen; aber wer weiß, ob Gott mir noch viele Tage gegönnt hat. Ich vermuthete, daß jenes Mädchen arm ist und nur deshalb sich vom Vaterhause trennen mußte. Ist's nicht so?"

Der Pastor konnte das nur bestätigen; er theilte der Gräfin Alles mit, was er durch Helenens unbefangene Erzählungen aus dem Vaterhause erfahren hatte, und konnte nicht müde werden, den Fleiß, die Bescheidenheit und Demuth des jungen Mädchens zu rühmen, das nie an sich denke, wenn sie Andern helfen und wohlthun könne. Die Kranke hörte ihm aufmerksam zu und sagte dann: „Das alles bestärkt mich in meinem Vorhaben, das Glück dieses lieben Kindes — nach menschlichen Begriffen — zu machen. Ich habe viel auf Undank gesäet, und mein Herz verschloß sich endlich mehr und mehr der fremden Noth; der gestrige Tag aber hat mich auf andere Gedanken gebracht, und ich will keinen Augenblick länger zögern, mein Vorhaben auszuführen. Das große Vermögen, was mir nach dem Tode meines Gemahls zugefallen, habe ich zu verschiedenen wohlthätigen Stiftungen bestimmt und darüber schon gerichtliche Verfügungen getroffen. Meine hiesige Besitzung war davon ausgenommen; ich hatte sie einem entfernten Verwandten zugebacht. Aber er konnte meinen Tod nicht erwarten, häufte Schulden auf Schulden auf meinen Namen und entwendete mir

ein werthvolles Schmuckkästchen, als er der Gast meines Hauses war. Ich gab dem Ehrlosen die Mittel, in der neuen Welt ein anderes Leben anzufangen, aber alle Beziehungen zwischen uns sind nun für immer zerrissen. Ich schenke meine hiesige Besitzung, — das kleine Häuschen mit eingeschlossen — dem jungen Mädchen, das mir gestern so liebreich beigestanden und mir durch sein rein menschliches Mitleid so wohl gethan hat. Mein Secretair hat mir schon wiederholt von einem Banquier gesagt, der dies Grundstück zu erwerben wünscht und eine hohe Summe dafür geboten hat. Obgleich ich selten hierher komme, war mir doch bis zu dieser Stunde der Gedanke entgegen, dies schöne alte Gebäude einem — Wucherer zu überlassen. Aber es war ein Nest thörichten Stolzes, — ich habe ihn überwunden; noch heut soll der Verkauf eingeleitet werden, dann werde ich Ihnen die nöthigen Papiere und das Vermögen Ihres Schütlings zustellen lassen. Sterbe ich bald — und das scheint mir das Gewissere — so sagen Sie Helenen: Die alte Frau, deren sie sich so erbarmend angenommen, und die Gott reichlich mit Glücksgütern gesegnet habe, wolle ihr Leben vor irdischer Sorge schützen und sie in den Stand setzen, gegen Arme und Nothleidende gütig und hilfreich zu sein. Genese ich, so kehre ich alsbald nach Rußland zurück, wo ich das theure Grab meines Camill zu pflegen habe, und dann will ich zuvor das junge Mädchen noch einmal sehen, ehe sie von meiner Gabe etwas erfahren hat. Ich will mich an ihrer Herzensgüte erfreuen, ohne denken zu müssen, daß es nur ein Gefühl der Dankbarkeit sei, welches sie treibt. Warten Sie also noch wenige Tage, ehe Sie ihr das Nöthige mittheilen; die Entscheidung steht nahe bevor, wie mir mein Arzt offen gestanden hat. Und nun, da diese irdische Angelegenheit zwischen uns besprochen ist, erquicken Sie meine müde Seele mit Trost und Frieden aus der Höhe, nach dem ich mich sehne!“

Der Pastor neigte sich in tiefer Bewegung über die feine Hand der Gräfin und drückte sie mit Ehrerbietung an seine Lippen. Was

er jetzt noch mit der Kranken redete, das wurde ein reicher Segen für diese, und als er endlich das stille Zimmer verließ, in dem er so Wunderbares erfahren und erlebt hatte, da pries seine Seele Gott, dessen Wege so unbegreiflich sind, und der doch so seliglich führet Alle die, welche sich von ihm führen lassen wollen.

Die Mittagszeit war längst vorüber, als der alte Herr wieder in seinem Hause anlangte. Helenens rothgeweinte Augen fielen ihm sogleich auf, und als er theilnehmend nach der Ursache ihrer Thränen forschte, gab sie ihm den Brief der Mutter. War er schon zuvor von der Unterredung mit der Gräfin tief ergriffen gewesen, so ward er es noch mehr, als er das Unglück erfuhr, welches Helenens Eltern betroffen hatte, und für das doch schon die Hilfe vor der Thür war, an die kein Mensch dachte. Ihm fielen die Worte Helenens ein, die sie gesprochen hatte, als sie ihrem Vater den neuen Talar schicken durfte: Ehe sie rufen, will ich sie erhören! — Er hatte Mühe, seine Herzensfreude über die augenscheinliche Gnadenführung seines jungen Schüglings zu verbergen, und es wollte Helene zu ihrer Betrübniß scheinen, als ob das große Leid in ihrem Vaterhause wenig Theilnahme bei dem sonst so hoch von ihr verehrten Manne fände. Hatte doch selbst die Pastorin diesmal einige herzliche Trostworte für sie, und Helene küßte ihr dankbar die Hand dafür. Indeß schritt Pastor Willert hastig im Zimmer auf und nieder, wie er immer zu thun pflegte, wenn ihn innerlich etwas beschäftigte. Endlich sagte er: „Wie ist denn das mit dem Briefe Ihres Vaters, liebe Helene? Ich will sogleich auf der Post nachfragen lassen; sehen Sie doch zuvor noch einmal nach, welchen Tag er aufgegeben worden ist.“

Bei diesen Worten erschraf die Pastorin und verließ rasch das Zimmer, um bald darauf mit einem Briefe in der Hand zurückzukehren, der zwar einen veralteten Poststempel, aber Helenens Adresse trug. Nicht ohne wirkliches Bedauern gestand sie ein, daß der Postbote ihr diesen Brief an der Hausthür übergeben habe, als sie

von einem Besuche zurückgekehrt sei. Da Helene eben nicht im Wohnzimmer gewesen, habe sie den Brief aus der Hand und später als Lesezeichen in ihr Buch gelegt. Da sei er nun geliebt und vergessen worden. Helene möge ihr diese Unachtsamkeit verzeihen, die ihr aufrichtig leid thue.

Pastor Willert hielt diesmal eine strenge Bemerkung nicht zurück, aber Helene war zu erfreut darüber, die theuren Worte ihres Vaters wieder und immer wieder lesen zu können, als daß sie nicht von Herzen gern vergessen hätte, wodurch ihr dies Glück so lange vorenthalten worden war. Ganz und gar vergaß sie über den Nachrichten von daheim das Leid, welches seitdem dort eingelehrt, und all' die kleinen Schmerzen, die sie täglich zu erdulden, das unerbittliche Heimweh, das sie still zu tragen hatte.

Die Pastorin war wirklich beschämt darüber, wie wenig sich Helene durch manch scharfes Wort und durch die Gleichgiltigkeit, womit sie den Brief behandelt, der von dem Mädchen so heiß ersehnt wurde, verletzt und gereizt zeigte, und sie nahm sich vor, von nun an gütiger und, wo es nöthig wäre, nachsichtiger gegen sie zu sein. Sie suchte auch gleich am andern Tage in Schüben und Schränken allerlei nützliche Dinge zusammen, die von Christine in eine große Kiste gepackt und nach Meinsfelde an Helenens Eltern geschickt werden sollten; die alte Köchin steckte heimlich von ihrem Gelde gekaufte Pfefferkuchen für die Knaben unter diese Sachen. Helene legte ihren ersten Monatsgehalt dazu, und nun wurde der Tischler geholt, um den Deckel aufzunageln. Da kam der Pastor mit einem offenen Briefe in der Hand in das Gewölbe, wo die fertig gepackte Kiste stand, und rief Helene und seine Frau in seine Stube. „Liebes Kind,“ sagte er zu Helene, „packen Sie nun auch Ihren Koffer, denn Sie sollen morgen zu den Ihren in die Heimath zurückreisen!“

Die Pastorin und das junge Mädchen erschrafen Beide. „Lieber Mann,“ sagte Erstere leise, „ich will nicht fürchten, daß

die Geschichte mit dem von mir vergessenen Briefe Dir als ein so großes Unrecht gegen Helene erscheint, daß Du sie aus meiner Nähe entfernen willst. Ich bitte Dich, das nicht zu thun; Helene wird gewiß niemals wieder Ursache haben, sich über mich zu beklagen!“

Helene hatte einen Augenblick in tiefster Niedergeschlagenheit dagestanden; plötzlich ergriff sie die Hand der Pastorin und bat demüthig: „Schicken Sie mich nicht fort, — um meiner armen, schwerkgeprüften Mutter willen, thun Sie es nicht eben jetzt! O gewiß, ich habe nicht immer gethan, was ich sollte; aber das wird besser werden, haben Sie nur noch ein wenig Geduld mit mir; Gott wird mir helfen, daß ich Sie mehr und mehr zufriedenstellen kann!“

Dem alten Herrn standen Thränen in den Augen. „Mein gutes Kind,“ sagte er und legte seine Hand sanft auf Helenens Haupt, — „Du hast keinen Grund, traurig und besorgt zu sein; denn Du hast ja redlich all' Deine übernommenen Pflichten erfüllt, und mehr als das. Wir schicken Dich nicht in Unzufriedenheit zu Deinen Lieben zurück; wisse nur, Gott hat Dir ein großes Glück beschieden, und das sollst Du jetzt mit den Deinen theilen. Ich selbst werde Dich in die Heimath begleiten und Deinem Vater Aufschluß über das wunderbare Ereigniß geben, was sich zugetragen hat. Die Frau, deren Du Dich vor wenig Tagen so liebevoll angenommen, hat Dir ihr Haus hinterlassen.“

Helene stand wie im Traum. „Die arme alte Dame — das hübsche kleine Haus! — ist's denn möglich?“ fragte sie mit bebenden Lippen.

„Ja, das kleine Haus, aber auch den großen Palast, zu dem jenes gehörte,“ antwortete der Pastor. „Für letzteren wirst Du jedoch nur die Kaufsumme erhalten, und sie ist groß genug, um Dich und Deine Eltern für immer vor Noth und Sorge zu schützen. Ja, Gott hat Großes an Dir gethan, und ich weiß, Du giebst ihm dafür die Ehre!“

„Und die Kranke, — darf ich hin, um ihr zu danken?“ stammelte Helene.

„Sie ist in dieser Nacht sanft und ruhig heimgegangen,“ sagte Willert bewegt. Da verbarg Helene ihre weinenden Augen an der Brust des Greises.

Zwei Tage später fuhr zu früher Morgenstunde ein mit vier Pferden bespannter Leichenwagen durch die stillen, menschenleeren Straßen. Ein alter Herr, der Secretair der Gräfin Kliginska, einige Diener, unter ihnen der Portier mit seinem Stabe, der ganz in Trauerflor gehüllt war, folgten dem Sarge. Hinter ihnen fuhr ein einziger Wagen; Pastor Willert und Helene saßen darin und gaben der Todten das Geleit bis zum Bahnhofe, wo der Sarg nach Rußland befördert und in der gräßlichen Familiengruft beigesetzt werden sollte. Helene hielt einen Kranz von Feldblumen in der Hand, den sie leise weinend auf den Sarg legte, ehe dieser in die große Kiste von Eichenholz geschoben wurde. Das junge Mädchen war tief bewegt, und ihre Augen wollten nicht trocknen, ob schon sie mit schnellerem Herzschlag daran dachte, daß sie schon in den nächsten Stunden die Reise nach der lieben, unvergeßlichen Heimath antreten solle.

„Was für ein stiller Mensch macht denn da die Reise mit uns?“ fragte jetzt ein härtiger Mann, der mit der Reisetasche in der Hand vor der Thür eines Coupé's stand, zu seinem Begleiter.

„Die wunderliche Gräfin, wie sie in den Kreisen hieß, die überhaupt etwas von ihrer Existenz wußten,“ antwortete der Gefragte. Diese polnische Gräfin, deren eigentlichen Namen ich nie gehört, kam selten nach B. und diesmal, wie es scheint, nur um in den ersten Tagen ihres Hierseins zu sterben.“

„Sie war wohl eine reiche Frau? Reiche Leute dürfen ja wunderbar sein,“ meinte der Bärtige mit scharfer Betonung.

„Colossal reich, und das ganze Vermögen fällt an verschiedene Stiftungen. Ich glaube, nur ein kleines Haus ist davon ausge-

schlossen, und das war für eine Person bestimmt, die den schönen Hund der wunderlichen Gräfin bis an sein Lebensende verpflegen sollte, — wie man erzählt. Aber das treue Thier ist von der Leiche nicht fortzubringen gewesen, hat keine Nahrung mehr zu sich genommen und ist zu den Füßen seiner Herrin gestorben.“

„Ja, ja, die Thiere sind meist treuer als die Menschen!“ sprach der Mann mit der Reisetasche bitter.

Da wurde geklingelt, — die letzten Reisenden stiegen ein; die Thüren wurden geschlossen.

„Ade, Ade! und grüße mir — ach — Niemand!“ rief der bär-tige Mann noch seinem Begleiter zu, und eine Thräne lief langsam über sein ernstes Gesicht. — Fort brauste der Zug!

Pastor Willert hatte Helenens Hand gefaßt, er führte das junge Mädchen zum Wagen zurück. Sie schwiegen Beide.

S t u k k.

Mit einem Briefe in der Hand tritt Christine in's Wohnzimmer, wo Pastor Willert mit seiner Frau am Kaffeetische sitzt und ihr vorliest, indeß sie mit Näharbeit beschäftigt ist. Christine ist zwar um zwei Jahre älter geworden, und der Scheitel unter ihrer saubern weißen Haube hat schon viel mehr graue Haare, aber sie muß wohl noch nicht viel von ihrer Rüstigkeit und Arbeitskraft verloren haben, denn es ist keine neue Wirthschaftsmamsell angestellt worden, und doch sieht Alles so blank und glänzend aus im Flur, in der Küche und in den Zimmern. Die Frau Pastorin hat aber auch nicht mehr so oft als sonst ihre „Nerven“ und faßt Manches selbst mit an, so daß Christine nicht immer durch die Klingel der gnädigen Frau von einer nöthigen Arbeit abgerufen wird, um ihr ein Glas Wasser einzugießen oder ein vergessenes Taschentuch aus dem Nebenzimmer zu holen. Der alte Herr sieht zufrieden und behaglich aus, und als Christine jetzt mit strahlendem Gesicht sagt: Ein Brief aus Meinsfelde von dem lieben Fräulein Helene! nimmt er ihr denselben rasch aus der Hand und bricht das Siegel, den Inhalt laut vorlesend, den Christine nun auch mit anhören darf, während sie behutsam und vorsichtig das Kaffeegeschirr abräumt, um ja kein einziges Wort zu verlieren. Helene schreibt:

„Mein väterlicher Freund!

Zuerst tausend Dank für Ihren lieben, köstlichen Brief. Ich schreibe Ihnen heute zum ersten Male wieder unter dem Dache des väterlichen Hauses, denn gestern endlich sind wir eingezogen. Die grünen Kränze hängen noch an allen Thüren, und sie umrahmen schöne Inschriften, wie: Unsern Eingang segne Gott! und: Friede sei mit Euch! u. s. w.

Es hat so lange gedauert, ehe das neue Pfarrhaus fertig wurde, weil die Gemeinde im Prozeß war mit dem Gutsherrn, der nicht einmal ein Fuder Steine gutwillig zum Bau hergeben wollte. Schließlich hat die Gemeinde doch Recht behalten, aber ihr Pastor hat zwei Jahre lang mit seiner Familie wie in einer Ruchschale wohnen müssen. Nun, jetzt ist das neue, schöne Haus fertig; es hat zwar auch nur ein Stockwerk und zwei Stiebelstuben, aber es ist tiefer in den Grasgarten hineingebaut und hat hinreichend Raum für uns alle und auch noch für liebe Gäste. Es ist Alles stattlicher und bequemer, als im alten Hause, aber man ist noch an keiner Stelle heimisch und fühlt sich noch wie in der Fremde. Ein gewisser Jemand hat an die breite Wand die schönsten Tapetenrosen gepflanzt, die das alte Haus so schön machten, und die ich so sehr liebte; aber es werden Jahre vergehen, ehe es wieder so lustig um die Fenster grünt und blüht wie früher, und dann — ja dann wohne ich gar nicht mehr in dem neuen schmucken Hause; denn eben dieser Jemand will mich ja hinausführen in eine neue schöne Heimath; zwar nicht in weite Ferne, nein, nur nach Bergheim in's Nachbardorf, wohin ein Fußweg durch Kornfelder und ein hübsches kleines Birkenwäldchen führt. Ja, mein lieber väterlicher Freund, Ihr Pflögetöchterchen hat sich gestern im neuen Hause in aller Form mit dem Substituten des Vaters, Namens Hermann Friedberg, verlobt und will dem neuen Herrn Pastor von Bergheim eine demüthige und getreue Hausfrau werden. Der Vater braucht keinen Vertreter mehr, seine lieben Augen sind wieder hell und klar, nur schreiben darf er noch nicht viel, und da hilft der Schullehrers-Wittwe einziger Sohn aus, der leider ganz lahm und zu keiner andern Arbeit als zum Schreiben zu gebrauchen ist. Es klingt wohl recht vornehm, wenn ich sage, daß der Vater den lahmen Georg als Schreiber angestellt hat. Seine Mutter, Frau Büchner, wird nach B. kommen und in das kleine Häuschen der guten Gräfin ziehen, so haben wir's beschlossen; meine beiden ältesten Brüder

sollen dorthin auf's Gymnasium und zu Frau Büchner in Pflege kommen; da sind sie in guten Händen, und der armen, bekümmerten Lehrers Wittve ist auch geholfen.

Alles das ist gestern entschieden worden; es war ein schöner, wichtiger Tag für uns Alle, und ich habe den geliebten Vater noch nie so glücklich gesehen. Am Abend konnten wir Alle so recht aus frohem, dankbarem Herzen singen: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren! Die Dorfkinder und auch viele alte Leute standen draußen vor den offenen Fenstern und sangen halblaut mit. Ja, der gnadenreiche Gott sei gepriesen für seine unendliche Barmherzigkeit, die er an uns bewiesen!

Der lieben Frau Pastorin läßt Mutter sagen, daß eine Martinsgans für sie eingesperrt sei und täglich fetter werde. Mutter ist ja aus Pommern und versteht sich auf solche Künste, wie auf vieles Andere. Für Christine sammeln unsere Jungen fleißig Champignons und Moufferons, damit wollen sie sich bei der alten guten Freundin ihrer Schwester in Gunst setzen und sich für die schönen Pfefferkuchen von damals bedanken. Ich habe nämlich einmal erzählt, daß Christine von diesen Pilzen so delikate Saucen macht.

Nun, das ist wohl ein sehr verworrener Brief, den ich da schreibe; aber halten Sie mir das nur heut einmal zu Gute. Es kommt jeden Augenblick Jemand, der etwas von mir will oder mich nach etwas fragt; daran ist das neue Haus schuld, es ist noch kein Mensch recht daheim darin. Und dann ist's mir doch noch gar so neu, eine Braut zu sein, noch dazu eine Pastorsbraut, denn das ist doch wie ein Ehrenposten! Ja, der Herr im Himmel läßt mich in Seilen der Liebe gehen, und ich kann nur immer und immer wieder loben und danken.

Der Vater kommt noch vor Michaelis nach B., um die Ueberfiedlung der Frau Büchner und seiner beiden lieben Jungen vorzubereiten. Ein Commissionär hat kürzlich an den Vater geschrieben und gefragt, ob er das kleine Haus der lieben Gräfin nicht ver-

kaufen wolle, es sei eine vortheilhafte Gelegenheit dazu; aber sie waren alle einstimmig, Vater, Mutter und auch mein lieber Herrmann, das Häuschen dürfe niemals verkauft werden. Das stimmte genau zu dem, was ich dachte und wünschte. In dem stillen Häuschen soll immer eine Freistatt sein für eine arme Wittve oder für ein paar ältere mittellose Mädchen, so ist's gewiß im Sinne der lieben gütigen Gräfin gehandelt, und wir gehören ja jetzt auch zu den Wohlhabenden, die Gottes Haushalter auf Erden sein sollen.

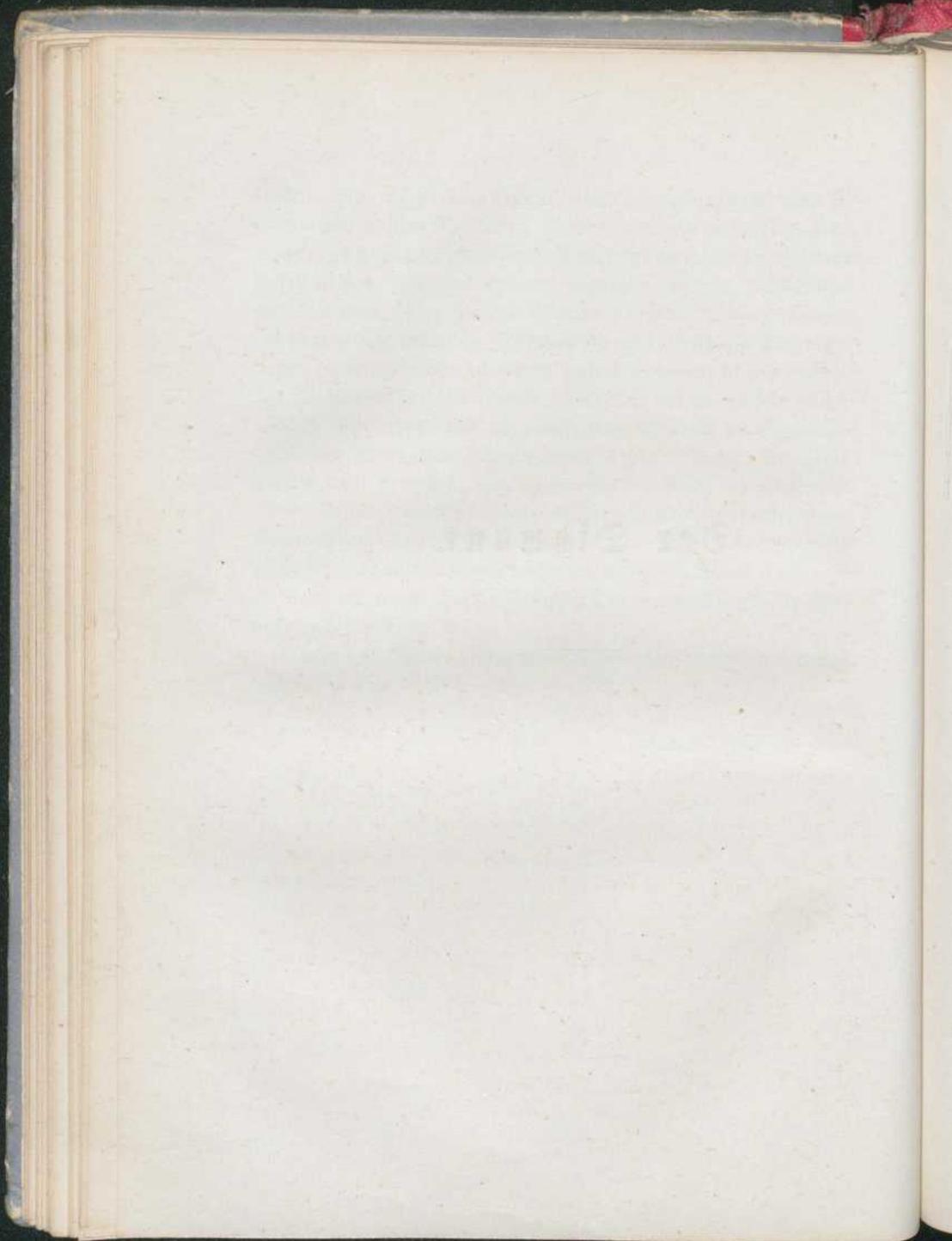
Ich küsse Ihnen und der lieben Frau Pastorin die Hand und schicke der guten alten Christine viel tausend Grüße. Sie soll's doch ja nicht vergessen, daß sie mir für den Fall, daß ich einmal einen eigenen Hausstand haben sollte, ein paar selbstgesponnene Küchenschürzen zu schenken versprochen hat. Ich will sie schon recht in Ehren halten und fleißig benutzen, und eines Tages müssen sie alle kommen, meine theuren Freunde, und meine lieben Gäste werden; auch Christine.

Vater und Mutter und auch mein Verlobter schicken ihre besten Grüße, ich aber bin und bleibe alle Zeit

Ihre

dankbare, glückliche
Helene.

Der Diamant.



In einer Nebenstraße des reizend gelegenen Badeortes Warmbrunn stand ein kleines sauberes Haus mit einem hübschen Vorgärtchen, in dem eben die anspruchslosesten und doch schönsten aller Rosenarten, die Centifolien, ihren Duft verstreuten, denn es war Hochsommer, und die Rosen blühen im Gebirge später als im flachen Lande. — Dies Haus hieß »das Rosenhaus«, hatte nur ein paar Zimmer im Hochparterre, die der Wirth, ein geschickter Buchbinder, bewohnte, und eine große Stube mit daranstoßender Kammer. Das hohe Fenster dieser Stube gewährte die Aussicht auf die Schneefoppe und die weithin gedehnte Wellenlinie der Riesenberge.

Es war eine späte Stunde, Mitternacht schon vorüber, als an dem offenen Fenster der Mansarde ein junges Mädchen stand und sich weit über die Brüstung desselben hinausbog. Der Mond, gegen den eine leichte Gewitterwolke vergeblich ankämpfte, beleuchtete mit seinem milden, friedevollen Licht den im Vordergrunde der Landschaft liegenden Kynast mit den halbversunkenen Burgtrümmern, und den übermüthigen Bergstrom: den Zacken, der vom Gebirge herabgesprungen kam wie ein junger, kecker Wanderbursch, dem die weite Welt offen steht, und der sich wenig kümmert um die grünen Wiesen und gesegneten Felder des schönen heimathlichen Thales. Ein achtsames Ohr konnte in der Stille der Nacht das Rauschen des Stromes hören, der sich in der Nähe der Stadt Hirschberg mit einem eben so jugendmüthigen Kameraden, dem Bober, vereinigt und mit ihm dahin eilt, unbekümmert darum, daß sie in ihrem Uebermuth zuweilen an fremdes Eigenthum tasten und arge Verwüstungen anrichten.

Das junge Mädchen ließ ihr heißes Gesicht vom Hauche der Nachtluft kühlen. Sie hatte geweint, und ihr müdes Auge glitt fast gleichgültig über das köstliche Landschaftsbild hin, das im Mondschein vor ihr lag. Sie schien nicht sehen, nur hören zu wollen, und bei dem leisesten Geräusch von der Straße her, wohin sie keinen Blick thun konnte, schrak sie freudig zusammen; immer aber schien sie getäuscht zu werden und stützte dann wohl den Kopf in die Hand, um von Neuem in trauriges Nachdenken zu versinken.

„Das ist nun schon die dritte Nacht, wo Fritz so lange ausbleibt,“ klagte sie leise vor sich hin. „Lieber Gott, was soll denn daraus werden? Ach, wenn doch die Mutter noch lebte! ihre Bitten und Vorstellungen würden mehr Macht über Fritz haben, als die meinigen. Ueber mich und meine Thränen lacht er immer so herzlich, nennt mich seinen kleinen Haustyrannen und überwindet zuletzt all' meine Besorgnisse durch sein fröhliches, treuherziges Wesen. Man kann ihm eigentlich gar nicht böse sein, dem Fritz, und doch, wenn er es so weiter treibt, so ist's sein Unglück. Ich will heut noch recht ernstlich in ihn bringen, daß er sich von seinem neuen Freunde losmachen soll, der ihn so oft von der Arbeit fortlockt und bis tief in die Nacht hinein mit ihm herumschwärmt. Wenn er nur erst heimkäme!“

Und wieder lauschte das bekümmerte junge Mädchen in die Nacht hinaus. Aber nur das Gefährt eines spät ankommenden Reisenden wurde auf der Straße laut; dann bellte der Hund eines nahegelegenen Hotels, Thürklingeln wurden in Bewegung gesetzt, dann war Alles wieder still wie zuvor.

Die große Uhr auf dem Thurm des gräflichen Schlosses schlug jetzt Eins, und fröstelnd schloß die Einsame das Fenster, um sich in ihr Kämmerchen neben der Stube zurückzuziehen, wo ihr Bett stand. Für den Bruder war ein Lager auf dem einfachen Schlafsopha der Wohnstube zurecht gemacht. Sie zog zuvor noch in gewohnter Weise die kleine Schwarzwälder Wanduhr auf, da wurde

die Hausthür ziemlich geräuschvoll aufgeschlossen, und hastige Schritte kamen die Treppe herauf.

„Du bist noch wach?“ fragte der Eintretende überrascht und im Tone des Vorwurfs. „Hast wohl wieder so lange im Mondschein gefessen und an Deinen ewigen grauen Strümpfen gestrickt? Gib nur Acht, daß Dein frisches Gesichtchen darüber nicht auch so grau wird wie die Wolle, die der Kaufmann Dir zu dieser Arbeit liefert; es wäre ja geradezu jammerschade!“

Der Bruder wollte scherzend dem jungen Mädchen die Thür zur Stubenkammer öffnen und sie am Arm hineinführen, aber sie folgte seiner einladenden Bewegung nicht und sah ihn ernst und traurig an. Er mußte die Augen niederschlagen vor diesem Blick.

„Ach, Du willst mir noch eine Sittenpredigt halten,“ sagte er gezwungen lachend, „aber verspar' das lieber bis morgen, Hännchen! Ich bin todmüde, und Du hättest auch viel besser, wenn Du Dich schlafen legtest; ich bin viel herumgekommen heut, — wir waren am Zadenfall, das war prächtig. Auf dem Rückwege trafen wir in Hermsdorf eine lustige Gesellschaft, darüber ist's nun freilich ein wenig spät geworden, aber was schadet das?“

„Fritz, Du hast Wein getrunken und mehr als Dir gut ist!“ sagte das junge Mädchen mit einem vorwurfsvollen Blick auf das erhigte Gesicht des Bruders. „Das ist nun schon das dritte Mal“ — Sie wollte sagen: „Nach dem Tode der Mutter“ — aber sie brachte diese Worte nicht über die zitternden Lippen, und nur ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

Ärgerlich stampfte der junge Mann mit dem Fuße. „Mache doch nicht gleich ein groß Aufhebens davon, Hännchen! So etwas kommt bei jungen Burschen einmal vor, ohne daß sie deshalb gleich Trunkenbolde und Taugenichtse wären. Ich gehöre wahrlich nicht zu den Schlimmen, und daß ich mir manchmal einen lustigen Tag mache, wirst Du mir doch nicht verbieten wollen. Ich bin kein ungeschickter Arbeiter und hole das Versäumte bald genug

wieder ein. Du hast es ja selbst gehört, daß der Juwelier Mahlmann aus Wien mich den geschicktesten Steinschneider genannt hat, den er kenne; würde er mir sonst wohl auch den kostbaren Diamant anvertraut haben, den ich ihm schleifen soll?"

„Und der in drei Tagen fertig sein muß,“ setzte Hannchen bekümmert hinzu, „weil der Juwelier dann seine Badekur hier zu Ende gebracht hat und heimreisen will. Wie willst Du denn aber mit Deiner Arbeit zur bestimmten Zeit fertig werden, wenn Du den lieben langen Tag spazieren gehst und so spät in der Nacht heimkommst, daß Du am andern Morgen einen wüsten Kopf hast und keine rechte Lust zum Arbeiten. Ach, ich bitte Dich, lieber Fritz, hab' doch Erbarmen mit meiner Angst und mache Dich von Deinem neuen Freunde los, der Dich sicherlich noch zu allerlei Schlimmem verführt!“

„Närrchen!“ lachte der Bruder. „Mich verführt so leicht Niemand, und wenn Du den Bohringen meinst, den jungen Maler, mit dem ich bekannt geworden bin und mit dem ich manchmal einen Tag in unsern schönen Bergen verschlendere, so thust Du dem prächtigen Burschen Unrecht. Sieh nur Acht, gerade der wird mir noch einmal zu meinem Glück verhelfen, und dann, Hannchen, dann sollst Du es so gut haben, als ob Du eine geborene Prinzessin wärest, und darfst all' Dein Lebtag nicht wieder die langen grauen Wollstrümpfe für die Gefangenen in der Hirschberger Strafanstalt stricken. Wir wohnen da auch nicht mehr in dieser elenden Dachstube, wo uns nur des Nachbars Kaze und die Staare da drüben vom Birnbaum besuchen. Ich schaffe schöne Geräthe von spiegelblankem Rußbaumholz an, für Dich den zierlichsten Nähtisch und“ —

„Wollte Gott,“ unterbrach ihn Hannchen mit einem Seufzer, „daß wir niemals aus diesem lieben, stillen Stübchen fort müßten, wo es mir immer ist, als ob ich den Athem der Mutter noch spüre, die uns leider viel zu früh verlassen hat. Und die alten Geräthe möchte ich nicht hergeben, wenn ich dafür auch die aller-

schönsten haben könnte. Ach, Fritz, laß' uns nur zufrieden sein mit unserem bescheidenen Loose, fleißig mit einander arbeiten und es uns von Gott erbitten, daß er uns unser täglich Brod gebe; dann wird er es uns gewiß nicht am Nöthigsten fehlen lassen. Weißt Du nicht mehr, wie die Mutter oftmals sagte: Dem Hoffärtigen widerstehet Gott, aber dem Demüthigen giebt er Gnade."

"Aber hältst Du es denn für ein Unrecht, wenn man die gute Gelegenheit ergreift, in der Welt vorwärts zu kommen?" fragte der junge Mann. "Ich dünkte doch, es wäre noch kein Uebermuth, wenn ich mir z. B. statt des ungeschickten rothangestrichenen Schrankes da ein hübsches polirtes Spind mit Glasscheiben wünsche oder einen stattlichen Kleiderschrank! Ein Pianino hätte allenfalls auch noch Platz an der breiten Wandseite; — Du hast's ja so gern, wenn wir in der Dunkelstunde manchmal zweistimmige Lieder mit einander singen, zu denen uns jetzt immer die Begleitung fehlt."

"Ja, das paßt ganz gut für reiche Leute, für uns wäre es ein Ueberfluß, und es ist thöricht solchen Gedanken nachzuhängen, da ich gar nicht wüßte, wie Du dergleichen Dinge herbeischaffen wolltest."

"Ja, siehst Du, Kleine, das weißt Du nicht," neckte Fritz in fröhlicher Laune; „aber ich werde schon Rath dazu schaffen. Mache nur die Augen nicht so groß auf, ich rede nicht etwa im Weirausche, obschon ich vielleicht ein Glas über den Durst getrunken haben mag. Nimm einmal an, daß mir beim Herumstreifen der Mübezahl begegnet ist, der in besonders guter Laune gewesen und mir goldene Berge versprochen hat. Steinschleifer bleibe ich auf keinen Fall mehr, damit kommt man zu langsam vorwärts, so viel ist gewiß, und daß Du's nur weißt, Hannchen, der Maler Wohringen, den Du so ungerechter Weise beschuldigst, daß er mich in's Unglück bringen werde, der gerade wird die Ursache meines Glückes werden! Er hat Freunde, dieselben schmucken Leute, die wir in Herrmsdorf getroffen haben, berühmte Schauspieler aus Prag, just hier auf einer Vergnügungsreise in unserem Gebirge, — die haben

gleich herausgefunden, daß ich eine Singstimme habe, aus der eine wahre Goldgrube zu machen sein soll. Ist das nicht ein unverhofftes Glück, Hannchen? Denke nur, man kann viele Tausende von Thalern in einem Jahre zusammensingen und dabei enorm berühmt werden. Sieh Acht, so weit bring' ich's auch, und dann soll mich Keiner mehr über die Achsel ansehen, weil er einen bessern Rock anhat als ich; und Du sollst Glück und Ehre mit mir theilen, Hannchen. Nun, was sagst Du zu meinen Aussichten?"

„Für's Erste sage ich Dir Gute Nacht und denke, wir reden morgen ernsthafter mit einander,“ antwortete die Schwester traurig. Sie sah wohl ein, daß Fritz jetzt am allerwenigsten auf ihre bittenden Vorstellungen hören werde, und ging still in ihr Kämmerlein, wo sie all' ihre Sorgen und Befürchtungen im Gebete Dem vortrug, der allen bekümmerten Herzen Trost und Hilfe verheißt.

Bergeblich war sie, die an frühes Aufstehen gewöhnt war, am andern Morgen bemüht, den schlaftrunkenen Bruder zu wecken. Ungeduldig und zuletzt recht unfreundlich antwortete er endlich, sie solle ihn nicht immer quälen, und so löschte sie die Spiritusflamme wieder aus, bei der der Morgenkaffee dampfte, ging wieder in ihr Kämmerchen und setzte sich an ihre Näharbeit.

Die Sonne schien hell am tiefblauen Himmel, im Herzen des armen Kindes aber blieb es dunkel und trübe. Hannchen war noch so gar wenig daran gewöhnt, Leid und Kummer zu ertragen, denn bis vor kurzer Zeit hatte sie ja sorglos und glücklich unter dem Schutze der Mutter gelebt, zufrieden mit dem bescheidenen Loose, das Gott ihnen beschieden hatte. Die kleine Pension, welche jene als die Wittwe eines Predigers erhielt, reichte hin, sie vor Noth zu schützen, und als Fritz zu einem geschickten Steinschleifer nach Böhmen in die Lehre kam, erwarben Mutter und Tochter durch fleißige Näharbeit so viel, daß ein Nothgroschen erspart werden konnte, der später dem Sohne und Bruder zu gute kam, als er nach längerem Aufenthalt in der Fremde sich in Warmbrunn niederließ, um seine

erlernte Kunst selbständig auszuüben. Mutter und Kinder wohnten nun zusammen, arbeiteten für und mit einander und waren glücklich und zufrieden, obschon die Wittwe manchmal gegründete Ursache hatte, sich darüber zu beunruhigen, daß ihr Sohn über seinen Stand und seine Verhältnisse hinaus wolle und zur Ungebühr ehrsüchtig sei. Ihren Bitten und Vorstellungen war es auch immer wieder gelungen, die Charakter-Eigenschaften des jungen Mannes auf das rechte Maß zurückzuführen, aber seit ihrem Tode fehlte die warnende und ermahnende Stimme nur zu sehr, und Hannchen sah mit steigender Besorgniß, wie unlustig Fritz zu seiner Arbeit war, wie gern er fröhliche Gesellschaft aufsuchte. Sein Erwerb wurde trotz seiner großen Geschicklichkeit immer geringer, die Ausgaben dagegen mehrten sich, und die fleißige Schwester saß Tag um Tag an ihrer Näharbeit, ohne sich einen Augenblick der Ruhe oder einen kleinen Spaziergang zu gönnen; denn selbst am Abend strickte sie an den grauen Wollstrümpfen, die dem Bruder so ärgerlich waren, um nur ihr Theil zur Bestreitung des kleinen Haushalts beisteuern zu können. Sie hatte die Lieferung für eine Strafanstalt übernommen und durfte die Hände nicht müßig in den Schooß legen, wenn sie ihre Aufgabe zur rechten Zeit lösen wollte. Vor Kurzem war sie gefragt worden, ob sie nicht auch die Lieferung von allen Näharbeiten für dieselbe Anstalt übernehmen wolle, und sie überlegte nun wieder und immer wieder, ob das nicht möglich zu machen sei, da sie gar zu gern mehr verdient und dem Bruder dadurch manche kleine Annehmlichkeit verschafft hätte, auf die er Werth legte.

Der Plan, von dem Fritz in der Nacht geredet hatte, erschien dem verständigen jungen Mädchen eben nur als die Folge seines Weinrausches, und sie legte nicht das mindeste Gewicht darauf. Sie hörte zwar ihren Bruder gern singen, aber sie konnte nicht glauben, seine Stimme sei eine so außerordentliche, daß ihre künstlerische Ausbildung ihn zu einem Sänger von Bedeutung machen würde. Und dann, — ein Schauspieler! — der Sohn eines Pre-

digers! — was würde die Mutter dazu gesagt haben, wenn sie noch gelebt hätte!

Es wurde Hannchen plötzlich heiß und enge bei dem Gedanken, daß ihr lieber einziger Bruder sie bei seinem Streben nach besserem Auskommen und höherer Stellung einmal verlassen könnte und sie dann so ganz allein sein würde in der weiten Welt, von der sie so wenig kannte. Sie konnte nicht länger ruhig sitzen bleiben bei ihrer Näherei und griff geschwind nach der Wasserflasche, um sie am Brunnen dicht vor dem Hause frisch zu füllen.

Auf der Straße wurde es jetzt schon ziemlich laut. Die ärmeren Kranken, welche freie Benutzung der warmen Bäder des Ortes hatten, kamen schon aus dem Bassin zurück, während die Kinder mit ihren Büchertaschen wohlgemuth zur Schule wanderten. Herr Kirchner, der Wirth des Hauses, ging zwischen seinen Rosenbüschen hin und her, sorgsam jede Raupe, jeden Käfer absuchend, die zerstörend an den Blättern und Knospen genagt hatten. Hannchen bot ihm freundlich guten Tag, und der alte Mann reichte ihr zum Gegendank eine der schönsten Rosen über den Gartenzaun herüber. Erfreut hielt das junge Mädchen seine Hand fest und sagte: „Wir müssen recht um Verzeihung bitten, Meister Kirchner, daß Sie in Ihrer Nachtruhe gestört worden sind. Ich will schon Sorge tragen, daß es nicht wieder geschehen soll.“

Der Wirth zog lächelnd die Schultern in die Höhe, als ob er sagen wollte: Armes Kind, was kannst denn Du dazu thun! — Dann antwortete er gutmüthig: „Nun, nun, wir alten Leute sind ohnedem in der Nacht mehr auf's Wachen als auf's Schlafen angewiesen, und so kommt's auf eine Störung just nicht zu viel an. Aber freilich wär's zu wünschen, daß der Mosje Fritz sich das Nachtschwärmen nicht zu sehr angewöhnte. Die Frau Mutter selig hätte ja keine Ruhe im Grabe, wenn der Sohn sich auf die leichte Seite legte.“

Hannchen sah den guten Alten erschreckt an. War es denn mit

dem Bruder wirklich schon so weit gekommen, daß auch Andere ihre Besorgnisse theilten?

„Es wird gewiß anders werden,“ beeilte sie sich zu erwiedern, „wenn der fremde Maler fort ist, der den Fritz immer von der Arbeit weglockt.“

„Wir wollen's hoffen; es sollte mir sonst leid thun um den jungen Burschen, der ein so bildsauberer braver Mensch ist — und auch um Sie, liebes Kind, — wenn das so fortginge. Ich hab' Sie Beide ja aufwachsen sehen und hab' die Frau Mutter immer gar hochgeschätzt, da darf ich schon ein Wort im Vertrauen mit Ihnen reden, Hannchen! Wenn Sie einmal Rath und Hilfe brauchen, so kommen Sie nur getrost zu mir, und wir wollen dann schon sehen, was sich machen läßt. Lassen Sie nur den Kopf nicht hängen, es kann sich ja Alles noch zum Rechten wenden; der liebe Gott wird Sie sicher nicht verlassen.“

Dabei nickte der alte Mann dem Mädchen freundlich zu und machte sich dann wieder mit seinen Rosenstöcken zu schaffen, indem er auf die heillosen Raupen raisonnirte und selbst die Rosenkäfer nicht verschonte, sondern aus ihrem duftigen Versteck hervorholte; erstere wurden ohne Gnade zertreten, letztere über den Zaun fortgeworfen in den Straßengraben; eine Nachsicht, die zur Folge hatte, daß der Meister Kirchner seine Arbeit an jedem Morgen von Neuem anfangen mußte.

In diesem Augenblicke hörte man das Gemirr vieler Stimmen, und eine Menge Volk, unter dem sich viele Kinder befanden, kam die Straße daher. Ein Gensd'arm zu Pferde ragte aus dem lärmenden Haufen hervor, und bald konnte man bemerken, daß neben ihm ein junger Mensch hinschritt, dem eine Kette von der Hand zum Fuße niederhing. Hannchen war unwillkürlich stehen geblieben, auch der Buchbinder wendete sich von seinen Rosenbüschen ab der Landstraße zu, indem er die Augen mit der Hand schützte.

„Was giebt es denn da?“ sagte er halblaut vor sich hin. „Mein

Gott, — der Albert Wegner — ein Gefangener? Ist es schon so weit mit ihm gekommen? Wie gut, daß sein alter Vater das nicht mehr erlebt!“

„Er hat falsches Papiergeld gemacht, — er ist ein Dieb, ein Spieler!“ — so klang es verworren durch einander aus dem lärmenden Haufen, der dem Gefangenen folgte.

Der junge Mensch, ein Photograph, der schon lange durch leichtsinnige Verschwendung der Polizei verdächtig geworden war, ging bleich und mit tief niedergesenktem Kopfe zwischen der gaffenden, schreienden Menge hin. Hannchen schlich sich erschüttert in's Haus zurück. — Wenn es jemals mit dem Fritz so weit käme! mußte sie plötzlich denken; — sie schlug die Hände vor das erröthende Gesicht und stammelte: „Barmherziger Gott, nur das nicht, nur das nicht!“

Und dann schalt sie sich selbst thöricht, daß ihr Gedanke sich so weit verirren und dem armen Bruder so großes Unrecht thun könne, der doch ein herzenguter Mensch sei und sicherlich niemals etwas Schlimmes thun werde.

Oben in der Dachstube fand sie den Bruder wortfarg und verdrießlich unter seinem Arbeitsgeräth kramend. Er schien es absichtlich zu vermeiden, der Schwester in die Augen zu sehen, und Beide genossen ihr Frühstück schweigend. Dem armen Hannchen schmeckte kein Bissen; sie konnte auch nicht lange so stumm und gleichgültig neben dem Bruder sitzen, der ja das Liebste und Theuerste war, was sie auf der Welt hatte. Aber sie wußte auch nicht recht, was sie reden sollte, ohne daß sie ihn an sein gestriges Verhalten und an Alles, was er gethan und geredet, erinnern sollte.

Fritz dagegen schien die erneuerten Bitten und Vorstellungen der Schwester vermeiden zu wollen und stellte sich absichtlich mürrisch und unfreundlich, um sie davon zurückzuhalten.

Jetzt glaubte Hannchen endlich den Anknüpfungsfaden zu einem vertraulichen Gespräch gefunden zu haben und sagte: „Ich hab' Dir schon gestern erzählen wollen, daß mir der Direktor der Straf-

anstalt die Lieferung der Näharbeiten angeboten hat. Dabei würde ich freilich viel mehr verdienen, als beim Stricken; aber ich bringe das mit der Hand nicht fertig. Wenn ich eine Nähmaschine hätte!"

„Ja, es giebt viele wenn in der Welt,“ sagte Fritz kurz und schob die leere Tasse zur Seite, die Hannchen ihm eben wieder füllen wollte.

„Der Kaufmann Raymond in Hirschberg hält gute Nähmaschinen zum Verkauf,“ fuhr Hannchen, durch des Bruders geringe Theilnahme fast entmuthigt, fort; „er kennt mich schon seit Jahr und Tag, da er mir die Wolle zu den Strümpfen liefert; vielleicht überläßt er mir eine Nähmaschine der billigen Art, wenn ich ihm jeden Monat die Hälfte von meinem Erwerb abzahle. Was meinst Du, Fritz, ob ich einmal mit dem freundlichen Manne über mein Anliegen rede?“

„Da ich noch nicht der Mann bin, der ich zu werden hoffe,“ antwortete Fritz bitter lachend, „so thust Du auf alle Fälle gut, Dir von Anderen zu dem Glück verhelfen zu lassen, die Hemden für die Herren Spitzbuben nähen zu dürfen.“

Dem armen Mädchen traten die Thränen in die Augen. So unfreundlich war der Bruder sonst noch nie zu ihr gewesen. Sie räumte traurig das Frühstückgeräth bei Seite und setzte sich dann wieder in die Kammer an ihre Arbeit, indeß Fritz mit Geräusch den Schub aufschloß, wo der theure Diamant lag, den er zu schleifen übernommen hatte. Dann arbeitete er, wie Hannchen wohl merkte, aber er sang nicht dabei, wie er sonst zu thun pflegte, und mehr als einmal hörte sie ihn vom Stuhle aufspringen und mit raschen Schritten in der Stube auf und nieder gehen. Wie gern wäre sie zu ihm geeilt, hätte ihre Arme um seinen Nacken geschlungen und ihn gefragt, ob er krank oder bekümmert sei, aber eine unerklärliche Scheu hielt sie davon zurück.

Gegen Mittag, als Hannchen auf dem Flur im Sommerofen

das Essen bereitete, kam der Maler, um Fritz zu einem verspäteten Frühstück abzuholen, das er seinen Prager Freunden im Gasthof zur Krone geben wollte. Hannchen, die jedes Wort hören konnte, stand mit lautklopfendem Herzen draußen und lauschte auf die Antwort des Bruders. Würde er gehen und die dringliche Arbeit wieder liegen lassen?

„Ich habe nöthige Arbeit, der Stein da muß bis morgen Abend fertig sein, das hab' ich versprochen und will auch Wort halten,“ hörte sie den Bruder sagen.

Der Maler redete jetzt leise mit Fritz. Hannchen mochte nicht horchen; sie drückte die gefalteten Hände fest auf die Brust und flehte zu Gott, er möge doch den Bruder fest und stark machen, daß er sich nicht wieder verlocken lasse.

Es wahrte auch nicht lange, da kam der Maler mit verdrießlichem Gesicht zurück, ging an dem Mädchen vorüber, ohne sie zu beachten, und verließ das Häuschen raschen Schrittes. Fritz gab ihm nicht einmal das Geleit. Wie glücklich war Hannchen! In ihrer Herzensfreude vervollständigte sie das einfache Mittagmahl, das für diesen Tag angefertigt war, geschwind noch durch eine Eierpeise, die der Bruder besonders gern aß, und trug das leckere Gebäck mit einem so strahlenden Lächeln auf den Tisch, daß Fritz nicht widerstehen konnte, ihr freundlich zuzunicken. Seine gute Laune schien endlich wiedergekehrt zu sein, und er sagte neckend: „Ei, ei, mein Schwesterlein wirthschaftet ja aus dem Vollen, als ob die guten Tage schon da wären, die doch für uns noch in den Wolken hängen, aber sicher einmal herunterfallen.“

Hannchen konnte mit Einemmale wieder fröhlich lachen, und alle die schweren Gedanken, die sie so sehr gequält hatten, zerstoben wie leichte Nebel vor dem warmen Strahl der Sonne.

Auch Fritz fing an ein Liedchen vor sich hin zu summen, als er wieder an dem Rade saß und ohne Unterbrechung an dem seltenen Edelsteine schnitt, schliff und polirte. Hannchen hatte ihren Stuhl

so nahe als möglich zu dem Bruder hingerrückt, nähete, plauderte und scherzte, und des gestrigen Abends wurde gar nicht gedacht.

Aber den Gedanken mit der Nähmaschine hatte die Kleine nicht aufgegeben; es war ihr bei ihrem Grübeln über die Möglichkeit dieser Sache mit Einemmale eingefallen, daß sie ja von einer verstorbenen Pathe einen kleinen Antheil an einer Kupfergrube geerbt hatte — den Grubenschein hatte die Mutter immer sorgfältig aufbewahrt und ihrer Tochter oft gesagt, das Papier nütze zwar für den Augenblick nicht viel, da es alle Jahre nur wenige Thaler einbringe, aber wenn die Bergleute einmal eine Silberader fänden, da sei der Schein das Zwanzigfache und mehr werth. Dies Papier nun, das der Bruder in demselben wohlverwahrten Schubfach aufgehoben hatte, wo er die werthvollen Diamanten in Verluß hielt, an denen er arbeitete, das wollte sie dem Kaufmann Raymond zur Sicherheit geben, damit er ihr eine Nähmaschine anvertraue.

Dieser Plan war eben in ihrem Kopfe zur Reife gekommen, als draußen an die Thür geklopft wurde und ein kleiner Bursche hereintrat, der nach dem Steinschleifer Helmrich fragte und ein seltsam zusammengelegtes Billet brachte.

Fritz sah verdrießlich aus, riß das Blatt hastig auf und schien den Inhalt desselben mehrere Male zu durchlesen, dann sagte er fast widerwillig: „Nun gut, ich werde kommen!“

Als der kleine Bote hinausgegangen war, sprang der junge Mann auf, legte sein Arbeitsgeräth bei Seite, zog die leichte blaue Blouse aus und den Sonntagsrock an.

„Mußt Du denn fort?“ fragte Hannchen mit dem Tone schüchternen Bitte in ihrer Stimme und sah den Bruder ängstlich an.

„Ja!“ stieß er unmuthig heraus. „Uebrigens ist's nur ein Geschäftsgang, und ich bin bald wieder zurück.“

Fritz, der es wohl bemerkte, daß die Augen seiner Schwester voll Besorgniß auf ihm ruheten, suchte jetzt seine sichtbare Verstört-heit zu verbergen; aber Hannchen sah es doch, wie seine Hände

zitterten, als er das schwarzseidene Halstuch, das letzte Geschenk der Mutter, in einen leichten Knoten schlang und dann nach der Mütze griff. Sie hätte ihn gern noch gefragt, ob es etwas Schlimmes sei, wegen dessen er von der nothwendigen Arbeit fort müsse, aber da hatte er auch schon den Thürgriff in der Hand und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Da saß die arme Kleine wieder allein und wartete auf die Rückkehr des Bruders, wie sie in der Nacht darauf gewartet hatte, und zählte jeden Viertelstundenschlag der Uhr. Aber ihre Geduld sollte nicht wieder so hart geprüft werden wie in der Nacht; ehe sie's dachte, hörte sie den wohlbekanntem Tritt des Bruders draußen auf dem Flur und ging ihm erfreut bis zur Thür entgegen.

Aber wie sah der Heimkehrende aus! Das Haar hing ihm wild über die erhitzte Stirn herab, und sein Auge flog unstät umher, den Blick der Schwester absichtlich vermeidend.

„Du bist krank, armer Junge!“ rief Hannchen erschreckt und wollte die Arme um ihn schlingen; aber er machte sich unsanft von ihr los und sagte: „Du siehst am hellen Tage Gespenster! Ich bin rasch gegangen und habe mich erhitzt.“

Damit ging er an das verschlossene Schubfach, worin er den bewußten Edelstein verwahrt hatte, und schien ein Papier herauszunehmen, das er hastig in die Brusttasche steckte. Dann sagte er, ohne sich nach der Schwester umzuwenden: „Ich muß noch einmal fort, Hannchen; warte nicht mit dem Abendbrod auf mich!“

„Aber“, bat sie, indem sie ihre Hand sanft auf seine Schulter legte, „nicht wahr, Bruderherz, Du kommst nicht wieder so spät in der Nacht heim? Versprich mir das, hab' Erbarmen mit der unerklärlichen Angst Deiner einfältigen Schwester!“

„Gut,“ antwortete er, gezwungen lachend, „in der Nacht komme ich nicht. Kann es nicht geschehen, ehe unser ehrfamer Hauswirth seine Thür verschließt, also Schlag Zehn, — so siehst Du mich erst morgen früh wieder, sobald mir nur die Morgensonne zu meiner

Arbeit leuchtet, die auf jeden Fall zur rechten Zeit fertig sein soll, das versprech' ich Dir. Aber nun halte mich auch keinen Augenblick länger auf!"

Sie zog ihre Hand zurück, — ihre Rippen zuckten, — aber das sah er nicht; den schweren, anklagenden Seufzer, womit die arme Schwester ihm nachsah, hörte er nicht mehr. Da legte Hannchen den Kopf auf die Kante des Werktisches und weinte wie ein Kind.

Welch' böser Macht war denn ihr Bruder verfallen, und was konnte sie thun, um ihm zu helfen, der doch ihre Stütze hätte sein sollen, ihr Versorger, wie die selige Mutter ihm vertrauensvoll aufgetragen, indem sie auf die Erfüllung dieser Pflicht ihren reichsten Segen legte; — Hannchen zweifelte keinen Augenblick daran, daß es nur der schlimme Einfluß des Malers sei, der ihren „guten Fritz“ — wie sie den Bruder auch jetzt noch nannte — so ganz und gar verändert und seinen festen Vorsätzen untreu gemacht hatte. Aber wie war denn diesem verderblichen Einfluß entgegenzuarbeiten, ehe es zu spät wurde und ihren Bruder vielleicht ein ähnliches trauriges Schicksal ereilte wie den jungen Mann, den sie am Morgen als Gefangenen hatte vorüberführen sehen, und der auch nur durch leichten Sinn und Vergnügungssucht von einer Stufe des Unrechts zur andern, bis zum Verbrechen herabgesunken war. So weit freilich, sagte sie sich zum Trost, würde es mit Fritz niemals kommen, dazu hatte er ein zu lebendiges Ehrgefühl; einer schlechten Handlung war er nicht fähig, darauf verließ sich die Schwester.

Hin und her flogen die Gedanken des jungen Mädchens, das sich bald ermutigt, bald wieder in die hängsten Zweifel zurückgeworfen fühlte, als sie abermals Schritte über die Treppe herauf kommen hörte, die sich der Thür der Dachstube näherten. Fritz war es nicht, das wußte Hannchen wohl; sie raffte sich also aus ihrem traurigen Sinnen auf und ging hinaus, um zu sehen, wer da sei.

Der Tag neigte sich schon tiefer, und der kleine Flur war voll Abendsonnenglanz, so daß sie fast geblendet vor der Gestalt eines Mannes stand, der nach ihrem Bruder fragte. Jetzt erst erkannte sie den Juwelier Mahlmann aus Wien, der, wie er sagte, gekommen war, um sehen, wie weit die Arbeit an seinem schönen Diamant gediehen sei.

Hannchen forderte den stattlichen Herrn auf, in das Zimmer zu treten, bot ihm einen Stuhl an und beklagte, daß der Bruder eben ausgegangen sei. Aber den Edelstein, an dem er fleißig gearbeitet und der gewiß zur bestimmten Zeit fertig sein werde, den könne sie ihm vielleicht doch zeigen, da sie wisse, wo Fritz den Schlüssel zu dem Schubfach verwahre, worin solche Werthgegenstände aufgehoben würden. Sie war daher nicht wenig betroffen, als sie die Stelle leer fand und nun ihr Versprechen nicht erfüllen konnte. Der Bruder mußte in der Eile und Aufregung, womit er vorhin in dem Schube gesucht, den Schlüssel mit fortgenommen haben.

Herr Mahlmann machte ein bedenkliches Gesicht. „Ich bin erstaunt, daß Ihr Bruder fortgehen konnte, ohne mich zuvor davon zu benachrichtigen,“ sagte er empfindlich; „schon gestern habe ich ihm bei einer zufälligen Begegnung angekündigt, daß ich heut zu dieser Stunde kommen würde, meinen Stein zu sehen. Wissen Sie denn nicht, wohin ihr Bruder gegangen ist, und könnte er nicht herbeigeholt werden? Die Sache ist für mich von großer Wichtigkeit.“

Hannchen mußte das zu ihrer größten Qual verneinen, das beunruhigte den Juwelier augenscheinlich.

„Nun, so werde ich mich darein finden müssen, die Rückkehr Ihres Bruders hier abzuwarten,“ sagte er nach einer Pause des Nachdenkens, zog seine Cigarrentasche hervor und schien sich die Zeit mit Rauchen vertreiben zu wollen.

Dem armen Mädchen ward glühend heiß vor innerer Erregung.

Sie wußte ja, daß Fritz erst spät, vielleicht gar erst am andern Morgen zurückkommen würde, und doch ward es ihr schwer, dies dem fremden Herrn zu sagen, besonders da sie nicht einmal anzugeben wußte, wo der Bruder sich so lange aufhalte. In welchem unvortheilhaften Lichte mußte er dem Juwelier erscheinen, von dem doch so viel abhing für sein Glück; denn Herr Mahlmann hatte ja versprochen, ihn reichlich mit lohnender Arbeit zu versorgen, wenn er den ersten Auftrag zur Zufriedenheit ausführe.

„Es thut mir leid,“ sagte er freundlicher als zuvor, da er Hannchens Verlegenheit bemerkte, — „es thut mir leid, Ihnen lästig fallen zu müssen, aber es geht schon nicht anders, ich habe meine Gründe, dies Zimmer nicht eher zu verlassen, bis ich den Diamant gesehen, den ich Ihrem Bruder anvertraut habe.“

Die Röthe der Scham und des Unwillens stieg dem jungen Mädchen in's Gesicht. Klang das nicht wie ein Verdacht, daß Fritz mit dem Steine irgend eine betrügerische Absicht haben könne? — Sie rüttelte halb verzweifelt an dem verschlossenen Schube, in dem, wie sie gewiß wußte, der Edelstein ganz unverfehrt lag. Da kam ihr plötzlich in den Sinn, daß noch ein Bund alter Schlüssel in ihrer Kammer liege, welches sich im Nachlaß der Mutter gefunden hatte. Es war ja doch möglich, daß einer davon in das kunstlose Schloß des Schubfaches passe, und mit zitternden Händen versuchte sie einen nach dem andern. Hatte sie doch in diesem Augenblicke keinen andern Wunsch, als den Juwelier zu überzeugen, daß ihr Bruder ein ehrlicher Mensch und kein Betrüger sei.

Aber alle Anstrengung, alle Mühe schien vergeblich; nur ein Schlüssel war übrig, und er schien am wenigsten geeignet, ihre Hoffnungen zu erfüllen; da klang es leise, als ob eine Feder zurückspränge, und — „Gott sei Lob und Dank!“ jubelte Hannchen — denn der Schub ließ sich öffnen.

Mit einem glückseligen Lächeln hielt das junge Mädchen Herrn Mahlmann die kleine Dose entgegen, in welcher der Dia-

mant lag. Er griff erfreut darnach und betrachtete ihn mit zufriednem Blick.

Warum gab es denn gerade in diesem Augenblick der Kleinen einen Stich in's Herz? Warum wurden denn die hochgerötheten Wangen mit Einem Male bleich? Täuschten sie denn ihre Augen, oder lag da nicht in dem offenen Schubfache der ihr wohlbekannte vergilbte Papierumschlag, in dem seit langer Zeit der Grubenschein, das Erbtheil der Pathe verwahrt worden war? Von der Hand der Mutter stand ja mit großen Buchstaben auf diesem Umschlag geschrieben:

„Der inliegende Antheilschein Nr. 157, auf die Gottes-
Segen-Grube lautend, gehört meiner Tochter Johanna!“
und darunter der Name der Mutter:

Chrentraut Helmrich geborne Asch.

Hannchen starrte das Papier erschrocken an und wendete es nach allen Seiten um; es war leer — der Antheilschein fehlte; Fritz mußte ihn erst bei seinem letzten Ausgange mitgenommen haben, denn sie erinnerte sich jetzt, daß sie ein Papier knistern gehört und auch gesehen hatte, daß er etwas in die Brusttasche seines Rockes gesteckt. Er hatte sich also an dem Eigenthum seiner Schwester, dem einzigen Werthgegenstande vergriffen, den das verwaiste Mädchen sein nannte, — und wozu?

In ihrem Schreck über die unerwartete Entdeckung, daß ihr Bruder dies zu thun im Stande gewesen, vergaß Hannchen ganz und gar, daß sie nicht allein sei, und schwere, bittere Thränen stürzten aus ihren Augen. Dem Juwelier entging keine ihrer Bewegungen; er beobachtete das so plötzlich veränderte Gesicht des Mädchens mit größerer Aufmerksamkeit als den glänzenden Stein in seiner Hand und sagte endlich mit unverkennbarer Theilnahme: „Sie vermissen da ein Papier, über das ich Ihnen vielleicht Auskunft geben könnte. Ist's nicht ein Grubenschein, auf ein Kupferbergwerk lautend?“

Und da Hannchen nur traurig zu Boden blickte und kein Wort hervorzubringen vermochte, fuhr er fort: „Dieser Schein befindet sich in den Händen eines Wechslers, der zufällig mit mir in demselben Hause wohnt, und Ihr Bruder hat das Papier vor etwa zwei Stunden an ihn verkauft. Vielleicht wäre er mit einigem Verlust wieder zurück zu erhandeln, das Papier hat im Augenblick nicht den Werth, den es ohne Zweifel in zwei bis drei Jahren haben wird, denn die Gottes=Segen=Grube wirft gewiß dereinst reichlicheren Gewinn ab; wenn ich Ihnen zu diesem Geschäft behilflich sein könnte, thät' ich's gern.“

Hannchen schüttelte hastig mit dem Kopfe. Sie hatte ihre Fassung wiedergefunden; der fremde Mann durfte ja nicht wissen, was in ihr vorging.

„Wenn mein Bruder den Schein verkauft hat,“ sagte sie so ruhig wie möglich, „so ist's schon recht. Ich habe ihm gesagt, daß ich mir eine Nähmaschine kaufen wolle, und da ich kein Geld besitze, dachte ich daran, das Papier dafür hinzugeben, das ich von einer Pathe geerbt habe. Der Fritz hat mir nur nicht gesagt, daß er gleich heut die Sache besorgen wolle, und so erschraß ich ein wenig, als ich das leere Blatt vor mir liegen sah. Aber Ihnen danke ich doch recht sehr, daß Sie so viel Güte für mich haben wollten.“

Herr Mahlmann merkte wohl, daß Hannchen nur darauf bedacht war, ihren Bruder zu rechtfertigen, und das arme Kind that ihm aufrichtig leid. Aber er war keine weichherzige Natur und hielt es für nothwendig, Hannchen die Augen zu öffnen über das Verhalten ihres Bruders.

„Liebes Kind,“ sagte er zutraulich wie ein väterlicher Freund, „wollen Sie mich ruhig anhören und sich das zu Ruhe machen, was ich Ihnen mit der besten Absicht von der Welt sagen werde? Sie sind noch sehr jung, und Ihr Bruder scheint mir selbst noch gar zu sehr eines Führers und Warners zu bedürfen, als daß er Ihrer Unerfahrenheit zu Hilfe kommen könnte. Er ist jetzt in schlechte

Gesellschaft gerathen und in Gefahr, sich in's Unglück zu stürzen. Sie sind vielleicht verwundert darüber, daß ich so genau unterrichtet bin, aber ein erfahrener Geschäftsmann wie ich giebt nicht werthvolle Dinge in die Hände eines Fremden, ohne denselben genau im Auge zu behalten und unausgesetzt zu beobachten. Bei Ihrem Bruder kam noch etwas Anderes dazu; ich interessirte mich für den jungen Menschen, der schon jetzt in seinem Fache eine seltene Geschicklichkeit zeigt und es darin zur Vollkommenheit bringen wird, wenn er nur Ausdauer hat. Er ist im Grunde ein gutherziger Mensch, läßt sich aber leicht verlocken, wenn man ihm Luftschlösser in der Zukunft zeigt, die er ohne große Mühe erreichen kann. Leider giebt es jetzt viele junge Leute, die den goldenen Boden eines ehrlichen Handwerks verachten und auf schnellere, leichtere Weise in der Welt vorwärts zu kommen suchen, was sich hinterdrein meist als Täuschung erweist und erweisen muß, wenn die Mittel, die man zu diesem Zweck anwendet, nicht redlich und ehrenhaft sind; denn kein Unrecht bleibt ungestraft, es wird sich früher oder später rächen, wie ja auch der ungerechte Groschen den redlich erworbenen Thaler verzehrt. — Mit dem Köder großen und mühelosen Gewinnes hat nun ein fremder Maler, der eigentlich ein Spieler von Profession ist, wie es deren in allen Badeorten giebt, Ihren Bruder angelockt. Er hat ihn wie zufällig mit seinen sauberen Spießgesellen zusammengebracht, die ihm einreden, daß er als Sänger berühmt und bemittelt werden könne, während es ihnen nur darum zu thun ist, ihm alles Geld im Spiel abzunehmen, was der arme Bursche durch Fleiß und Arbeit mühevoll erwirbt. Ich zweifle nicht daran, daß der Erlös für den Grubenschein in die Hände dieser Spitzbuben fallen wird, denn Ihr Bruder soll an den Maler schon gestern nahezu an zwanzig Thaler verloren haben und wird nun Ihr Eigenthum daransehen, den Verlust wieder einzubringen.“

„Aber Fritz hatte gestern, als er mit dem Maler in die Berge ging, kaum zwanzig Groschen in der Tasche,“ jagte Hannchen un-

gläubig, „und er wußte auch, daß unsere gemeinschaftliche Kasse fast leer sei. Wie hätte er denn zwanzig Thaler verspielen können?“

Herr Mahlmann lächelte. „Um so schlimmer,“ sprach er, „wenn Ihr Bruder der Schuldner des schlaunen Spielers geworden ist, denn alsdann hat ihn dieser völlig in der Hand. Ich will es nur offen gestehen, daß ich sehr besorgt um meinen Edelstein wurde, als ich diese Nachrichten bekam, und ich war schon darauf gefaßt, den theuren Diamanten erst aus den Händen eines Pfandleihers zurückkaufen zu müssen. Darin habe ich Ihrem Bruder Unrecht gethan, und das macht mir Freude. Von Herzen gern möchte ich den geschickten Arbeiter seiner Kunst erhalten und von den lockern Gefellen losmachen helfen, die ihn so listig umspinnen haben; ich habe auch schon mein Plänchen dazu gemacht und will nichts unversucht lassen, Ihren unerfahrenen Bruder zu retten, verlassen Sie sich darauf, liebes Kind. Ich komme morgen zu früher Stunde wieder hierher und werde dem jungen Manne ernst in's Gewissen reden; auch um Ihre Willen, arme Kleine. Am liebsten nähme ich ihn mit mir nach Wien und behielte ihn immer im Auge; aber vielleicht findet sich noch ein anderer Ausweg. Wenn Ihr Bruder eine Vorstellung von dem Elend hätte, in das er Sie und sich selbst zu stürzen im Begriff ist, so würde er sicher davor zurückschrecken und umkehren, so lange es noch Zeit ist. Ein Trunkenbold ist wohl noch zu retten, ein Spieler aber schwer. So weit ist's ja aber, Gott Lob, noch nicht mit ihm! Grämen Sie sich nicht zu sehr, daß ich Ihnen die Wahrheit so gerade heraus gesagt habe, es ist so meine Weise, und es ist auch besser für Sie, daß Sie Alles wissen. Nun wollen wir aber den Brillanten wieder sorgfältig verwahren. Sehen Sie nur, wie schön der Stein wird. Der Schnitt ist doppelt kegelförmig, und seine Spitzen stehen nach unten; das giebt ihm besondern Werth. Ich habe ihn in rohem Zustande von einem Schiffskapitän gekauft, der ihn aus Brasilien mitgebracht hatte, denn ob-

schon man seit dem Jahre 1829 auch in Europa und zwar an der Westseite des Ural Diamanten findet, so sind diese doch von unbedeutender Größe und haben nicht die Reinheit der ostindischen oder der von Borneo. Wie unscheinbar sieht solch ein Stein im rohen Zustande aus! Die Rinde ist schuppig und höckerig, er faßt sich rauh an und hat eine bleigraue Farbe; aber unter der Hand eines geschickten Schleifers bricht das farbige Licht allmählig hervor. Solch ein Stein, der doch im Grunde weiter nichts ist als Kohlenstoff, Thonerde, Kieselsäure und Bittererde, hat oft einen fast unerschwinglichen Preis. So besitzt die Königin von England einen Diamant, den berühmtesten seiner Art, der »Berg des Lichtes« genannt, der so groß wie ein Ei ist und den Werth von sieben Millionen Franken hat. — Doch da lasse ich mich wieder einmal von meiner Leidenschaft für schöne Steine hinreißen und erzähle Ihnen Dinge, die Sie vielleicht schon längst von Ihrem Bruder gehört haben. Gute Nacht also für heut; morgen zu früher Stunde bin ich wieder hier.“

Er reichte Hannchen theilnehmend die Hand, die jene rasch an ihre Lippen drückte, denn obschon die Worte des Juweliers dem armen Mädchen großen Schmerz bereitet hatten, so that ihr doch auch sein Interesse für den Bruder wohl, und sie hatte festes Vertrauen zu dem biedereren Manne gefaßt, der ihr seine Hilfe so treuherzig versprochen hatte.

Herr Mahlmann war nun schweigend hinweggegangen, aber Hannchen hörte jetzt, wie er unten an die Thür ihres Wirthes klopfte und erst nach Verlauf einer vollen Stunde das Haus wirklich verließ. Ob er wohl mit dem Meister Kirchner über ihren Bruder sprach?

Sie verrichtete ihre letzten häuslichen Pflichten nur wie im Traume; Furcht und Hoffnung kämpften in ihrem Herzen, und als nun zehn Uhr vorüber und Fritz wirklich nicht heimgekommen war, da lag sie mit offenen, weinenden Augen in ihrer Kammer, ohne die Ruhe zu finden, bis die Sterne erblaßten und das Frühroth

den grauen Scheitel der Riesenkoppe anleuchtete. Da erst kam ein tiefer, tiefer Schlaf über die Arme.

Es war wie das Geräusch leiser Tritte und einer vorsichtig zugebrückten Thür, wovon Hannchen endlich erwachte; erschrocken bemerkte sie, daß der volle Tag zu ihrem Kammerfenster herein sah. Eilig stand sie auf, kleidete sich an und öffnete zaghaft die Thür zur Wohnstube, um zu sehen, ob es auch der Bruder sei, der eben gekommen sei. Ihr Blick streifte dabei zuerst das gegenüberstehende Bett — es war noch unberührt, aber an seinem Werkische sah sie Fritz sitzen, noch in denselben Kleidern, welche er gestern beim Ausgehen getragen hatte, und doch mußte er schon gearbeitet haben, denn es lag allerlei Geräth vor ihm; er selbst aber schien bei der Arbeit vom Schlaf überwältigt worden zu sein. Die Hand lag auf dem Tische, halb geöffnet, als ob ihr das eben gebrauchte Werkzeug entfallen sei; der Kopf hing tief auf die Brust herab, und die durch das offenstehende Fenster einströmende Morgenluft spielte mit seinem wirr herabhängenden Haar.

Wenn aber Fritz so fest schlief, wie es den Anschein hatte, wer war denn vor wenigen Minuten so leise über die Stube gegangen und hatte die Thür vorsichtig hinter sich in's Schloß gedrückt?

Hannchen ging still an ihre Beschäftigung, um den Bruder nicht zu wecken, auf dessen bleichem Gesicht sie die unverkennbaren Spuren einer durchwachten Nacht bemerken konnte. Es war kein Groll in ihr gegen den Leichtsinrigen, nur heißes Mitleid wie mit einem Schwerkranken; ja, sie hätte gern das Fenster schließen mögen, denn zu demselben herein spazierte eben jetzt ein zutraulicher Staar, der es gewohnt war, sich alle Tage vom Fensterbrett einige Samenkörner zu holen, die Fritz den lustigen Vögeln hinsfreute, welche drüben im Garten auf dem großen Birnbaum eine kleine hölzerne Sommerwohnung hatten. Der dreiste Schwarzrock sah sich vergeblich nach seinem Frühstück um, spazierte dann über den Werkisch hin und pickte mit seinem Schnabel auf die blanken Feilen und

Sägen und stieß endlich ein kleines Fläschchen mit Schwefelsäure um, das der Steinschleifer brauchte, um das dunkelfarbige Diamantpulver abzuspülen, mit welchem die Edelsteine geschliffen werden.

Erschreckt von dem Geräusch, welches durch die umfallende Flasche verursacht wurde, fuhr Fritz wie aus einem wüsten Traum empor, rieb sich die Augen und sah mit finster gerunzelter Stirn dem dreisten Staare nach, der eben seinen Rückweg durch's Fenster nahm, um sich auf das Dach seines Bruthäuschens niederzulassen, wo er sich damit belustigte, mit dem Schnabel zu klappern, was er den Störchen auf einer nahen Sumpfwiese abgelernt hatte.

Fritz griff an seine heiße Stirn und schien endlich zum klaren Bewußtsein zurückgekehrt. Hannchen trat zu ihm und bot ihm freundlich guten Morgen; aber wie erschrak sie, als der Bruder ohne ihr zu antworten wie sinnverwirrt auf den Tisch vor sich hin stierte, dann mit einem lauten Schrei aussprang und hastig die Feilen, die verschiedenen kleinen Werkzeuge und sogar die Blechbüchse mit dem kostbaren Diamant- und Stahlpulver, das er zum Schleifen der Edelsteine brauchte, zur Seite schleuderte und angsthaft nach einem Gegenstande umhertastete, den er nicht finden konnte. Er zog zuletzt gar seinen Rock aus, durchschüttelte die Ärmel desselben und untersuchte, ob das Futter, an einer Stelle lose geworden, das Gesuchte verberge.

„Der Vogel, der heillose, verwünschte Vogel!“ schrie er endlich wild auf und wollte zur Thür stürzen. Hannchen trat ihm zum Tode erschrocken in den Weg; sie glaubte, der arme Junge müsse den Verstand verloren haben. Aber Fritz preßte krampfhaft ihren Arm mit seinen beiden Händen und sagte mit bebenden Lippen: „Halte mich um Gottes willen nicht auf, — der Vogel muß den Diamant fortgeschleppt haben, an dem ich eben gearbeitet hatte, als der Schlaf mich so unerbittlich überfiel. Ich muß hinauf auf den Baum, — wo finde ich denn nur schnell eine Leiter!“

Hannchen zitterte vor Schreck an allen Gliedern. Aber beson-

nener als der Bruder zündete sie schnell ein Licht an und suchte unter dem Werkische nach dem vermißten Kleinod. Es konnte ja dem Schlafenden aus der Hand gefallen sein und lag vielleicht am Boden oder war unter den alten Schrank gerollt, der in der Nähe stand. Sie kniete am Boden, fegte jedes Stäubchen zusammen, untersuchte jeden Winkel, jede Ritze der Dielen, aber alles das war vergebene Mühe. Fritz stand wie gelähmt dabei, und nur seine Augen folgten jeder Bewegung der Schwester.

Jetzt blieb nur noch die Hoffnung, daß der Staar den glänzenden Stein im Schnabel hinüber in sein Nest getragen habe, wie man ja oft von Dohlen und Raben gehört hatte. In wenig Augenblicken war nun eine Leiter herbeigeschafft und an den Birnbaum gelegt. Der Vogel saß währenddem ruhig auf dem Wipfel und pffiff bald laut und bald leiser, als ob er sich über den alten Bekannten lustig mache, der jetzt ausnahmsweise einmal zu ihm auf Besuch kommen zu wollen schien.

Fritz hatte sich endlich nicht ohne Anstrengung bis zu dem Staarenhäuschen hinaufgearbeitet und riß es ohne Bedenken herunter. Laut schreiend flog der geängstete Vogel um seinen Kopf und schlug mit den Flügeln nach ihm; das arme Thierchen hatte ja drei noch unbefiederte Kinder im warmen Nest da drinnen, das der Grausame ihm rauben wollte.

Hannchen bettete die kleinen Vögel mitleidig in ein Häufchen Heu, das zum Trocknen in der Sonne lag, während Fritz das hölzerne Häufchen, in dem sie bisher gewohnt hatten, zerbrach und den Inhalt desselben sorgfältig untersuchte. Aber er fand nur Federn, Roßhaare und Moos, daraus das Vogelmütterchen die Matratze für ihre Kinder zurechtgemacht hatte; — der Diamant war nirgends zu entdecken.

„So helfe mir Gott!“ stöhnte der Steinschleifer, als er endlich von den vergeblichen Versuchen abließ und der Schwester folgte, die ihn mit sich zurück und die Treppe hinaufzog, denn es sammel-

ten sich schon neugierige Nachbarn, um zu hören, was sich denn zugetragen habe.

Raum waren die Geschwister in ihre Stube zurückgekehrt, um dort von Neuem ihre Nachforschungen anzufangen, als der Juwelier bei ihnen eintrat und in der Thür stehen bleibend den Beiden zusah, wie sie jedes Geräth von seinem Plaze rückten, jedes Papier um und um wendeten, ohne das so angstvoll Gesuchte finden zu können.

„Was geht denn hier vor?“ fragte er endlich verwundert und maß den Steinschneider mit scharfem Blick.

Fritz schlug entsetzt die Hände vor die Augen und lehnte sich ganz gebrochen an seinen Werkstisch; reden konnte er nicht. Hannchen mußte Herrn Mahlmann erzählen, was sich eben zugetragen hatte.

„Das ist ein gut erfonnenes Märchen,“ antwortete der Juwelier, „aber ich bin kein Kind mehr, das an Märchen glaubt.“

Der Steinschneider fuhr wild auf und schien in seiner ersten zornigen Aufwallung den Mann an der Brust fassen zu wollen, der nicht an das Schreckliche glauben wollte, was ihn in so entsetzlicher Weise getroffen hatte. Aber Hannchen sah den Bruder flehend an und legte ihm beide Hände auf die Schulter. Da besann er sich und sagte ruhiger: „Es ist ein großes Unglück, was mich da trifft, aber Sie sollen nichts dabei verlieren, Herr Mahlmann. Und wenn ich mein Lebenlang nur trockenes Brod essen und von früh bis spät arbeiten muß, ich werde Ihnen jeden Pfennig bezahlen. Freilich,“ setzte er bittend hinzu, „freilich werden Sie Geduld mit mir haben und mir aus Barmherzigkeit ausreichend Arbeit verschaffen müssen.“

„Es ist eben nicht aufmunternd für mich, wenn ich sehe, wie wenig sorgsam Sie mit dem Ihnen anvertrauten Gute umgehen, wie wenig Sie es vor Schaden zu hüten wissen, junger Mann!“ antwortete der Juwelier ernst. „Wie aber sollte ich über mein Eigenthum wachen, wenn ich in die Heimath zurückgekehrt bin?“

„Ich will das Auge in meinem Kopfe nicht besser hüten, als die Steine, die Sie mir anvertrauen werden; mein heiliges Wort darauf!“ betheuerte Fritz Helmrich und hob die rechte Hand empor, als ob er schwören wolle.

Herr Mahlmann deutete auf Hannchen und sagte: „Was wir weiter über diese Sache mit einander zu reden haben, machen wir am besten allein mit einander ab.“

Das junge Mädchen entfernte sich auf einen Wink ihres Bruders sogleich aus der Dachstube und durchsuchte unten im Garten jede Stelle, wohin der Diamant möglicher Weise gefallen sein konnte, wenn der Staar ihn mit fortgenommen hätte.

Kaum waren die beiden Männer nun allein, da trat der Jewelier ganz nahe an Helmrich heran, und ihn ernst anblickend sagte er kalt: „Sie geben mir Ihr Wort, junger Mann, aber das Wort eines Leichtsinrigen hat keinen Werth für mich. Ich weiß,“ — fuhr er fort, als Fritz eine Geberde des Unwillens machte — „daß Sie der Genosse von Spielern sind, denen die Polizei glücklich Weise auf der Spur ist, die aber schon so vielen Einfluß über Sie erlangt haben, daß Sie Ihre Arbeit vernachlässigt und Ihre arme Schwester, deren Stütze, deren Versorger Sie sein sollten, um das einzige Gut bestohlen haben, das die Waise besaß. Versuchen Sie nicht, Ihre Handlungsweise zu entschuldigen oder mich täuschen zu wollen; ich habe den Grubenschein selbst in den Händen gehabt, der das einzige Gut Ihrer Schwester ist und den Sie für einen Spottpreis verkauft haben, um das Geld im Kartenspiel zu vergeuden.“

„Halten Sie ein, — aus Barmherzigkeit!“ jammerte Fritz, die Hände ringend. „Sie können mir nichts Härteres sagen, als was mein Gewissen mir zuruft. Ja, ich habe das Unglück, das mich trifft, verdient und darf mich nicht beklagen. Schritt vor Schritt bin ich meinem Verderben nahe gekommen, aber noch ist's Zeit umzukehren, wenn Sie mich nicht in den Abgrund hineinstoßen,

bis zu dem mein Leichtsinne, mein thörichtes, falscher Ehrgeiz mich hingeführt. Nun fällt es mir wie Schuppen von den Augen, und meine Verblendung macht der bittersten Reue Platz. Ja, ich habe mich zum Spiel verleiten lassen, weil ich mir und meiner Schwester eine bessere Lage verschaffen wollte, als ich allein durch Fleiß und Mühe erringen konnte. Ich habe mich an dem Eigenthum meiner Schwester vergriffen, aber ich hoffe ja, ihr dasselbe reichlich wieder erstatten zu können. Ich weiß jetzt, leider zu spät, daß ich in die Hände von Betrügnern gefallen bin, die meinen Hochmuth, meine Eitelkeit und meine Unerfahrenheit benützt haben; aber ich will Niemand anklagen als mich selbst und meinen Leichtsinne. Der Segen meiner sterbenden Mutter wird sich nun für mich in Unsegen verwandeln, und es ist der Anfang meiner verdienten Strafe, daß ich, erschöpft von einer durchschwärmten Nacht, bei der Arbeit unerbittlich vom Schlaf überfallen wurde und mir den kostbaren Diamant stehlen ließ.“

Große Thränen stürzten dabei aus den Augen des jungen Mannes, der wie ein überführter Verbrecher vor seinem Richter dastand und auf die Entscheidung des Juweliers wartete, in dessen Hand sein guter Name, ja selbst seine Freiheit lag. Wenn Herr Mahlmann den Verdacht festhielt, daß Helmrich den Edelstein veruntreut habe, wenn er dem Gericht davon Anzeige machte und dazu die Beweise über sein leichtsinniges Leben in der letzten Zeit vorlegte, so wurde Fritz ohne Zweifel in's Gefängniß gebracht und einer langwierigen Untersuchung unterworfen. Dann war er gebrandmarkt vor der Welt, und wenn er auch endlich seine Freiheit wieder erhalten mußte, da er ja an dem Verlust des Diamanten im Grunde unschuldig war, so würde ihm doch Niemand wieder Arbeit geben, kein Juwelier ihm Edelsteine zum Schleifen anvertrauen. Was sollte dann aus ihm, was aus seiner armen Schwester werden? — Daß die jungen Leute, in deren Gesellschaft er die letzten beiden Tage verkehrt, ihn nur getäuscht hatten, als sie ihm zuredeten, sein

Glück als Sänger beim Theater zu versuchen, hatte er schon eingesehen, und nun gab es keinen Ausweg mehr für ihn, wenn Herr Mahlmann sich nicht erbitten ließ und seinen reuigen Versprechungen keinen Glauben schenkte.

Es war eine schwere Stunde, ehe der Juwelier seinen flehentlichen Bitten nachgab; endlich aber wurde festgestellt, daß Helmrich so lange für Herrn Mahlmann allein arbeiten und sich nur mit einem kleinen Theile des verdienten Lohnes begnügen sollte, bis die 800 Thaler abgezahlt sein würden, welche der verloren gegangene Diamant werth gewesen. Der Hauswirth, Meister Kirchner, wurde als Zeuge dieses contractlichen Abkommens herbeigeholt, und er übernahm den Auftrag, seinem jungen Miethsmanne am Ende jeder Woche eine bestimmte kleine Summe auszuzahlen; den Uberschuß des verdienten Arbeitslohnes wollte der Juwelier gewissenhaft von der Schuld des Steinschleifers abschreiben.

Herr Mahlmann kam regelmäßig jedes Jahr nach Warmbrunn, um für ein Gichtleiden Linderung zu suchen; dann sollte jedesmal genaue Abrechnung zwischen ihm und Helmrich stattfinden. Die Steine aber, welche dieser schleifen sollte, würden ihm von Böhmen aus zugesandt werden, wohin er sie auch wiederum abzuliefern hatte.

Ehe dies Alles verabredet war und Fritz mit Thränen des Dankes die Hände seines Netters benetzte, wie er Herrn Mahlmann jetzt nannte, mußte er noch manch ernste Ermahnung, manch demuthigende Vorstellung der beiden Männer anhören; auch forderte Meister Kirchner ihm das Versprechen ab, daß Fritz in seiner Wohnung bleiben und es sich gefallen lassen wolle, wenn der gutmüthige Alte fleißig zum Rechten sehe bei den Geschwistern. Zwar hatte der Juwelier zuerst den Vorschlag gemacht, daß Helmrich mit ihm nach Wien gehen und unter seiner Aufsicht arbeiten sollte; aber Fritz hatte ihn angefleht, das nicht von ihm zu fordern. Hier in der Heimath, wo man doch von seiner Verirrung hören würde, hier müsse er bleiben, um sich wieder zu Ehren zu bringen, durch red-

liche Arbeit und gutes Verhalten. Das sah Herr Mahlmann auch ein und redete dem jungen Manne, der ihm in seiner Reue und Selbstanlage gefiel, wie ein väterlicher Freund zu, fest und unbeirrt auf dem rechten Wege auszuharren, wenschon die nächsten Jahre recht schwer und hart für ihn sein würden. Friß aber versprach, das Härteste auf sich zu nehmen, wenn es ihm nur mit der Zeit gelänge, seinen ehrlichen Namen von jedem Makel, jedem Verdachte zu reinigen.

Am andern Abende reiste Herr Mahlmann nach Wien zurück, da seine Kur beendet war. Meister Kirchner mußte wohl recht befreundet mit ihm geworden sein, denn er hatte den Juwelier bis an die Post begleitet und kehrte eben von diesem Gange zurück, als Hannchen mit einem kleinen Körbchen am Arm ihm im Hausflur begegnete.

„Guten Abend, Hannchen!“ sagte der alte Mann, „wollen Sie noch einen Spaziergang machen in die frische Luft hinaus?“

„Ich will nur beim Schloßgärtner ein paar Köpfe Salat zum Abendbrod holen,“ antwortete sie und wollte freundlich grüßend an dem Hauswirth vorübergehen.

„So! Warum holen Sie denn die nicht in meinem Garten? da schießt ja der Salat ohnedem bis in die Wolken hinein. Hm, beim Schloßgärtner! — da soll das liebe Unkraut wohl vornehmer sein? Na, das bitt' ich mir aus, von dem Gemüse, das wir dieß Jahr so reichlich angebaut haben, daß Einem ordentlich grün davon vor den Augen wird, da müssen Sie uns alten Leuten rechtschaffen helfen. Also, wenn Sie nicht etwa noch einen andern Weg zu machen haben, so kommandirt Ihr brummiger alter Hausherr: Kehrt! — Aber halt, da hätt' ich ja fast vergessen, daß ich einen Auftrag an Sie habe. Ich geh' mit Ihnen in den Garten und erzähle Ihnen das Nöthige, während Sie sich unter den hochmüthigen Salatstauden ein paar bescheidene Köpfe heraussuchen.“

Hannchen nahm das Anerbieten Kirchner's mit vielem Dank an; mußte sie doch auf die kleinsten Ersparnisse bedacht sein, wenn sie mit den wenigen Groschen auskommen wollte, die jetzt für den täglichen Haushalt ausgezahlt waren, und sie wollte ja dem armen Bruder so gern die große Summe abtragen helfen durch Entbehrungen aller Art wie durch eigenen Fleiß.

„Ja, was ich sagen wollte,“ fing Meister Kirchner an, als er mit dem Mädchen zwischen den Gemüsebeeten hinging, „der Herr Mahlmann ist doch ein prächtiger Mensch und hat ein Herz wie Gold, wenn er sich auch manchmal stellt, als ob es von Stahl und Eisen wäre. Mit Ihrem Bruder hat er es gut im Sinne, obschon er ihm den Kopf tüchtig gewaschen hat; Schaden konnte das dem jungen Menschen freilich nicht, er ist nun hoffentlich hübsch nüchtern davon geworden und wird sich nicht wieder so leicht von falschen Freunden blauen Dunst vormachen lassen. Aber auch mit Ihnen meint es der Juwelier gut, liebes Hannchen, und da er aus Ihrem eigenen Munde erfahren hat, daß Sie gern eine Nähmaschine angeschafft hätten, weil Sie dabei mehr verdienen könnten als mit der Strick- und Nähnadel, der Musje Fritz Ihnen aber das nöthige Geld dazu »verposamentirt« hat, — wie mein Vater selig immer zu sagen pflegte, — nun, so läßt er Ihnen durch mich anbieten, daß er Ihnen das Geld zu einer guten Nähmaschine auf Treu und Glauben borgen wolle; zurückzahlen könnten Sie es ihm mit der Zeit ganz nach Lust und Belieben, wenn's auch nur Thaler um Thaler wäre.“

Hannchen trat die hellen Thränen in die Augen, so tief war sie davon gerührt, daß der fremde Mann, der durch ihren Bruder ohnehin in Noth und Verlust gekommen war, so viel Theilnahme für sie zeigte. — „Es giebt doch recht viel gute Menschen auf der Welt!“ sagte sie bewegt; „aber annehmen kann und darf ich die Güte des Herrn Mahlmann nicht. Ich ertrüge den Gedanken nicht, daß wir eine noch größere Schuldenlast auf uns näh-

men, als wir ohnehin durch den verloren gegangenen Diamant schon zu tragen haben; nein, nein, ich werde die Hände gewiß nicht in den Schooß legen, sondern sie tüchtig rühren, und Gott wird meine Arbeit segnen. Eine Nähmaschine aber kaufe ich nicht, wenn ich sie nicht bis auf den letzten Groschen bezahlen kann; — und das wird lange dauern," setzte sie wehmüthig lächelnd hinzu.

"Mir auch recht!" meinte Meister Kirchner und nickte beifällig mit dem Kopfe. "Jetzt komme ich mit meinem Vorschlage an die Reihe, und der darf nicht wieder so mir nichts, dir nichts abgewiesen werden, wenn Sie einen alten Freund Ihrer Mutter nicht böse machen wollen; das sag' ich Ihnen im Voraus, Jüngferchen! Also wir Beide, Sie und ich, machen das Geschäftchen mit einander und zwar so: Ich kaufe eine Nähmaschine, die natürlich mir gehört, aber ich vermiethete sie Ihnen, gerade so, wie ich schon Ihrer seligen Frau Mutter die Dachstube nebst Kammer vermiethet habe, in der Sie vernünftiger Weise wohnen geblieben sind. So wenig Sie umsonst meine Stuben bewohnen, so wenig sollen Sie umsonst meine Nähmaschine benutzen, es ist ganz einfach ein Abkommen zwischen uns, bei dem ein Jeder seinen Vortheil hat. Nehmen wir an, das Ding koste 80 Thaler, die müssen mir richtige 4 Thaler Zinsen tragen im Jahr, denn in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Na, diese 4 Thaler zahlen Sie mir auf Heller und Pfennig; das macht pro Monat 10 Silbergroschen nach Adam Riese. Getrauen Sie sich so viel mehr mit der Nähmaschine zu verdienen?"

Hannchen sah freudig überrascht und gerührt dem alten Manne in die gutmüthigen Augen.

"Ja, das wäre Hilfe in der Noth," antwortete sie mit bewegter Stimme. "Wie gut und leicht ließen sich solche Zinsen bezahlen; aber darf ich's denn annehmen, daß Sie so viel für mich thun wollen?"

"Bitte recht sehr," lachte Kirchner, "gar nichts thu' ich für Sie. Ich lege eine Summe Geld, die ich just vorräthig habe, auf richtige

Binsen an; das ist Alles, und ich thäte das für jeden andern Menschen auch, nicht allein für Sie. Die Maschine bleibt ja überdem in meinem Hause, und die Staare holen die sicherlich nicht weg wie den Diamant. Also die Sache wäre zwischen uns Weiden so gut als abgemacht; nicht wahr, liebes Kind?"

"Ja, und Gott mög' es Ihnen vergelten!" sagte das junge Mädchen, seine Hand ergreifend und herzlich schüttelnd.

"Ich hole morgen meine gute Alte aus Hirschberg heim, wo sie nun schon volle acht Tage herrlich und in Freuden bei ihrer Schwester, der Doctorin Ziller lebt und mich alten Griesgram am Ende ganz und gar vergift; da bringe ich das Maschinchen mit. Die zwei Frauenzimmer werden schon dafür sorgen, daß ich nicht die Kaze im Sack kaufe, und das Ding von allen Seiten begucken und bekritteln. Ich bin nur froh, daß ich mein Geld auf so gute Art anbringen kann; da es keine runden hundert Thaler sind, hätt' ich's noch ein gut Weilchen müßig liegen lassen müssen, ehe ich's ausborgen und Interessen davon ziehen konnte; unser Contract aber kann gleich übermorgen in Kraft treten, wo just der 1. August ist. Jetzt muß ich aber nur geschwind hinein in die Stube, nach Sonnenuntergang wird die Luft bei uns in den Bergen doch auf einmal kühl, und wenn ich meinen alten Husten verschlimmerte, würde meine gute Alte bitterlich schelten. Also gute Nacht, Hannchen, recht gute Nacht!"

Mit einem Herzen voll Dank und Freude eilte das junge Mädchen zu ihrem Bruder zurück, der trübsinnig am Fenster lehnte und auf die Bergkette hinüber starrte, die wie mit einem Purpursaume geschmückt sich am dunkler werdenden Abendhimmel abzeichnete. Er war seit dem Augenblicke, wo die traurigen Folgen seines Leichtsinns ihm so bitter fühlbar wurden, still und in sich gekehrt geblieben und hatte sogar den Blick der Schwester immer noch vermieden; die bitterste Reue und ein heißes Gefühl der Scham marterten ihn, aber er sehnte sich jetzt darnach, auch Hannchen gegenüber

seine Schuld offen einzugestehen und ihre Verzeihung zu erbitten. — Von diesem Wunsche beherrscht, kam er der rasch Eintretenden mit ausgestreckten Händen entgegen. Hannchen verstand den Bruder, ehe er noch ein Wort zu ihr geredet hatte, warf sich an seinen Hals und bedeckte die heiße Stirn des Bruders mit den zärtlichsten Küssen.

„Armer Fritz!“ schmeichelte sie, „wie trübselig Du aussiehst, und mir geht doch das Herz in Sprüngen und kann nicht traurig sein, — wie es im Gesangbuch-Viede heißt. Lasse Dir nur geschwind sagen, daß ich ein gutes Abkommen mit unserem prächtigen alten Hauswirth ge- getroffen habe; ich mieth eine Nähmaschine von ihm, für die ich jeden Monat nur 10 Silbergroschen zu bezahlen brauche. Nun werde ich Dir tüchtig arbeiten helfen können und unsere Schuld wird alle Tage kleiner werden.“

„Unsere Schuld?“ fragte Helmrich bitter lächelnd zurück. „Ach, Hannchen, es wird nur ein Vorwurf mehr für mich sein, wenn ich sehen muß, wie Du bei angestrenzter Arbeit und allerlei Entbehrungen Dir Deine Jugend verkümmern mußt; und das Alles nur, weil ich ein gewissenloser Mensch, ein schlechter Bruder gewesen bin. Und wenn Du mir auch mein Unrecht vergiebst, was ich bei Deiner Herzensgüte wohl hoffen darf, ich selbst werde es mir doch niemals verzeihen, daß ich“ —

Hannchen schloß ihm den Mund mit einem herzlichen Schwester- kusse. „Wenn Du mir gut bist und mich nicht sehr traurig machen willst,“ bat sie, „so redest Du kein solches Wort mehr zu mir. Was vergangen ist, das ist vergangen; nun fangen wir ein ganz neues Leben mit einander an, muthig und tapfer, Eines des Anderen Stütze und Trost. Und gieb nur Acht, Bruderherz, es kommen schon wieder bessere Tage, und Du wirst wieder der lustige Bursche von ehemals werden. Jetzt aber will die Gegenwart ihr Recht haben; unser Tagewerk ist gethan, nun muß Dein kleiner Hausgeist die Abendmahlzeit bereiten. Sieh nur den schönen weichen Blatt-

salat, und da wir den gratis haben, bekommst Du für den ersparten halben Groschen zwei Eier dazu. Kommt Dir das nicht unerwartet?"

Fritz lächelte doch ein wenig über den Humor der Schwester, und auf ihre unbefangene Fröhlichkeit eingehend sagte er: „Jedem ein Ei — ich bin nicht der fromme Schweppermann und bekomme also nicht zwei!“

Scherzend eilte Hannchen hinaus, um die nöthigen Vorkehrungen zu dem frugalen Abendbrod zu machen, das sich doch wie eine seltene Ausnahme von der Regel ankündigte. Fritz trat wieder an's offene Fenster und ließ den Abendwind die beiden großen Thränen trocknen, die ihm über die Wangen rollten. Was er sich selbst und der verstorbenen Mutter in diesem Augenblicke gelobte, das wußte nur Gott, der in die verborgensten Tiefen des menschlichen Herzens schaut. —

Es war wirklich ein neues Leben, das die Geschwister jetzt mit einander angingen. Fritz arbeitete mit unermüdblichem Fleiß und hatte mehr und mehr Freude daran, wenn ihm seine Arbeit gelang. Hannchen saß dicht neben seinem Werkische und plauderte ihm Allerlei vor, während sie über die Leinwand gebückt diese nur vorsichtig zu lenken brauchte, damit die flinke Nadel der Maschine die Naht so geschwind fertig machte, als ob die Heizelmännchen, von denen das Kindermärchen erzählt, ihre unsichtbaren Händchen dabei im Spiel hätten.

Nach und nach wurde auch der trübselige Bruder frohern Muthes und sang manchmal schon wieder ein Liedchen oder erzählte der Schwester Allerlei aus den Büchern, mit denen er sich des Sonntags, wo die Arbeit ruhte, am liebsten beschäftigte. Während er sonst an den Nachmittagen in's Landhäuschen ging oder auch nach dem nahen Stonsdorf, um seine Kuffe Bier zu trinken und Regel zu schieben oder eine Partie Billard zu spielen, war er jetzt nicht mehr dazu zu bewegen, sich eine Erholung unter seinen Alters-

genossen zu gönnen. „Erst muß ich mich reingewaschen haben von jedem Verdacht wegen des Diamanten,“ antwortete er immer auf die Bitten der Schwester, „jetzt glaube ich Aller Augen auf mich gerichtet, alle Stimmen hinter mir flüstern zu hören: Das ist der Helmrich, Ihr wißt schon, der die dunkle Geschichte mit dem Edelstein gehabt hat! Ja, der kann sich schon ein Vergnügen machen am Sonntag; nicht Jedem glückt ein schlimmes Geschäft so gut wie dem, u. s. w. Nein, Hannchen, wenn ich dem Juwelier den letzten Groschen abgezahlt habe, dann erst werde ich wieder frei meine Augen aufschlagen können, denn alsdann ist jeder ungerechte Verdacht von mir genommen. Aber denke nicht, Schwester, daß ich alsdann meine Freizeit wieder wie sonst in den Tabagien zubringen werde; nein, das ist vorbei für alle Zeit; ich habe eine allzugründliche Lehre bekommen.“

Nur in die Kirche begleitete Helmrich seine Schwester fleißiger als sonst; „denn dort,“ sagte er, „vor Gott sind wir doch Alle strafwürdige Sünder, und wer sich als der größte fühlt, der darf sich am ersten der Gnade und des Erbarmens unseres Heilandes getrösten.“ Zuweilen ging Fritz wohl auch einmal mit Hannchen in der Abendstunde hinaus in die Felder und Wiesen und sah dabei sehnsüchtig zu den nahen Bergen auf, die er sonst so gern bestiegen hatte; aber er gönnte sich zu solch weitem Ausfluge jetzt keine Zeit.

Meister Kirchner hielt Wort und besuchte die Geschwister fleißig, nicht wie ein Aufseher, der seinen jungen Miethsmann scharf im Auge behalten wollte, sondern wie ein Freund, der ihm mit Rath und That beizustehen bereit war. Immer wußte er es geschickt einzurichten, daß er etwas in Hannchens Küche liefern durfte, ohne der Sache den Anschein einer Wohlthat zu geben; bald war es frisches Obst aus dem Garten hinter dem Hause, bald frisches Gemüse, Honig aus seinen Bienenstöcken oder eine junge Taube aus seinem Schlage.

Eines Tages, als Helmrich einen sehr schönen Smaragd zu

schleifen hatte, hielt er den halbfertigen Stein gegen das Sonnenlicht und zeigte der Schwester das wundervoll tiefe Blau desselben.

„Weißt Du auch,“ fragte er dabei, „daß man im Mittelalter dem Smaragd die wunderbare Eigenschaft zuschrieb, daß er dem Menschen, der ihn unter der Zunge halte, die Zukunft offenbaren könne? Ich hätte nicht übel Lust, einmal eine Probe zu machen, ob in der langen Zeit von damals bis jetzt dem Stein diese seltene Kraft noch innewohnt. Was meinst Du dazu, Hannchen?“

Sie schüttelte ernst den Kopf. „Nein, das wäre keine Versuchung für mich,“ antwortete sie. „Auch wenn es wahr wäre, würd' ich's nicht thun, denn es ist Gottes Wille, daß wir nicht wissen sollen, was die kommenden Tage bringen. Eins wissen wir ja doch, nämlich, daß alle Dinge denen, die Gott lieben, zum Besten dienen, sei's nun Glück oder Unglück. Aber schrieben denn die Alten nur dem Smaragd wunderbare Kräfte zu?“

„Nein; man glaubte auch vom Carneol, daß er den Menschen hieb- und stichfest mache, vom Topas, daß er pulverisirt und in Wein getrunken die Melancholie vertreibe, und vom Bernstein, daß er Gespenster verscheuche. Der Achat sollte gegen das Gift der Schlangen, der Amethyst gegen Trunkenheit schützen, und der Jaspis heilte nicht nur das Fieber, sondern half auch den Aerzten jede Krankheit erkennen. Was mich betrifft, so habe ich freilich keinen besondern Grund, sehr neugierig auf meine Zukunft zu sein; viel eher möcht' ich mir einen hellen Blick in's Vergangene wünschen. Du merkst wohl, Hannchen, was ich meine, und wüßtest gewiß eben so gern wie ich selbst, was aus dem Diamant geworden, der so räthselhafter Weise verschwunden ist.“

„Sonderbar!“ meinte Hannchen, indem sie plötzlich das Rad der Maschine zu treten vergaß und damit den Stillstand derselben verursachte. — „in diesem Augenblicke kommt mir's zum ersten Male wieder in den Sinn, daß ich an dem unglücklichen Morgen, wo der

Stein verloren ging, vom Geräusch vorsichtiger Schritte und vom leisen Knarren der Stubenthür aufwachte, dann aber Niemand bemerkte und Dich fest schlafend fand. Sollte Jemand hereingekommen sein und den kostbaren Stein entwendet haben?"

Helmrich fuhr bei diesen Worten wie aus einem schweren Traume auf. „Das könnte nur der Maler gewesen sein!“ rief er in größter Aufregung. „O Gott — ist das Deine strafende Hand für meinen leichtsinnigen Verkehr mit dem Betrüger, dem Spieler? Wohringen wußte, daß ich nach jener unglücklichen Nacht, wo ich Dein Geld, mein armes Hännchen, bis auf den letzten Groschen im Spiel verloren hatte, gleich an die Arbeit gehen wollte. Er hatte den Stein am Tage zuvor gesehen und bewundert, — aber beweisen läßt sich das Alles wohl kaum, und überdies ist der Maler ja auch mit seinen Prager Freunden plötzlich abgereist.“

Es that Hännchen schon im nächsten Augenblicke leid, daß sie ihre Gedanken dem Bruder mitgetheilt hatte, denn Fritz versank seitdem wieder mehr in trübes Hinbrüten und finstere Gedanken, ja es verging eine lange Zeit, ehe das Zusammenleben der Geschwister wieder ruhig und friedevoll wurde.

Endlich ging der Winter mit seinen kurzen, dunklen Tagen auch vorüber; zwar lag auf den Bergen noch der dicke Schnee, aber unten im Thale wurde es schon grün, und an den Stellen, wo der Wind und die Sonne frei eindringen konnten in den laublosen Wald, wagten sich Schneeglöckchen und Himmelschlüssel hervor; am Bache standen die Weidenbäume und schickten ihre silbernen Blüthenläzchen auf Umschau, ob's denn auch schon so weit und das Land wiedererobert sei für Lenzesfreiheit und Lenzesfreude. Nur im Nadelwalde regte sich noch nichts; denn Fichten, Tannen und Kiefern sind mißtrauische Leute und lassen erst Andere vorangehen. Es war wundervoll, wenn die Frühlingssonne beim Aufgange die Spitze der Riesenkoppe anstrahlte und deren weißen Mantel wie in rothes Feuer tauchte. Die Geschwister hatten von ihrer

hochgelegenen Wohnung aus dies entzückende Bild fast täglich vor Augen, denn sie saßen schon zu so früher Stunde an ihrer Arbeit und freuten sich des allmählig immer länger werdenden Tages, an dem ja auch mehr geschafft werden konnte, als im Winter. Hannchen dachte freilich nicht ohne geheime Angst daran, daß sie außer der großen Lieferung für die Strafanstalt, die in den nächsten Wochen fertig war, keine weiteren Aufträge hatte, und betete das »Unser täglich Brod gieb uns heute!« mit besonderer Inbrunst, indem sie die flehende Bitte daran knüpfte, daß der Vater im Himmel sie dies tägliche Brod verdienen lassen möge durch die Arbeit ihrer Hände.

Aber diese Arbeit blieb aus. Frau Kirchner, die Hauswirthin, brachte zwar Allerlei zum Nähen von ihren Bekannten oder aus der eigenen Wirthschaft, aber das war immer schnell gethan, und dann stand die Nähmaschine oft viele Tage lang unbenutzt da. Da hatte denn Fritz Gelegenheit, seinerseits die bekümmerte Schwester zu trösten, wie sie ihm ja oftmals gethan, und es schien ihm ordentlich wohl zu thun, daß er nun der Versorger des kleinen Hausstandes sein durfte.

Da der Frühling sich ungewöhnlich zeitig einstellte und der Maimond schon zu Anfang schöne warme Tage brachte, so kamen in dieser Zeit schon einzelne Badegäste nach Warmbrunn, und Hannchen ließ auf den Rath der Frau Kirchner in dem Ortsanzeiger bekannt machen, daß sie alle Arten Wäsche nähe und um Zuspruch bitte.

Wirklich kam auch schon in den nächsten Tagen ein Diener in stattlicher Livree und bestellte Hannchen zu seiner Herrin, einer polnischen Gräfin, die im Lindenhofe wohne und Arbeit für sie habe. Fröhlich und geschwind machte sich da das junge Mädchen auf den Weg und ließ es sich nicht verdrießen, daß sie, im Lindenhofe angekommen, länger als eine halbe Stunde im Hausflur warten mußte, ehe die Gräfin, die eben zum zweiten Male Toilette machte, sich sprechen ließ. Als Hannchen aber endlich vorgelassen wurde, über-

schüttete die vornehme Dame sie fast mit Aufträgen aller Art und versorgte sie für länger als Monatsfrist mit Arbeit. Es war dabei noch eine besondere Freude für Hannchen, daß sie jetzt das feinste, sauberste Linnen zu nähen bekam, da sie doch fast ein halbes Jahr lang nur starke Hausleinwand unter den Händen gehabt hatte. Köstliche Spitzen sollten obenein an die blendend weiße Leibwäsche der vornehmen, reichen Dame genäht werden, und Hannchen erschrak fast, als die Kammerjungfer der Gräfin ihr sagte, daß der kleine Karton mit achten Kanten, den sie der Nätherin übergab, fast hundert Thaler gekostet habe.

Hundert Thaler! Welch ein Reichthum! dachte Hannchen. Und im Geiste sah sie ein armes, blasses Weib an ihrem Spigenstissen sitzen und die Hunderte von hölzernen Klöppeln in den abgemagerten Händen hin und her bewegen, um das haarfeine Muster dieser Spitzen hervorzubringen. Und alles das um ein paar Groschen Tagelohn, kaum hinreichend, der Spigenklöpplerin, deren Arbeit dem Unkundigen fast wie Zauberwerk erscheint, eine warme Suppe und ein niedriges, dumpfes Wohnstübchen zu verschaffen.

Lange konnte das junge Mädchen sich solchen Gedanken freilich nicht überlassen, denn sie hatte ja nun ihre Aufträge erhalten und sollte mit einem Theile der Arbeit schon in der ersten Woche fertig werden. Die Gräfin hatte nur wenig Worte mit ihr gesprochen, da sie der deutschen Sprache nicht sehr mächtig war; desto redseliger zeigte sich aber die Berliner Kammerzose derselben, die mit Hannchen gern nähere Bekanntschaft machen zu wollen schien. Sie finde es schrecklich langweilig in dem gepriesenen Warmbrunn, klagte sie, es sei ja eigentlich noch gar kein rechtes Baderleben, und ihre Gebieterin habe nichts Anderes vor, als sie mit ewigem An- und Ausziehen zu quälen; das lohne sich aber gar nicht der Mühe, da doch Niemand da sei, für den man sich putzen könne.

Hannchen gefiel die plauderhafte leichtfertige Zose herzlich schlecht, und sie suchte jede nähere Beziehung zu ihr möglichst zu

vermeiden. Lisette merkte das und sah der rasch Forteilenden mit einem bitterbösen Blicke nach.

Jubelnd theilte Hannchen dem Bruder nun die erfreuliche Gewißheit mit, daß sie mit Einemmale so viel lohnende Arbeit bekommen habe, und hätte am liebsten gleich angefangen zuzuschneiden und ihre stinke Maschine in Bewegung zu setzen; aber die Frau Gräfin wollte noch verschiedene Muster schicken, nach denen die junge Nätherin sich richten sollte.

Das war nun wieder einmal ein Festtag bei den Geschwistern, und Hannchen hatte zu Ehren desselben das einfache Abendbrod durch eine Kuffe Bier für den Bruder vervollständigt, als der Bediente der Gräfin bei ihnen eintrat und in seinem gebrochenen Deutsch sagte: „Soll ich wiederholen Weinwand, was gehören Frau Gräfin und Spißen, wollen nicht haben genäht Gräflische Gnaden, — sind sich anders besonnen.“

Hannchen erschrak so sehr, daß ihr das Messer aus der Hand fiel. „Warum denn das?“ fragte sie ganz verwirrt und sah den Diener fast bittend an.

„Weiß ich nicht,“ antwortete er, mit den Achseln zuckend, vermochte aber doch dem Blicke des armen Mädchens, das durch den Bescheid, den er brachte, so traurig wurde, nicht zu begegnen und setzte hinzu: „Viel böse Leute hier in Warmbad wie bei uns in Krakau! Die Frau Wirthin, wo wohnen Gräflische Gnaden, reden schlimm, und Mamsell Lisette haben gesagt das an Gräflische Gnaden.“

„Die Wirthin im Lindenhof, Frau Pholmüller, die redet Schlimmes von mir?“ fragte das Mädchen ungläubig. „Hat denn die einmal etwas von meiner Arbeit gesehen und sie schlecht gefunden?“

„O, nichts von Arbeit,“ antwortete der Bediente, „aber es sind da eine dumme Geschichte von eine Stein, eine Edelstein, der ist gegangen verloren, man nicht wissen wie! Aber ich haben nicht Auftrag sagen das, ist nur wieder fortgelaufen dem Anton die Mund.“

Hannchen warf einen besorgten Blick auf den Bruder, der ein

stummer Zeuge dieser peinlichen Scene war. Er hatte die Augen niedergeschlagen und klappte wie in gedankenloser Zerstreuung den Deckel der Bierkuffe auf und wieder zu, ohne sie an seine Lippen zu bringen, die er fest übereinander presste.

Geschwind holte Hannchen die Spitzen und die Leinwand aus ihrem Schrank aus der Kammer und zeigte dem Diener mit einem traurigen Lächeln, daß weder der Karton mit seinem kostbaren Inhalt, noch das Stück der seidenfeinen Leinwand von ihr geöffnet und auseinander genommen worden sei. Freilich hatte sie große Mühe die Thränen zurückzudrängen, aber der fremde Mann und vor Allem der Bruder durften ja nichts davon wissen, wie unglücklich dieser Vorfall sie mache, und sie athmete erleichtert auf, als der gräßliche Bediente mit einem gutmüthigen »Gott befohlen« die Dachstube verlassen hatte.

„Ja, Gott sei es befohlen!“ sagte Hannchen leise vor sich hin; aber wie erschraf sie, als Fritz jetzt hastig vom Stuhle aufsprang, ihre Hände ergriff und mit Ungestim ausrief:

„Du darfst nicht länger bei mir bleiben, Schwester! Ich ertrag' es nicht, daß meine Schande auch auf Dich Unschuldige fällt. Allein muß ich meinen Weg gehen und die bittern Folgen meines Leichtsinns tragen; ich bin ein rücksichtsloser, eigennütziger Mensch gewesen, daß ich nicht eher daran gedacht habe. Aber jetzt muß das anders werden. Frau Ziller, die Schwester unserer Hauswirthin, sucht ja ein junges Mädchen, die sie pflegen und ihr Gesellschaft leisten soll. Die nimmt Dich gewiß auf Frau Kirchner's Empfehlung, und Du wirst es gut haben und in Ehren gehalten werden. Hier bekommst Du doch keine Arbeit mehr, so lange Du mit einem Menschen zusammenwohnst, den die Leute im Stillen immer noch für einen Betrüger und Spitzbuben halten.“

Hannchen sah dem Bruder fest in die Augen und entgegnete ruhig: „An Dich hat mich die sterbende Mutter gewiesen, Du bist mein einziger Freund auf der Welt, — wenn Du mich verstoßen

willst, so bin ich schlimmer daran als ein hungerndes Bettlerkind auf der Straße, denn das hat doch noch eine Heimath und einen Menschen, dem es angehört. Hab' doch Mitleid mit mir und weise mich nicht von Dir!"

"Aber Du wirst Schande und Noth mit mir zu ertragen haben; bedenke es doch, Hannchen!" widerstrebte er schwach.

Sie schlang ihren Arm um ihn und bat: „O, lasse mich nur bei Dir bleiben, und ich will Alles mit Dir tragen und leiden, mein einziger lieber Bruder!“

Da konnte er nicht anders, er mußte sie an seine Brust ziehen und dort festhalten. Seine Thränen überströmten ihr Gesicht, und doch war er in diesem Augenblick so glücklich in der Liebe und Treue seiner Schwester, daß er darüber alles Andere fast vergaß.

„Auf die bösen Tage folgen die guten,“ hatte Meister Kirchner einmal gesagt, und das schien sich auch bei den Geschwistern bewahrheiten zu wollen.

Wenige Tage später fragte ein Fremder nach dem Steinschleifer. Es war ein Kaufmann aus Warschau, der viel von Helmrichs Geschicklichkeit gehört hatte und ihm ein ganzes Kästchen böhmischer Steine zum Schleifen brachte, die unter kunstfertigen Händen in farbig strahlendem Licht dem Diamant fast gleichkommen und oft mit ächten Edelsteinen verwechselt werden, deren Werth sie jedoch bei Weitem nicht erreichen.

„Es thut mir leid, Ihren Auftrag nicht annehmen zu können,“ antwortete Helmrich, „aber ich bin für einen Juwelier aus Wien vollständig beschäftigt.“

„Ich zweifle nicht, daß der Wiener Sie so gut bezahlt, daß Sie seine Arbeit jeder andern vorziehen,“ meinte darauf der Kaufmann, „aber ich könnte Ihnen vielleicht doch noch größere Vortheile bieten, und siele der erste Versuch, wie ich schon im Voraus weiß, gut aus, so würde ich Sie immer hinreichend mit Arbeit versorgen können.“

„Und dennoch muß ich bei meiner ersten Antwort verbleiben, so erwünscht mir unter andern Umständen Ihr Anerbieten auch wäre,“ beschied Fritz den Fremden. „Ich habe mich durch einen Contract verpflichtet, in den nächsten drei bis vier Jahren nur für Herrn Mahlmann thätig zu sein. Daran läßt sich nichts ändern.“

„Nun, nun, Sie werden sich doch nicht so verlausulirt haben, daß Sie nicht einmal unter der Hand ein paar Steine in Arbeit nehmen dürften; und Wien ist weit! — Ich hab's nicht eben ängstlich mit meiner Arbeit, wenn Sie in jeder Woche nur einen Tag daran wenden wollten, es sollte Sie nicht gereuen, und es erfähre Niemand das Geringste davon. Bei uns in Rußland werden von hoher Stelle aus viel goldene Dosen, Uhren, Ringe und dergleichen verschenkt, die mit den schönsten Edelsteinen verziert sind. Der glückliche Empfänger solcher Geschenke hält die Steine natürlich für ächt, aber die sind nur imitirt. Der Verbrauch solcher und böhmischer Steine ist ganz ungeheuer, und ich kann Ihnen daher Aussicht auf ein sehr einträgliches Geschäft machen, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen. Ueberlegen Sie's doch wenigstens!“

Einen Augenblick schien Helmrich zu schwanken. Wenn er doppelt so viel verdienen konnte, als Herr Mahlmann ihm bezahlte, so konnte er ja die Schuld für den verlorenen Diamant desto eher abzahlen. Dann war er vor aller Welt gerechtfertigt, und Niemand durfte ihn mehr ungestraft verdächtigen und verachten.

Aber der Kampf, sich diese verlockende Aussicht zu Nutzen zu machen, oder sich dieser Vortheile zu begeben und streng sein Versprechen zu halten, wie es seine Pflicht war, — dauerte nicht lange.

„Ich habe den Lohn für meine Arbeit schon auf mehrere Jahre vorausgenommen,“ antwortete er mit Selbstüberwindung; „ich wäre kein ehrlicher Mann, wenn ich mein Wort nicht halten wollte. In einigen Jahren freilich, wenn ich das Recht habe, auch Andern meine Dienste zu überlassen, dann werden mir Ihre Aufträge willkommen sein.“

Der Russe unterbrach ihn hier und sagte halb spöttisch, halb gutmüthig: „Sie schieben unser Geschäft ziemlich weit hinaus. Vielleicht finde ich aber einen Ausweg, der uns Beiden paßt. Ich werde mich an Herrn Mahlmann wenden und ihn bitten, mir seinen Leibeigenen auf einige Zeit zu überlassen. Sobald ich Antwort habe, hören Sie wieder von mir.“

Und damit entfernte sich der Kaufmann, nachdem er zuvor Helmrichs Arbeiten mit Kennerblicken geprüft und sein Wohlgefallen daran ausgesprochen hatte.

Nach acht Tagen kam er zum zweiten Male und zeigte dem Steinschleifer die Antwort aus Wien. Der Juwelier ertheilte sehr bereitwillig seine Zustimmung, daß Helmrich für zwei Monate auch andere Aufträge als die seinen übernehmen dürfe. Das war wirklich ein unerwarteter Glücksfall für den Steinschleifer, und er benutzte die Gelegenheit, ein gutes Geschäft zu machen, sehr gewissenhaft. Kaum verblüch der Morgenstern am Himmel, da saß er schon an seinem Werkstisch und wick und wandte nicht, bis der lange Sommertag vorüber und der letzte Strahl des Abendroths verglüht war.

Der Warschauer Kaufmann gab Helmrich nun auch den Auftrag, Steine für ihn zu kaufen, und Fritz mußte zu diesem Zweck mehrere kleine Reisen machen, die ihm reichlichen Gewinn brachten. Wie glücklich war er dann, wenn er der Schwester ein kleines Geschenk mit heimbringen oder etwas höchst Nothwendiges in die Häuslichkeit anschaffen konnte; für sich selbst war Fritz ein sehr sparsamer Wirth geworden, und so konnte er nach und nach vierzig Thaler zurücklegen, die er sorgfältig verwahrte, um sie Herrn Mahlmann zu geben, sobald er wie gewöhnlich zur Kur in Warmbrunn eingetroffen sein würde.

Eines Tages kam denn auch Meister Kirchner mit fröhlichem Gesicht in die Dachstube hinauf und erzählte, daß der Wiener soeben angekommen und gegenüber im Goldenen Stern Wohnung

genommen hätte. Er sei diesmal nicht allein und habe die Frau mitgebracht.

Fritz wurde bei dieser Nachricht von sehr verschiedenartigen Empfindungen beherrscht. An das letzte Zusammentreffen mit Herrn Mahlmann knüpfte sich ja für ihn eine gar zu bittere, beschämende Erinnerung, und so großmüthig sich der Juwelier auch schließlich gegen ihn gezeigt hatte, Fritz konnte doch den quälenden Gedanken nicht loswerden, daß Jener vielleicht doch im Stillen seine Ehrlichkeit bezweifelte.

Langsam war er von seinem Werktisch aufgestanden, hatte seine bessern Kleider hervorgeholt und schloß jetzt das Schubfach auf, aus dem er die ersparten 40 Thaler nahm, von deren Vorhandensein Hannchen jetzt zum ersten Male etwas erfuhr.

„Warte noch einen Augenblick!“ bat sie den Bruder und ging in ihre Kammer, von wo sie bald darauf mit einem kleinen Beutel zurückkehrte, den sie verschämt und erröthend in Helmrichs Hand legte. „Ich hab’ auch meine Geheimnisse vor Dir gehabt! Da drinnen sind zehn Thaler, die mein stinkes Nähmaschinchen verdient hat. Nun kannst Du Herrn Mahlmann volle fünfzig Thaler abzahlen, und hundert Thaler hast Du wohl schon bei ihm gut. Das ist ein sehr respektabler Anfang, Bruderherz!“

Fritz war überrascht und erfreut von der unverhofften Beisteuer der Schwester und konnte nicht begreifen, wie sie so viel hatte erübrigen können, da sie doch immer ein gut Theil der kleinen Häuslichkeit bestritten hatte. Er schüttelte ihr kräftig die fleißige, geschickte Hand und sagte: „Du bist ein braver Kamerad, Hannchen, und ein rechter Segen für mich, wenn auch nicht gerade dieses Geldes wegen.“

Sie küßte ihn unter Thränen der Freude und dankte Gott im Stillen, der Alles zum Guten gewendet und durch das Unglück mit dem verlorren Diamant den leichtlebigen Bruder zu einem ernstern, fleißigen und besonnenen Menschen gemacht hatte.

Ihr Glück wurde aber noch größer, als Fritz nach einer Stunde ganz strahlend vor Freude von seinem Besuche bei Herrn Mahlmann zurückkehrte und ihr frohlockend entgegenrief: „Mathe einmal, Hannchen, wie viel Kleiner meine Schuld in diesem einen Jahre geworden ist?“ Aber er ließ ihr in seiner freudigen Aufregung keine Zeit, die Sache gehörig zu überlegen, sondern setzte sogleich hinzu: „Volle 200 Thaler, die 50 Thaler eingerechnet, die ich unserm Wohlthäter soeben gebracht habe. Ja, Herr Mahlmann ist wirklich unser Wohlthäter,“ fuhr Fritz fort. „Er hat lange und freundlich mit mir gesprochen, und als ich ihm von den Reisen erzählte, die ich für Herrn Hassenflug gemacht habe, schien er ganz nachdenklich zu werden. »Wissen Sie was, Helmrich,« sagte er, »solche Einkäufe will ich Ihnen auch übertragen. Ich machte sie sonst selbst in Böhmen, aber das ist nun vorbei.« Und dabei zeigte der arme Herr auf seinen rechten Arm, der ganz in warme, weiche Binden eingehüllt war. Die Frau muß dem Kranken jede Handreichung thun, so arg ist die Sicht geworden. Nun wirst Du also wieder viele Tage lang allein bleiben müssen, Hannchen, denn ich soll gleich morgen fort und bleibe vielleicht eine Woche, wo nicht länger aus.“

„Geh Du nur mit Gott!“ antwortete sie erfreut über die guten Nachrichten, die der Bruder ihr mitgetheilt. „Ich bleibe in gutem Schutz und werde mir die Zeit schon nicht lang werden lassen, wenn's auch mit der Näharbeit jetzt nicht viel sagen will. Zu allererst mache ich ein großes Scheuerfest und drehe Stube und Kammer um und um. Vielleicht finde ich dabei gar noch einen Schatz.“

Sie dachte dabei an die Möglichkeit, den so räthselhaft verschwundenen Diamant doch noch irgendwo entdecken zu können. Fritz aber schüttelte den Kopf, denn er verstand und deutete die Worte der Schwester ganz richtig.

„Es ist schon ganz andere Arbeit für Dich bereit,“ fuhr er fort. „Höre mich nur ruhig an. Ich hab' es nämlich nicht lassen

können, dem Juwelier zu erzählen, daß Du mir ein so hübsches Sümmlen zu den fünfzig Thalern beigeuert, die ich ihm auf den Tisch gezählt hatte. Frau Mahlmann, die den Kranken keinen Augenblick verlassen kann, saß am Fenster und hörte unser Gespräch mit an."

»Sie haben also eine so brave und fleißige Schwester?« fragte sie, indem sie sich zu mir umwendete. »Das ist ein rechtes Glück für Sie und kommt vielleicht auch mir noch zu Gute. Ich bin ganz fremd und zum ersten Male hier in Warmbrunn; wenn Ihre Schwester für die Zeit, wo Sie in Geschäften meines Mannes auf Reisen sind, mir Gesellschaft leisten, mir bei der Pflege meines lieben Kranken helfen wollte, wie froh würde ich sein!«

»Das könntest Du auch, liebes Weib,« mischte sich Herr Mahlmann ein; »ich habe das junge Mädchen früher schon gesehen und gesprochen; sie hat mir sehr wohl gefallen. Es ist nur die Frage, ob sie gern zu uns kommen wird.«

„Da hab' ich denn getrost für Dich geantwortet, Hannchen. Rathe einmal wie?“

„Daß ich's mit tausend Freuden thue!“ jubelte Hannchen; denn die Aussicht, dem Manne, der es so gut mit ihrem Bruder meinte, vielleicht einen Liebesdienst thun und seiner Frau helfend zur Hand gehen zu können, erschien ihr als ein besonderes Glück.

Und es wurde ihr auch noch in anderer Weise zum Segen; denn Frau Mahlmann gewann das freundliche, dienstfertige Mädchen, das nie an sein Behagen dachte und zu jeder Hilfsleistung so geschickt war, gar herzlich lieb, und Hannchen mußte sie auf jedem Spaziergange, jeder Ausfahrt in die reizenden Umgebungen Warmbrunn's begleiten, als der Arzt zu solchen Ausflügen dem Patienten Erlaubniß erteilt hatte. Zuweilen nahm auch Fritz an solch kleinen Partien Theil, wenn er einmal auf ein paar Tage heimgekommen war, um seine Einkäufe dem Juwelier zu zeigen, der immer sehr zufrieden damit war, wie der junge Helmrich seine Aufträge

ausführte. Wenn Herr Mahlmann sich beim Gehen auf Helmrich's Arm stützte und vertraulich mit ihm redend zwischen den Verkaufsbuden oder an der Gallerie hinging, wenn er mit ihm plaudernd auf der kleinen Bank am Ende der Allee saß, vor ihnen die Bergwelt mit der hochragenden Fürstin, der Koppe, wenn die Abendsonne ihre letzten Lichter über das Grün der Thäler und Vorberge, über den Schnee in den Schluchten und auf den Felsenkuppen legte, und es aussah, als ob da oben die Koppentapelle erleuchtet wäre zu einer Abendmesse der Geister, — da hob Helmrich den Kopf höher und blickte freier um sich, denn er fühlte mit Dank und Freude, daß der Bann, unter dem er so sehr gelitten, von ihm genommen sei, daß der Mann, der ihm einst so schonungslos sein Unrecht vor Augen geführt, ihn doch nicht mehr für leichtsinnig und gewissenlos halte, sondern ihm Zutrauen und Wohlwollen beweise. Nun werden die Menschen dich doch nicht länger für einen Betrüger oder gar für einen Dieb halten, — dachte er stolz; aber dann fiel ihm plötzlich ein Wort der seligen Mutter ein: Den Hoffärtigen widerstehet Gott, aber den Demüthigen giebt er Gnade; und sein Gewissen sagte ihm, daß er, wengleich kein Verbrechen, doch ein Unrecht an seiner herzlieben Schwester begangen habe, wenschon die es ihm keinen Augenblick nachtrug.

Als Herr und Frau Mahlmann nach einem sechswochentlichen Aufenthalt in die Heimath zurückkehrten, sagte Letztere ganz wehmüthig zu Hannchen: „Wie sehr wirst Du mir fehlen, liebes Kind! Hast Du es mir doch ordentlich angethan mit Deinem offenen, freundlichen Wesen. Wenn Du nicht gar so sehr an Deinem Bruder hingest, ich ließe Dich nicht wieder los, Du müßtest mit mir gehen. Unsere schöne Kaiserstadt Wien ist schon das Ansehen werth, und Berge haben wir auch, wenschon keine so schönen und so mächtigen wie hier.“

Hannchen schüttelte leise den Kopf; die hellen Thränen standen ihr in den Augen. Ja, bei der sanften, stillen Frau, von der sie in

ihrer Unerfahrenheit gar viel hätte lernen können, bei der wäre sie wohl gern geblieben; aber nein, fort von dem Fritz, — das konnte und das durfte sie nicht; der hatte ja Niemand als sie und brauchte ihre Liebe, ihre Fürsorge, das fühlte sie.

Als der schwere Abschied nun vorüber war, da kam auch in dem Dachstübchen Alles wieder in's rechte Gleis, und da Fritz jetzt daheim blieb und die eingekauften Steine schliiff und schnitt, wurde Hannchen ihrer Traurigkeit völlig Meister. Herr Mahlmann hatte ja versprochen, daß er im nächsten Jahre schon im Mai kommen und auch seine Frau wieder mitbringen wollte; Letztere aber hatte von den armen Webern aus den Gebirgsdörfern eine Menge Leinwand gekauft, die sie ihr in's Haus gebracht, indem sie die Fremde mit Bitten bestürmten, ihnen ein Stück nach dem andern abzunehmen. Da sollte nun Hannchen Bett- und Leibwäsche davon nähen und hatte vollauf damit zu thun; auch brachten jetzt andere Badegäste Aufträge aller Art, und nun arbeiteten Bruder und Schwester wieder um die Wette mit einander. Dennoch wuchsen ihre Ersparnisse nicht so rasch wie im vorigen Jahre, denn der Winter war ungewöhnlich hart und dauerte sehr lange; was Hannchen jeden Tag verdiente, das wurde ganz und gar verbraucht, um nur die Dachstube warm zu halten. Auch kam in einem elenden Hause Feuer aus, und es brannte bis auf den Grund ab. Mehr als sechs arme Familien hatten darin gewohnt und nicht das Geringste von ihrer Habe gerettet.

Als Hannchen dem Bruder von dem Elend und der Noth der Abgebrannten erzählte, da schloß er ganz still den Schub auf, in dem die Geschwister ihre gemeinschaftliche Kasse verwahrten, nahm einige Thaler heraus und gab sie Hannchen. „Wir müssen nicht gar zu sehr an uns selbst denken und nur für uns sorgen und zusammensparen,“ sagte er. „Es ist wohl kein Unrecht, wenn wir denen etwas geben, die so viel ärmer sind als wir. Wäre der gute Herr Mahlmann hier, der würde es mir gewiß nicht wehren.“

Erfreut nahm Hannchen das Geld und trug es den armen Leuten hin, die obdachlos und ohne Lebensunterhalt noch immer an der Brandstelle umherirrten. Sie kostete zum ersten Male die Freude, Andern wohlthun zu können, nicht aus der Fülle eigenen Wohlstandes heraus, sondern von dem mühsam Erworbenen und durch Aufopferung eigenen Behagens.

Endlich wurde es auch in den Bergen wieder Frühling. Der Schnee schmolz, und der Bober schwoll davon zu einem reißenden Strome an, der seine trüben Wogen weit hinaus über sein Bett wälzte und viel Verheerung anrichtete in den Feldern und an den ärmlichen Hütten, die an seinen Ufern lagen. Der Thauwind, der viele Tage lang geraft, hatte in den Forsten uralte Bäume niedergerissen und in den Dörfern und Städten des Gebirges die Dächer arg beschädigt. Auch in Warmbrunn hatte er viel Unheil gestiftet, und Meister Kirchner stand eines Morgens kopfschüttelnd im großen Gras- und Gemüsegarten, über dessen niedrige Mauer hinweg man die lange Kette der Berge liegen sah, wie eine Schnur von Riesenperlen, und betrachtete den kleinen Anbau seines Hauses, worin sich außer den Holz- und Kohlenremisen auch der Hühnerstall und der Taubenschlag befanden. Der Sturm der letzten Nacht hatte fast die Hälfte des Daches abgedeckt, und die mit Moos überwachsenen Ziegeln desselben lagen zerbrochen am Boden.

„Da muß der Schieferdecker gleich herzu und den Schaden ausbessern,“ brummte der Hausherr, indem er sein schwarzes Sammtkappchen verdrießlich von einem Ohr auf das andere schob; „das ist wieder eine fatale und ganz unerwartete Ausgabe.“ Und er stieß dabei mit dem Fuße ein paar Ziegelstücke zu dem Hausen der übrigen.

Helmrich, der am offenen Fenster stand und zu dem der Meister Kirchner hinauf redete, betrachtete mit Bedauern die Verwüstung und sagte: „Wollten Sie nicht lieber gleich ein neues flaches Dach

legen lassen? Das gäbe einen hübschen Sitzplatz, wenn unten der Thau den Rasen naß macht. Die Aussicht auf's Gebirge müßte von da ganz einzig schön sein.“

„Hm, das ist kein übler Gedanke!“ meinte Kirchner. „Die Ziegeln sind alt und morsch, und die Schieferdecker drehen doch Alles um und um, so daß zuletzt die Geschichte gerade so viel kostet, als wär's gleich ganz und gar neu gemacht. Ich will mir die Sache doch überlegen; so ein Dorn'sches Dach wäre wirklich nicht übel.“ — Und wieder schob er die überall herumliegenden zerbrochenen Ziegelstücke mit dem Fuße zusammen.

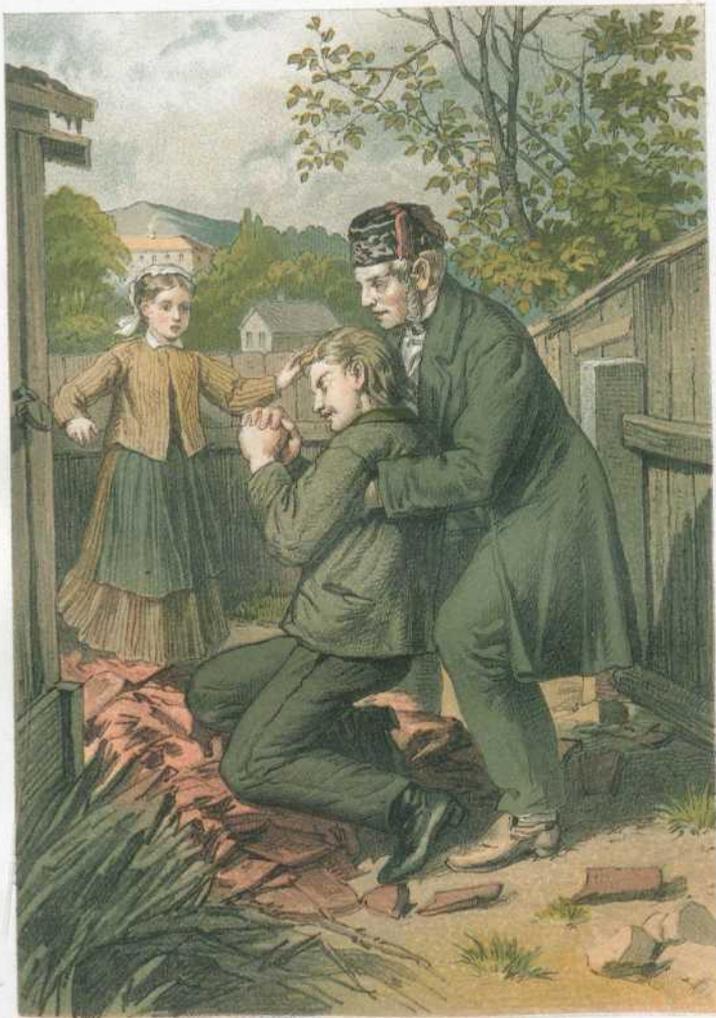
Die Frühlingssonne schien hell auf die jungen Grasspitzen und auf das silbergraue Moos der zerbröckelten Ziegelsteine. Da blitzte es mit Einemmale wunderbar farbig zwischen dem Staub und Geröll.

Fritz erschraf bis in's Herz hinein. Mit ein paar Sprüngen war er über die Treppe hinunter und in dem Garten, wo der Hauswirth noch immer den Schutt zusammenschob.

„Um Gottes willen halten Sie inne!“ rief Fritz athemlos. „Da unter den zerbrochenen Ziegeln —“

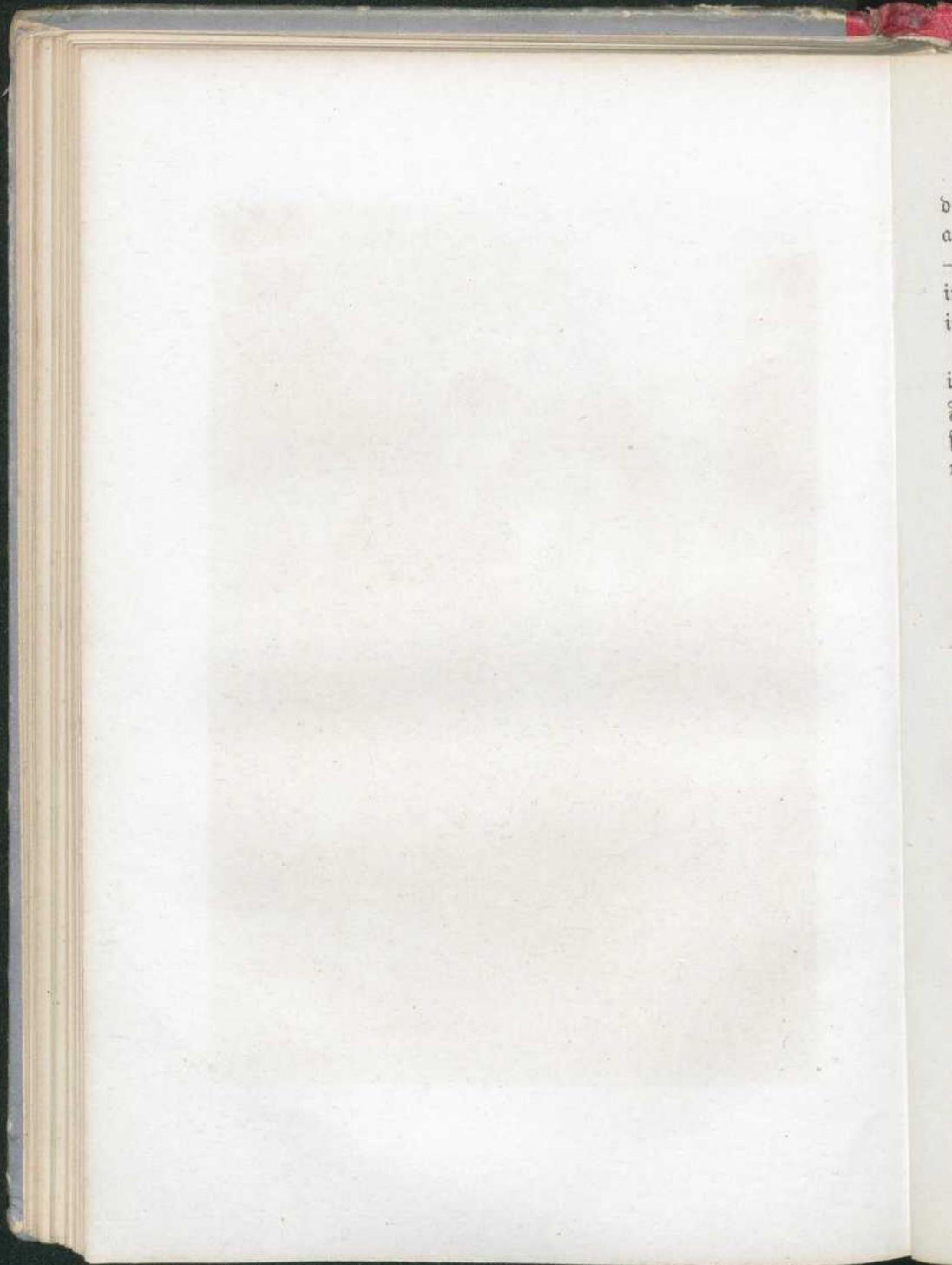
Er konnte nicht weiter reden, denn er suchte schon angsthaft nach dem blinkenden Gegenstande, den er von seinem Dachstubenfenster aus gesehen hatte. War es eine werthlose Glascherbe gewesen, ein Stückchen Glimmerschiefer oder —“

Aber er konnte die Stelle nicht wiederfinden, die er doch so genau in's Auge gefaßt zu haben glaubte, und rasch, wie er in den Garten herunter gekommen war, eilte er wieder in die Dachstube zurück und an das offene Fenster, aus dem er sich weit hinausbog. Nicht das Geringste konnte er jetzt entdecken und schalt sich einen thörichten Menschen, daß er einen Augenblick lang geglaubt hatte, der verloren gegangene Diamant könne auf solch wunderbare Weise doch noch wiedergefunden werden. Und doch war er wie gebannt an das Fenster; er veränderte seine Stellung, bückte sich und men-



g. v. L. Verms.

Der Diamant.



dete sich hierhin und dorthin; vergebens! Endlich schrie er laut auf, denn da war er ja wieder, der blaue, grüne und rothe Strahl, — jetzt wußte Fritz die Stelle genau, von wo er herkam, und war in der nächsten Minute wieder unten im Garten und kniete mitten im Ziegelschutt.

„Gott sei gelobt!“ rief er, in lauten Jubel ausbrechend. „Das ist — der Diamant!“ Aber die Aufregung der Angst und der Freude war gar zu mächtig gewesen. Helmrich taumelte, als er sich, den wiedergefundenen Stein in der Hand, aufrichten wollte, und Meister Kirchner fing den Ohnmächtigen in seinen Armen auf.

* *

Und wieder blühen die Rosen im Vorgärtchen des hübschen kleinen Hauses, das wir schon kennen, aber es hat seinen Besitzer und seinen Namen verändert. Der gute Meister Kirchner pflegt schon seit vielen Jahren keine Rosen mehr; sie blühen, von dankbaren Händen gepflanzt, auf seinem Grabe. Die Wittve wohnt in der Stadt bei der Schwester; das Haus, in dessen Dachstube unsere Geschichte gespielt, gehört jetzt Helmrich, der es bedeutend vergrößert hat. Ueber der Thür steht in großen Buchstaben von Guss Eisen der Name: „Zum Diamant!“ Zu ebener Erde rechts ist ein stattliches Gewölbe entstanden, in dem rohe und geschliffene Steine aller Art enthalten sind, und das von zahllosen Reisenden, besonders Mineralogen besucht wird. Links vom Eingange ist die Werkstätte der Steinschleifer und Steinschneider; sechs geschickte Gehilfen arbeiten nach der Anweisung Helmrichs darin. Eine Treppe höher liegen mehrere hohe, schöne Zimmer neben einander, in denen das stattliche, glänzende Geräth steht, das Fritz sich früher so lebhaft gewünscht und nun wirklich durch redlichen Fleiß und weise Sparsamkeit erworben. Nur die Dachstube mit der daneben liegenden Kammer ist unverändert geblieben. Dieselben alten Möbel stehen darin, sogar die bunte, großblumige Fenstergardine ist noch

dieselbe, und doch bringt Helmrich seine freien Stunden am liebsten in diesem schmucklosen Raume zu.

Unter dem Fenster der Dachstube erhebt sich ein Gebäude mit flachem Dach, das, an den Seiten mit Glaswänden abgeschlossen, einen geschützten Sitzplatz darbietet. Dort finden wir an einem sonnigen Augustabend einen kleinen Kreis fröhlicher Menschen beisammen, die uns alle bekannt sind und sich jetzt an der zauberhaft schönen Aussicht erfreuen.

Hannchen hat soeben eine Schüssel köstlicher Forellen aufgetragen und stellt jetzt eine Flasche auf den Tisch in die Nähe des Bruders, der den goldenen Wein in die feinen grünen Gläser gießt.

„Ei, ei,“ sagte ein schöner alter Mann mit schneeweißem Haar, an dessen Seite eine eben so stattliche Matrone saß, — „ei, ei, lieber Helmrich, dies lucullische Mahl ist gegen die Regel. Alte Leute, zumal wenn sie obenein noch Badegäste sind, müssen hübsch mäßig leben, und Ihr junges Volk solltet sie nicht mit solchen Leckerbissen in Versuchung führen.“

Helmrich reichte dem Sprecher die Hand über den Tisch hinüber und sagte: „Es ist nun heut einmal ein besonderer Festtag für uns, da wir Sie zum ersten Mal in unserem Eigenthum willkommen heißen dürfen, das wir doch im Grunde nur Ihnen zu verdanken haben.“

„Still, still, keine Uebertreibung!“ warnte der alte Herr lächelnd. „Ich habe Ihnen Arbeit gegeben, lieber Helmrich, — nun, das hätte jeder Andere auch gethan, denken Sie nur an den Ruffen! Ich habe Ihnen hier und da einen Rath ertheilt, wie Sie Ihr redlich verdientes Geld am vortheilhaftesten anlegen könnten. Sie haben Glück dabei gehabt und sich durch den Handel mit Steinen dies schmucke Haus erworben, in dem Sie sonst nur ein Dachstübchen bewohnten. Das Alles ist Gottes Segen, der auf Ihrem Fleiß geruht; mein Antheil ist gar gering und nicht der Rede werth.“

„So?“ unterbrach Hannchen, die halbblaut mit der freundlichen alten Dame geplaudert hatte, den Sprecher. „Ist's etwa auch nicht der Rede werth, daß Sie meinen Grubenschein an sich gebracht und so lange aufbewahrt haben, bis er mir einen reichlichen Antheil an dem Ertrage des Kupferbergwerks verschafft?“

Sie schwieg plötzlich still und schlug betroffen die Augen zu Boden. Es war ihr ganz und gar aus dem Sinn gekommen, daß sie ihren Bruder durch diese Aeußerung an das Unrecht erinnerte, welches er sich in Betreff dieses Scheines hatte zu Schulden kommen lassen. Die Thränen traten ihr in die Augen, daß sie in dem warmen Dankgefühl gegen den Juwelier so schonungslos die wunde Stelle einer trüben Erinnerung berührt hatte. Aber Helmrich legte sanft die Hand auf ihre Schulter und sagte: „Erschrick nicht über Deine Worte, liebe Schwester; sie thun mir nicht so wehe, wie Du vielleicht denkst. Ich erkenne und preise mit Dir die wunderbare Segensführung Gottes. Mir ist die Schule schwerer Demüthigung nöthig und heilsam gewesen, um mich von Leichtsinn und Ueberhebung gründlich zu heilen. Dem Herrn sei Dank, daß er mir noch zu rechter Zeit die Augen geöffnet und den Abgrund gezeigt hat, der sich vor mir aufgethan hatte. Ihm die Ehre!“

In diesem Augenblicke wurde Helmrich durch einen seiner Arbeiter abgerufen, da man in irgend einer Sache seines Rathes bedurfte. Hannchen blieb nun mit ihren lieben Gästen allein, die seit mehreren Jahren zum ersten Male wieder nach Warmbrunn gekommen waren, nicht um die Kur zu gebrauchen, sondern um noch einmal das schöne Gebirgsthäl und die prächtigen Sudeten wiederzusehen. Herr Mahlmann erzählte nun Allerlei, unter Anderm auch, daß er vor einiger Zeit in einem Hospitale Wiens, in dessen Vorstand man ihn gewählt hatte, den Maler Wohringen in einem beklagenswerthen Zustande gefunden und sich des Unglücklichen so weit als möglich angenommen habe. „Jetzt ist er todt,“ setzte er sehr ernst hinzu, „und sein Sterben war schwer.“

Hannchen hörte das nicht ohne tiefe Bewegung. „Gewiß,“ sagte sie, „hat Bohringen viel an meinem Bruder verschuldet, aber in einem Falle haben wir ihm doch bitteres Unrecht gethan.“

Und nun erzählte sie, wie sie an jenem unglücklichen Morgen, wo der Stein verloren gegangen sei, das Geräusch von Tritten in der Wohnstube gehört und später den Verdacht gehegt habe, daß der Maler ihren Bruder aufgesucht und den Diamant entwendet habe. Das sei aber eine falsche Meinung gewesen, denn es habe sich ja später erwiesen, daß der Stein so lange unbemerkt im Moose des Daches gelegen habe, wohin er aus dem Schnabel des räuberischen Staares gefallen sein müsse.

Herr Mahlmann schwieg lange Zeit sehr nachdenklich. Endlich sagte er: „Ich will Ihnen die Wahrheit nicht länger vorenthalten, mein liebes Kind. Sie haben ganz recht gehört, daß ein Mensch in der Stube bei Ihrem Bruder war, und der hat auch wirklich und wahrhaftig den Stein mit fortgenommen.“

Ungläubig sah Hannchen den Sprecher an; doch dieser fuhr fort: „Dieser Mensch war ich! — Schon am Tage zuvor hatte ich eine Berathung mit Ihrem Hauswirth ge habt, der sich als ein wirklicher Freund Ihrer verstorbenen Mutter bewies. Er versprach mir nach besten Kräften beizustehen, den jungen Mann, an dem ich großen Antheil nahm, auf den rechten Weg zurückzuführen. Als ich nun an jenem verhängnißvollen Morgen in die Dachstube trat und den Stein sah, der aus seiner Hand gefallen war, durchzuckte mich plötzlich der Gedanke: Wie, wenn du den Edelstein an dich nähmest! Vielleicht würden die Folgen seiner Unachtsamkeit den Irregeleiteten zur Besinnung bringen! Er hat ein strenges Ehrgefühl, so wird es eine harte Strafe für ihn sein, einen ungerechten Verdacht auf sich lasten zu fühlen, und er wird alle Kräfte daran setzen, sich endlich rechtfertigen zu können. Um den vermeintlichen Verlust zu ersetzen, wird er mit aller Anstrengung arbeiten müssen, das wird ihn hindern, leichtsinnige Gesellschaft aufzusuchen, und

endlich wird die Arbeit sein Trost, seine einzige Zuflucht sein. — Ich griff schnell nach dem Diamant, der in der Sonne vielfarbig glänzte, und entfernte mich, ohne bemerkt zu werden. Nur Ihren braven Hauswirth weihte ich in das Geheimniß ein und verständigte mich über das Weitere mit ihm. Ihr Bruder sollte von Kirchner überwacht, scheinbar an der Abtragung seiner Schuld für mich arbeiten, indeß ich ihm den Ertrag dieser Arbeit zusammensparte, damit er später ein kleines Kapital in die Hände bekomme, mit dem er als geschickter Steinschleifer einen lohnenden Handel anfangen könne. Alles ging gut, und Helmrich bestand die harte Probe über alles Erwarten, so daß wir seine Prüfungszeit abkürzen durften. Da ließen wir ihn den verloren geglaubten Stein wiederfinden; — alles Uebrige wissen Sie, liebes Kind, und sind hoffentlich dem Manne nicht böse, der so eigenmächtig in das Schicksal Ihres Bruders und dadurch auch zugleich in das Ihre eingegriffen hat. Gott hat ja Alles zum Besten gewendet! Jetzt ist Ihr Bruder ein Mann, zu dem man in jeder Weise Vertrauen fassen kann, und der sich in der Achtung der Welt hergestellt hat, ohne daß er Gefahr lief, sich selbst zu überheben. Glück und Unglück haben ihn nicht mehr vom rechten Wege abzulenken vermocht und werden es auch ferner nicht; er ist ein ernster Mann mit festem Willen geworden, den wir Alle von ganzem Herzen lieb haben und auf den Sie stolz sein dürfen. Dennoch halte ich es für gut, daß er niemals erfahre, wie ich in der Geschichte mit dem Diamant die Hand im Spiele gehabt, und rechne auf Ihre Verschwiegenheit, liebes Hännchen!“

Sie slog an den Hals des alten Herrn und küßte ihn herzlich. „Dank, tausend Dank!“ stammelte sie. „O, wenn ich Ihnen doch vergelten könnte, was Sie an uns gethan!“

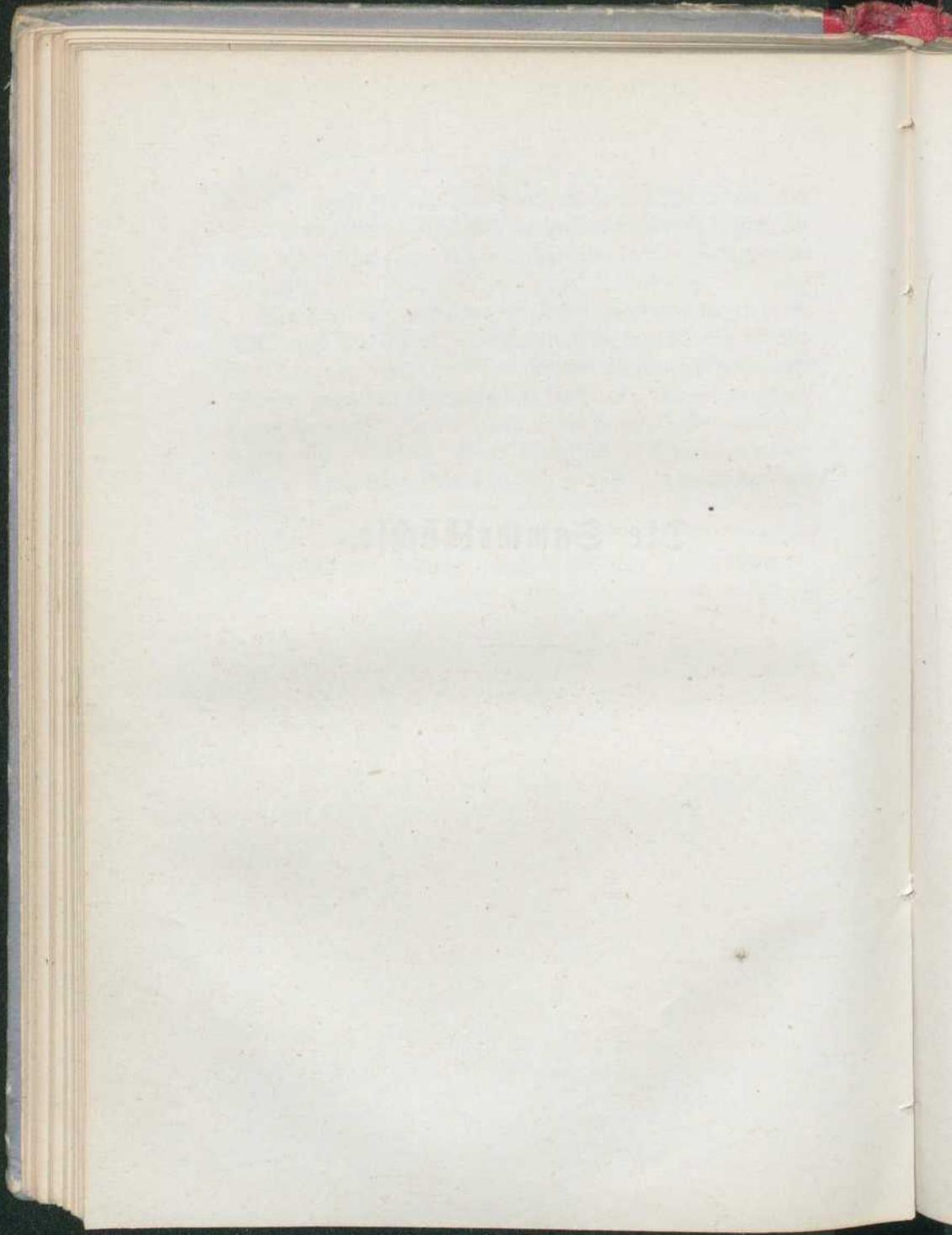
„Ja, da führen Sie mich und besonders meine gute Alte in schwere Versuchung. Es ist bei uns alten Leuten im Hause gar einsam und still; wir hätten gar gern solch liebes, fröhliches Wesen um uns wie Sie; meiner Frau sind Sie so recht an's Herz gewachsen.

Wenn es wahr ist, was wir heut gehört, daß Ihr Bruder eine brave Frau in sein stattliches Haus zu führen gedenkt, so sind Sie nicht sicher, liebes Kind, daß wir noch einmal bitten: Kommen Sie mit uns!"

"Ja," fiel ihm Hannchen mit freudestrahlenden Augen in die Rede, „jetzt darf ich diesem lockenden Rufe folgen und den besten aller Brüder unbesorgt verlassen. Er wird meiner nicht mehr lange bedürfen, denn das Mädchen seiner Wahl, die Tochter eines Predigers aus nächster Nachbarschaft, ist ein Engel an Güte und eben so brav als verständig. Dann komme ich zu Ihnen, zu meiner gütigen, mütterlichen Freundin, und will ihr eine treue, dankbare Gehilfin sein!"

„Nein, eine geliebte Tochter!“ sagte die Frau des Juweliers und zog das unter Thränen lächelnde Mädchen an ihre Brust.

Die Sammelbüchse.



Dicht an der Berglehne, auf der eine schöne holländische Windmühle stand, lag das neuerbaute stattliche Wohnhaus des Müller Wiprecht; der Eigenthümer desselben, von dem die Leute sagten, er lege jedes Jahr ein volles Scheffelmaß Doppelthaler in seinen eisernen Geldkasten, saß auf der Bank vor seiner Thür, und man konnte es ihm wohl ansehen, daß er ein reicher Mann war und den Kreuzer nicht erst zweimal umzudrehen brauche, ehe er ihn ausgab. Er trug einen bequemen Anzug von feinem müllerblauen Tuche, aber nach bäuerischem Zuschnitt, denn er verachtete Alles, was an die Stadt erinnerte; der große Meerschäumkopf, aus dem er rauchte, war stark mit Silber beschlagen, und auch das spanische Rohr, das neben ihm an der Bank lehnte, und dessen er sich bedienen mußte, wenn er auf die Mühle hinaufflieg, die ein bewährter Gesell besorgte, hatte einen großen silbernen Knopf. Seit dem letzten Winter litt der Müller an der Gicht in den Füßen, die auch jetzt, trotz des warmen Augusttages, in weichen, warmen Luchstiefeln steckten. Wiprecht liebte es, seine Wohlhabenheit vor den Leuten sehen zu lassen, und hatte es gar nicht ungern, wenn sich die übertriebensten Gerüchte davon im Dorfe verbreiteten. Nicht ganz so recht war es ihm freilich, wenn man an seinen Reichthum auch verhältnißmäßig große Ansprüche machte, und er zeigte sich dann gewöhnlich eher karg als freigebig. In Kleinigkeiten sparsam, pflegte er als Entschuldigung den alten Spruch anzuführen:

„Wer den Pfennig nicht ehrt,
Ist des Thalers nicht werth!“

Kam es aber einmal darauf an, zu zeigen, daß er kein armer Schlucker und Hungerleider sei, da griff er wohl auch tief in die

Tasche und lachte still vor sich hin, wenn dann bei den Nachbarn und Bekannten des Verwunders kein Ende war.

In dem Augenblicke aber, wo wir die Bekanntschaft des Müllers machen, schien er zum Lachen eben nicht sehr aufgelegt zu sein; ja man konnte sogar auf der breiten, sonnenverbrannten Stirn eine schwere Kummerfalte bemerken, während er sich vorbog, um besser nach der Dorfstraße hin sehen zu können, wo sich doch nichts Bemerkenswerthes zeigte und nur eine Heerde Gänse in friedlicher Gelassenheit vom Gemeindeanger in's Dorf zurückmarschirte, eine Gans hinter der andern. Es kamen auch einmal ein paar kleine barfüßige Jungen, die mit Strick und Peitsche Kutscher und Pferd spielten, wobei sie den Staub der Landstraße in dicken Wolken aufwirbelten; aber auf diese wilde Jagd wartete der alte Mann doch sicher nicht so ungeduldig. Denn daß er ungeduldig war, konnte man schon daran merken, daß er so hastig rauchte, als ob er in seinem schönen braunen Pfeifenkopfe die Zeit verbrennen wollte, die ihm so unerträglich langsam zu verstreichen schien. Jetzt zog er die schwerfällige Uhr an der dicken silbernen Kette, ein Erbstück von seinem Vater, aus der Tasche und hielt dieselbe, nachdem er einen Blick darauf geworfen, horchend an's Ohr. Er mußte sich überzeugen, ob die Uhr nicht etwa abgelaufen wäre und noch von gestern Abend still stand, denn so spät, als die Uhr die Stunde zeigte, konnte es doch wohl noch nicht sein.

„Elf und dreißig Minuten darüber,“ brummte der Müller laut vor sich hin; „wo in aller Welt bleibt denn aber heut der Briefbote? Er muß mir doch endlich wieder einmal einen Brief von dem Paul aus dem Kriege bringen; ich warte nun schon 14 Tage lang immer vergebens. Ich wette darauf, sie halten den Boten draußen im Forsthaufe so lange mit neugierigen Fragen auf, denn sonst müßte er schon seit einer halben Stunde durch's Dorf gekommen sein. Wetter noch einmal! Wenn mich der Schwazmichel so lange auf meines Jungen Brief warten läßt, so bringt er sich um

den Extragroschen, den ich ihm zugebacht hatte. Es ist immer ein Montag gewesen, wo ich von dem Jungen Nachricht bekam, und heut werde ich doch endlich einmal erfahren, ob er in der Schlacht bei Weißenburg gesund davon gekommen ist. Wenn's nicht anders sein kann, will ich auch mit solch neumodischer gelber Briefkarte zufrieden sein, obgleich ich die dummen Dinger eigentlich nicht leiden kann, weil ja die jungen Postherren in der Stadt und auf alle Fälle die Briefträger viel eher wissen als ich selbst, was mir mein Junge schreibt. — Der Schulze hat mir zwar die Depesche geschickt, die gleich nach der Schlacht an die Frau Königin nach Berlin gekommen ist, aber ob mein Paul dabei nicht eine solch vermaledeite Mitralbüsenkugel, oder wie das gefährliche Zeug heißen mag, in sein Fleisch oder gar in's Herz hinein gekriegt hat, das steht nicht dabei. Hoffentlich bekomm' ich das heut endlich zu hören, und der Sackelotter von Briefträger läßt mich so lange warten!

Der Müller seufzte bei dem Gedanken, daß sein Sohn vielleicht doch verwundet sein und darum nicht schreiben könnte.

„Wie gut,“ sagte er nach einem längern Stillschweigen, „daß mein gutes Weib all die Angst und Sorge um unser einzig Kind da unter der großen Kirchhoflinde verschläft. Fünf Jahre sind's, daß wir sie dort begraben haben; fünf Jahre! — Lieber Gott, wie doch die Zeit vergeht, — und nur heut, gerade heut, wo ich so bestimmt auf einen Brief von meinem lieben Jungen warte, da ist's, als ob —“

Er unterbrach sich mitten im Satze, bog sich wieder vor und schützte die Augen mit der Hand vor der Sonne, um besser sehen zu können. Man hörte in der Ferne Fußtritte, sah aber noch Niemand. Endlich kam ein Mann mit orange Rocktragen und einer Ledertasche über der Schulter durch die Dorfgasse herein.

Dem Müller schlug das Herz lauter vor freudiger Erwartung; aber merken sollte es Niemand, wie ungeduldig und sehnüchtig er nach dem Briefe seines Sohnes war. Er wendete den Kopf nach

einer anderen Seite und schien für nichts Anderes Sinn und Gedanken zu haben, als für ein zänkisches Spazenvölkchen, das sich auf der Straße um eine volle Weizenähre zankte und raufte. Dann machte er sich an seiner Pfeife zu schaffen, die ihm vor innerer Unruhe ausgegangen war; er rieb mit dem Rockärmel den spiegelblanken Deckel mit unnöthigem Eifer und piff dazu, weil er nicht auf die Schritte des Postboten hören wollte, der jetzt schon dicht am Hause sein mußte. Als Meister Wiprecht die bekannte raube Stimme noch immer nicht: Guten Morgen, Meister Müller! sagen hörte, drehte er sich doch endlich um. Hatten ihm denn seine Augen, die freilich vom vielen Mehlstaub sehr geblinzt hatten, einen schlimmen Streich gespielt, und war der Mann, der durch die Dorfgasse hereinkam, am Ende gar nicht der Erwartete gewesen?

Aber richtig, da kam ja der Briesträger eben aus dem Nachbarhause, worin nur die taube Rätherin mit ihrem alten Vater wohnte; bekamen denn die auch Briefe? Nun, so wichtig wie der meine, dachte Wiprecht, ist der ihrige gewiß nicht gewesen; der alte Nuppert hat ja keinen Sohn, die Lenore keinen Bruder im Felde, der just eine große Schlacht mitgemacht hat. Die hätten warten können!

Jetzt endlich! Der Müller piff wieder, als ob er sich um nichts in der Welt kümmern als um seine Windmühle, die da oben auf dem Berge so lustig klapperte und so flink die Flügel drehte.

„Guten Morgen, Meister Wiprecht! Ein recht schöner Tag heut, nach dem langen Regenwetter!“ — Damit ging der Postbote an dem Müller vorbei. Er hatte also keinen Brief abzugeben.

„Wartet doch einen Augenblick!“ rief Wiprecht ihm erschrocken nach. „Ich wollte nur fragen, — ja, was war's denn nur gleich? Die Gedanken sind Einem manchmal weg wie die Fliegen, wenn's Winter wird. — Giebt's nichts Neues in der Stadt, nichts aus Frankreich mein' ich, wo unsre braven Jungen stehen? Ihr wißt ja, ich hab' auch einen Sohn da draußen, der bei den Königs-Grenadieren steht.“

„Ja, ich weiß, Meister Müller! Und die Königs-Grenadiere, die haben sich in der Schlacht bei Weißenburg sehr hervorgethan; aber freilich haben sie auch viele, viele Verwundete und Todte! Nun, Ihr Sohn braucht ja gerade nicht darunter zu sein!“

„Nein!“ antwortete der Müller und versuchte die Nieder-
geschlagenheit zu verbergen, die plötzlich über ihn kam.

„Haben denn die Leute drinnen in der Stadt schon Briefe von den Königs-Grenadiere?“ fragte er dann hastig.

„Hin und wieder,“ gab der Postbote zur Antwort, „und Alles, was man davon hört, ist schrecklich genug. Anno 66 soll's nur ein Kinderspiel gewesen sein gegen die Schlacht, besonders am Gaisberg. Die Verlustliste ist heut Morgen gekommen, und viele, viele Seiten soll sie lang sein, sagte mir der Schreiber aus dem Landrath-Amt, der immer die Brieffschaften von der Post holt.“

„Kann man denn die Liste nicht einmal zu sehen bekommen?“ fragte der Müller. „Nicht gerade daß ich dächte, mein Junge wäre dabei, — Gott woll's verhüten!“

„Ja, in ein paar Tagen kann sie Jeder kaufen,“ antwortete der Gefragte, „die Listen werden abgedruckt. Jetzt liegen sie nur in dem landrätthlichen Bureau aus, da muß man hingehen und nachsuchen, wenn man wissen will, ob man Bekannte oder gar Verwandte unter den Todten und Verwundeten hat.“

„Verschafft mir doch solch eine Liste, Gruner!“ bat der Müller, höflicher als es sonst seine Art war; „es kommt mir auf einen halben Thaler nicht an, wenn ich sie bis morgen haben kann. „Und“ — fuhr er fort, als ob es ihm eben einfiel — „wenn Ihr morgen eine warme Kesselwurst essen wollt, die wird just um 10 Uhr fertig sein, wir schlachten morgen. Wenn Ihr Appetit dazu habt, müßt Ihr aber hübsch zur rechten Zeit kommen, und wenn Ihr mir einen Brief von meinem Paul mitbringt, — Ihr wißt doch schon, daß er Unteroffizier geworden ist — na, dann könnt Ihr auch noch

eine Wurst einstecken für Cure Kinder daheim. Ihr habt doch Kinder, Gruner?"

„Fünf lebendige Jungen,“ lachte der Postbote, „und alle fünf wahre Wölfe, was den Appetit anbetrifft. An denen wird der König einmal tüchtige Soldaten bekommen, wenn's nach dem Hunger geht. Die Herren Franzosen sollen sich ja halb zu Tode verwundern, wie den deutschen Soldaten das Essen schmeckt, und was sie Alles hinter den Zähnen verschwinden lassen. Na, von der Art sind meine Jungen auch; ich glaube, das haben sie von mir, denn so leicht lasse ich auch keine Mahlzeit im Stich. Werde mich also morgen bei Zeiten einfinden, Meister Müller!“

Damit ging er, militärisch grüßend, seines Weges.

Meister Wiprecht legte seine Pfeife neben sich auf die Bank und versank in trübes Nachdenken. „Wenn mein einziges Kind in der blutigen Schlacht das junge Leben hätte hingeben müssen? Wie einsam und verlassen wäre ich da!“ seufzte er. „Wozu nützte es mir, daß die Leute mich den reichsten Mann heißen viele Meilen in der Runde? Für wen hätte ich das schmucke neue Haus gebaut und statt des alten Klapperkastens, der sonst da oben auf dem Mühlberge stand, die theure Holländerin, die so viel Kundschaft hat, daß der Paul vollauf damit zu thun hat, die Bücher zu führen und die Geschäftsbriefe zu beantworten. Das Schreiben ist meine Sache nicht, und es ist jetzt, wo der Junge im Kriege ist, schon eine heillose Unordnung eingerissen, denn man will doch nicht gern fremde Leute die Nase in seine Bücher stecken lassen. — Wenn der gesunde und kräftige Bursche zum Krüppel geschossen, elend und krank in einem Lazareth läge, wo fremde Leute ihn pflegen und ich ihm mit allem Gelde gar nichts helfen kann? Gott erbarm' sich doch meines Jungen!“

„Meister, ich habe die Suppe hineingetragen!“ rief jetzt die alte Hanne, die seit dem Tode der Müllerin das Hausregiment mit mehr gutem Willen als mit Geschick führte.

„So trag' sie wieder hinaus!“ polterte Wiprecht; ihm war aller Appetit zum Essen vergangen, da er sich in der gewissen Erwartung getäuscht sah, heut endlich die ersehnte Nachricht von dem Sohne zu bekommen. Von schweren Ahnungen gequält, stieg er langsam und tiefathmend zur Mühle hinauf; er wollte den neugierigen Fragen der alten Hanne ausweichen, deren Augapfel der Paul ja auch immer gewesen war, und die fast eben so ungeduldig auf Nachrichten vom Schlachtfelde wartete, als der Vater.

Und so zerstreut war der Müller, daß er die theure Pseife ganz unbeachtet auf der Bank vor der Thür liegen ließ, wo sie dem ersten besten Herumtreiber, der des Weges kam, eine willkommene Beute geworden wäre. Aber der alten Hanne, die von Zeit zu Zeit den Kopf aus dem Fenster der Gesindestube heraussteckte, um zu sehen, wo der Meister Wiprecht denn eigentlich bleibe, der entging nicht so leicht etwas; kopfschüttelnd machte sie das Versehen ihres Herrn wieder gut und brachte die Pseife in Sicherheit.

„Was der Alte nur wieder für Raupen im Kopfe hat,“ brummte sie dabei vor sich hin; „da läuft er just bei der Mittagshitze auf den Mühlberg, wo er ganz und gar nichts zu thun hat, läßt die sauren Sinsen verderben, die doch sein Leibgericht sind, und mich wer weiß wie lange warten, ehe ich's zu hören kriege, was unser Paul geschrieben hat; denn einen Brief hat Meister Wiprecht, er redete ja lange mit dem Postboten. Mir gönnt er nur die Freude nicht und will's nicht haben, daß der gute Zunge auch an seiner alten Hanne hängt. Und Schweinschlachten hätten wir morgen, sagte er zu dem Gruner, das konnte ich gerade noch hören, als ich den Meister zum Essen rufen wollte. Schweinschlachten? als ob ich das nicht zuerst wissen müßte und nicht auch ein Wort darein zu reden hätte. Wo hätten wir nur gleich die altbackene Semmel her zum Würstfüllen, das wäre ja ganz was Neues.“

Es schien, als ob der Müller der alten Hanne diesmal wirklich

allen Grund zur Unzufriedenheit geben wollte, denn das Feuer brannte bis in den späten Nachmittag hinein ganz vergeblich auf dem Herde; der Meister kam nicht heim, und die alte Wirthin aß in ihrem Aerger nur ein Stück Brod als verspätetes Mittagmahl, denn die Linsen waren nun angebrannt und schmeckten abscheulich.

Endlich hörte sie den Meister draußen auf dem Hofe mit dem Ackerknecht reden, den er richtig zum Fleischer schickte und auf morgen zum Schlachten bestellen ließ. „Jetzt kann er sicher sein, daß ich mich auch nicht im Geringsten um ihn kummere,“ sagte sie trotzig. Und eben das wollte Meister Wiprecht haben. Er hätte es nicht ertragen können, wenn Hanne ihn gefragt hätte, ob ein Brief von Paul gekommen sei. Und nun redeten Herr und Dienerin kein Wort mit einander. Sie trug ihm schweigend die Abendsuppe auf, die er eben so schweigend aß. Dann trat er an's Fenster, trommelte an den Scheiben und sagte über die Achsel zurück sprechend: „Morgen früh kommt der Meister Fleischer; wir schlachten das Schwein aus dem neuen Stalle, es frist zu schlecht und wird nicht fetter.“

Hanne wollte widersprechen, und hätte der Müller sie nur zu Worte kommen lassen, so würde sie ihm bewiesen haben, daß er Unrecht hätte; aber er riß das Fenster auf und fing ein langes Gespräch mit dem Mühlburschen an, der draußen stand, so daß Hanne endlich im höchsten Zorn aus der Stube ging. Sie war so böse, so böse auf den eigensinnigen alten Mann, wie sie den Müller nannte, daß sie ihm sein Glas Bier, das er gewöhnlich nach dem Abendbrod trank, nicht brachte. Er that, als ob er das gar nicht merkte, und ging früher als gewöhnlich in seine Schlafkammer.

Am andern Morgen stand er zeitig auf und rief dem Knechte: „Kaspar, schirre die Braunen an die Sonntagskutsche, Du sollst mich in die Stadt fahren!“

Der arme Vater hatte keine Ruhe mehr, er wollte in's Landrath-Amt und sich die Verlustliste zeigen lassen. Dem Postboten

begegnete er dann auch schon unterwegs, und wenn der einen Brief für ihn hatte, so war's ja immer noch Zeit, vor der Stadt wieder umzukehren. Hanne, die eben den Kaffee und ein mächtiges Schichtwerk dicker Butterbröde hereinbrachte, verlor, als sie das hörte, alle Fassung. Sie vergaß ihren festen Vorsatz, gewiß nicht zuerst mit dem Meister zu reden, der sie gestern so erzürnt hatte, und fragte erstaunt: „Sie wollen fortfahren, Meister? Wir haben ja Schweinschlachten.“

„Das ist des Fleischers Sache,“ sagte er, halb lachend, halb verdrießlich.

„Und gar in die Stadt wollen Sie fahren, Meister? Ist denn ein Unglück passiert?“

Er drehte sich nicht nach ihr um, aber sie konnte es doch sehen, wie er zusammenzuckte, als ob die Frage ihn erschreckte; aber nach einem kurzen Stillschweigen antwortete er nur: „Das ist meine Sache!“ und holte aus dem riesigen Kleiderschrank, der in der Stube stand, seinen Sonntagsrock heraus.

Der alten Hanne stand der Verstand still. In die Stadt wollte der Meister Müller, wohin er doch in vielen langen Jahren nicht kam, denn das Stadtwesen war ihm nun einmal zuwider. Was in aller Welt hatte denn das wieder zu bedeuten? Aber fragen mochte sie nicht, und so stand sie denn in stillem Grimm im Hausflur, als der Wagen vorfuhr und Wiprecht langsam einstieg, weil sein kranker Fuß ihn eben mehr als sonst schmerzte. Fast wäre er gefallen; da konnte es Hanne doch nicht über's Herz bringen, ihn ohne Hilfe zu lassen; rasch sprang sie hinzu, griff unter den Arm des Einsteigenden, hob und schob und sagte dann freundlicher, als sie eigentlich gewollt hatte: „Glückliche Reise, Meister!“

„Schönen Dank, Hanne! Brauchst mit dem Essen nicht auf mich zu warten!“ Die Pferde zogen an, und fort rollte der Wagen.

„Da werde ein Anderer flug daraus,“ sagte Hanne vor sich hin und eilte dann in's Haus zurück, denn sie hatte ja alle Hände

voll zu thun, ehe der Fleischer kam. — Der Müller saß still und in sich versunken in der Wagenecke; er dachte nicht einmal daran, seine gewohnte Morgenpfeife zu rauchen, aber wenn er es auch gewollt hätte, so würde er es nicht gekonnt haben, weil Hanne ihm nicht wie sonst, wenn er in der Gegend Geschäfte hatte, alles Nöthige in den Wagen gelegt hatte. Er kam sich mit Einemmale so gar verlassen vor auf der Welt, daß er am liebsten bei seinem guten Weibe unter der Kirchhoflinde gelegen hätte. Während der ganzen Nacht hatte er Schreckliches von seinem Sohne geträumt; er fand ihn mit einer tiefen Wunde in der Brust unter einem wilden Rosenstrauche liegend, aber auf der Brust da hatte er das schönste Ehrenzeichen des Soldaten, das eiserne Kreuz, und indem er lächelnd mit der Hand darauf zeigte, sagte er matt: „Für seinen König und sein Vaterland stirbt es sich schön!“ — Dann wieder hatte er selbst den schwer verwundeten Sohn auf seinen Armen aus einem brennenden Dorfe fortgetragen, und hinter ihm drein flogen die Kugeln der Feinde. Er dachte nicht daran, daß sie ihn treffen könnten, aber um den Sohn war er ängstlich besorgt, den einzigen Menschen auf der Welt, der ihn lieb hatte, und an dem er mit seinem ganzen Herzen hing. — Und wieder träumte ihm, als suche er sein Kind in dem fremden Lande und irre durch Felder und Wälder, bis er endlich an viele große Grabhügel kam, auf denen einfache Kreuze von Holz aufgerichtet waren. Viele Namen wären darauf geschrieben; der alte Mann bemühte sich, sie zu lesen. Da stand ja ganz deutlich: Paul —, das folgende Wort konnte er nicht lesen, denn es hing ein voller grüner Kranz über dem Kreuze, und als der Müller mit zitternder Hand die Blätter desselben zur Seite schieben wollte, da ward unten im Hause eine Thür geworfen und der Träumende erwachte. Sein Kopfkissen war feucht von Thränen.

An all' diese Traumbilder, die er für prophetische Vorbedeutungen hielt, dachte er jetzt, als er so allein durch die Felder dahin fuhr, die zum Theil schon ihren Aehrenschnud abgegeben hatten,

und ein altes Lied fiel ihm ein: Es ist ein Schnitter, und der heißt Tod! — Ja, dieser Schnitter hielt jetzt draußen auf den Schlachtfeldern seine große blutige Ernte und hatte vielleicht mit seiner Sense auch schon das blühende Leben des Sohnes durchschnitten, an dem das ganze Herz des Vaters hing.

Als der Knecht in die Stadt einfuhr und sich zu dem Meister umwendete mit der Frage, wo er einkehren solle, sah er ihn mit gefalteten Händen dastehen, den Kopf tief auf die Brust geneigt. Er hatte nach einer durchwachten Nacht endlich Ruhe und Schlaf gefunden. Das Rässeln der Räder auf dem Steinpflaster weckte ihn auf; er ließ den Wagen halten und stieg ab, indem er dem Knechte den ersten besten Gasthof bezeichnete, wo er ausspannen und ihn erwarten sollte; dann ging Wiprecht, so schnell es ihm sein kranker Fuß erlaubte, durch die geräuschlosen Straßen, in denen unter dem Einfluß des Krieges aller Verkehr zu stocken schien. In einer Straßenecke sah er die gedruckten Depeschen angeschlagen, die von den Siegen der braven Soldaten über einen gewaltigen, übermüthigen Feind berichteten. Da schlug auch des Müllers Herz höher und freudiger, und ohne daß er es wußte, sagte er halblaut vor sich hin: „Ja, da war mein lieber Junge auch dabei!“

An der entgegengesetzten Ecke der Straße bemerkte der Meister Müller einen kleinen Knaben, der sich auf die Fußspitzen stellen mußte, um zu einem Kästchen hinaufreichen zu können, das an der Mauer befestigt war. Wiprecht sah, daß über diesem Kästchen mit großen Buchstaben geschrieben stand:

„Gebt ein Scherflein für unsre verwundeten Soldaten!“

Der Kleine ließ einen Dreier in das Kästchen fallen, sprang dann schnellfüßig fort und rief der Obstfrau, die mit ihren Körben an der Straße saß, lachend zu: „Heut kaufe ich nichts; meinen Frühstücksdreier haben die tapfern Soldaten bekommen.“

Wiprecht ging über die Straße hinüber und stand vor dem Sammelkästchen still. Es hatte an der Vorderseite eine dicke Glas-

scheibe, und man konnte durch dieselbe viele Kupfermünzen, aber auch manch großes Silberstück sehen, das milde Herzen und Hände dort für die verwundeten Vaterlandsvertheidiger geopfert hatten.

Der reiche Müller griff auch in seine Tasche und suchte so lange, bis ihm ein Zweithalerstück zwischen die Finger kam. Während er so da stand, die Augen noch immer auf die Glascheibe gerichtet, bemerkte er ein silbernes Schaustück, das gerade so lag, daß man die halbverwischte Inschrift sehen konnte. Wiprecht brachte seine alten Augen ganz nahe an die Scheibe und las:

„Wohl den Eltern, die Freude erleben an ihren Kindern!“

Er legte die Hand an die Stirn und besann sich, wo er denn schon einmal ein solches Schaustück gesehen habe. Da flog ein Blitz freudigen Erstaunens über sein Gesicht, denn er hatte die seltene Denkmünze erkannt, mit der er als Knabe oft gespielt hatte. Es war unzweifelhaft dieselbe, denn an ihrem Rande befand sich ein unsorgfältig gebohrtes Loch, das er selbst mit seinem Taschenmesser zu Stande gebracht hatte, wobei er sich freilich auch den Daumen der linken Hand halb durchschnitten; man konnte die Narbe davon noch heut bemerken. Eine Muhme, eine gute alte Frau, hatte ihm die Schaumünze zum Spielen gegeben, als er eines Sonntags bei ihr war, und er hatte in kindischem Unverstande ein Loch hineingebohrt, während die Alte in ihrem Großstuhl ein kurzes Schläfchen machte. Er wollte, daß die Muhme, für die er eine große Zärtlichkeit hatte, das blanke Geldstück am Halse tragen sollte, wie er es bei andern Frauen gesehen hatte. Um es an eine Schnur hängen zu können, mußte es nach seiner kindischen Berechnung ein Loch haben, und während er sich bemühte, dasselbe herzustellen, freute er sich schon darauf, der Muhme sagen zu können: „Sieh doch, da hab' ich Dir etwas Hübsches zum Umhängen gemacht!“ Aber es war ganz anders gekommen! Das Messer glitt ab und fuhr dem kleinen Künstler in die Finger. Als er das rothe Blut über seine Hand fließen sah, schrie er laut auf und erschreckte die

gute Alte fast zum Tode. Er hatte nachher die Denkmünze nicht mehr zu sehen bekommen, aber auch die gute alte Frau nicht mehr oft besuchen können, da sie auf einer Reise verunglückte.

Nun stand alles das dem Müller so deutlich vor Augen, als ob er es erst gestern erlebt hätte. Und all' die Liebe und Güte kam ihm in's Gedächtniß, die ihm die gute alte Frau bewiesen hatte. Sie hatte ihm, der ein Kind armer Eltern war, nicht nur manch hübsches Spielzeug, sondern jedes Jahr einen guten warmen Winteranzug geschenkt; er durfte jeden Sonntag an ihrem Tische essen und dann in dem großen Garten herumspringen, von dessen Obst er noch obenein mit nach Hause bekam. Alle kleinen Freuden seiner Kinderjahre hatte er zumeist der alten Muhme zu verdanken, und als sie von der kleinen Reise zu ihrer verheiratheten Tochter nicht mehr in's Heimathdorf zurückkam, hatte er bitterlich um seine alte Freundin geweint. Später freilich war das Bild der Muhme in seiner Erinnerung mehr und mehr verschwunden, und jetzt konnte sich Wiprecht nicht einmal auf den Namen des Mannes besinnen, mit dem die einzige Tochter der guten alten Frau verheirathet gewesen war. Sie war nie wieder in's Dorf gekommen, wo das Haus der Mutter verkauft wurde, und Wiprecht hatte sich auch später nicht um sie gekümmert.

Jetzt erschien ihm das doch wie ein Unrecht; hatte doch die Muhme ihre Tochter so lieb gehabt, wie er selbst nun seinen Paul liebte. Vielleicht hätte er, der nun ein reicher Mann geworden war, dem einzigen Kinde seiner Wohlthäterin auch manche Güte thun und sich dadurch dankbar erweisen können.

Aber diese Gedanken gingen dem Müller nur flüchtig durch den Kopf; er hatte für nichts Anderes rechten Sinn, als für die Frage um seinen lieben Jungen. Unverweilt fragte er sich nun zum Landrath-Amte hin, wo die Liste ausgelegt sein sollte.

Er fand viele Leute in einem kleinen Vorzimmer der eigentlichen Amtsstube versammelt, und alle hatten dasselbe Anliegen,

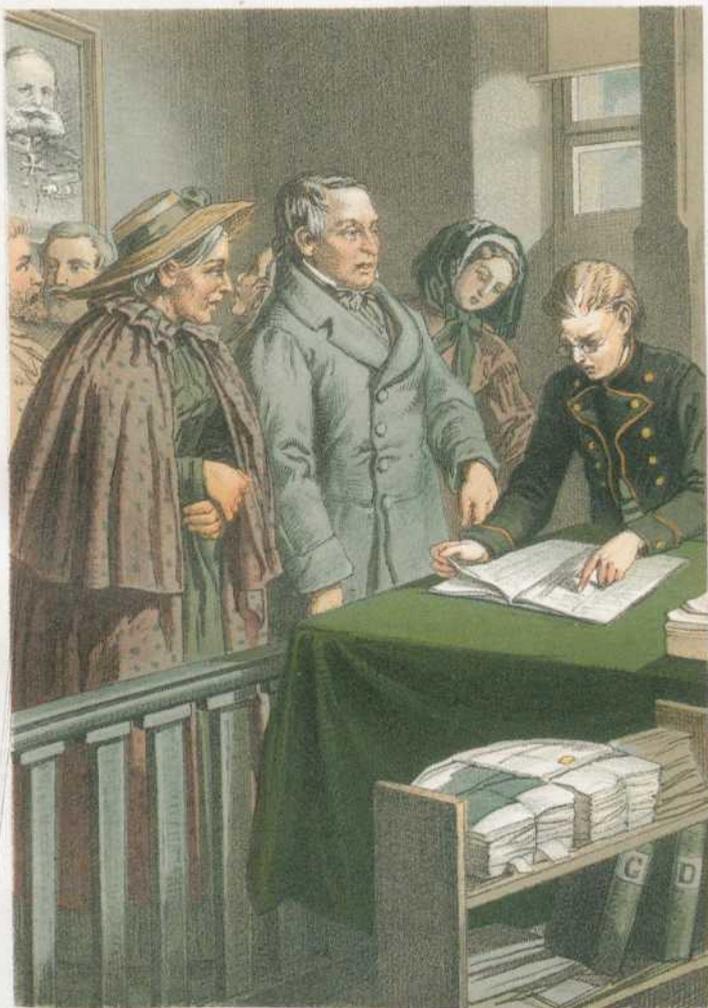
was auch ihn hierher geführt hatte. Ein junger Mensch, der vor wenig Tagen erst als Hilfschreiber in das Bureau gekommen war, hatte vollauf damit zu thun, die Namen aufzusuchen, die ihm zugerufen wurden; oft auch unterbrach ein Schrei des Schmerzes das halblaute Gemurmel, mit dem sich die Wartenden ihre Befürchtungen oder ihre Hoffnung unter einander mittheilten, wenn die Auskunft, die der kleine Schreiber ertheilte, eine traurige war.

Endlich kam auch Meister Wiprecht an die Reihe. Er trat näher an den Tisch heran, wo der Schreiber saß, und sagte mit angenommener Festigkeit: „Ich wüßte gern, ob der Name meines Sohnes nicht da in der Liste vorkommt. Er heißt Paul Wiprecht und ist Unteroffizier bei den Königs-Grenadiern Nr. 7.“

Der Schreiber ließ den Zeigefinger rasch an der gedruckten Liste heruntergleiten und schlug dann eine Seite um. Der Müller preßte die Lippen fest übereinander und wartete.

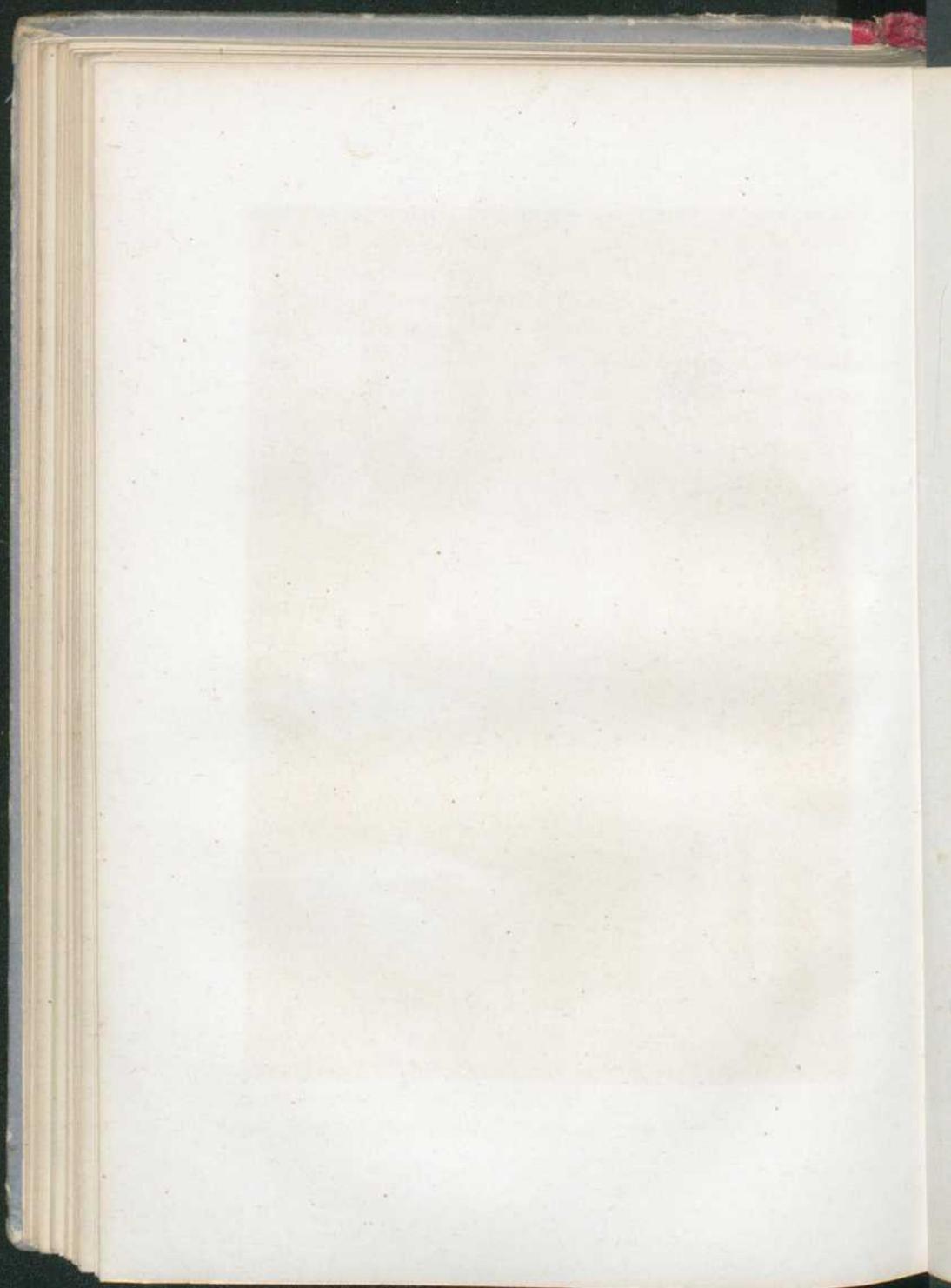
„Richtig, da steht's! Paul Wiprecht, Unteroffizier bei den Königs-Grenadiern, — Schuß durch die Brust — todt! — Nein, halt“, unterbrach der junge Mensch sich mit einem unwilligen Kopfschütteln — „das gehört ja zu dem Namen des Vordermannes auf der Liste — erschrecken Sie nicht, Herr Wiprecht, es war ja nur ein Irrthum, man wird ganz wirr im Kopfe von den vielen Namen. Paul Wiprecht, Unteroffizier“ — las er noch einmal bedächtiger, — leicht verwundet, im Lazareth der kleinen Stadt Sulz. Schuß in die rechte Hand!“

Der Müller mußte sich mit beiden Händen an dem großen Eichenholztisch, an dem er stand, festhalten, sonst würde er zusammengebrochen sein, als der Schreiber die falsche Todesnachricht las. Nun jubelte sein Herz und er hätte es laut ausrufen mögen, daß sein einziger Sohn noch lebe, daß er zwar verwundet, aber doch nur leicht verwundet sei und daß er ihn vielleicht bald wieder haben würde; aber er brachte kein einzig Wort über seine bebenden Lippen. Eine junge Frau, die in seiner Nähe stand, reichte



8a v. L. Verma.

Die Sammelbüchse.



ihm mitleidig ein Glas Wasser, das zufällig am Fenster stand; er drückte ihr nur die Hand dafür und ging mit stummem Kopfschneigen aus dem überfüllten Zimmer hinaus. Erst als er allein war, rannen ihm die Thränen unaufhaltsam aus den Augen, die er mit dem Ausdruck unaussprechlichen Dankgefühls zum Himmel empor richtete. Sein Kind war ihm wiedergeschenkt, — nun würde er im Alter nicht einsam sein und unbeweint sterben. „Gott Lob und Dank!“ sagte er leise vor sich hin, und immer wieder: „Gott Lob und Dank!“

Fast hätte er diese Worte auch dem Knechte zugerufen, der im Hofthor des Gasthauses stand und sich umschaute.

„Spann' die Pferde nur wieder an, wir fahren heim!“ sagte er sich besinnend; es litt ihn nicht länger in der Stadt, wo ja Niemand seinen Jungen kannte und sich mit ihm freute, daß er noch am Leben war. Er wollte heim und der alten Hanne erzählen, wovon sein Herz so übertoll war.

Ohne in die Gaststube hineingetreten zu sein, stieg er wieder in seinen Wagen, gab dem Hausknecht, der ihm dabei behilflich war, ein Achtgroschenstück als Trinkgeld und war froh, als er endlich wieder zwischen Rübensfeldern und Mais dahin fuhr, über denen hier und da eine Lerche so fröhlich sang, als ob in der Welt kein Krieg, kein Tod und keine blutenden Wunden wären. Der alte Mann konnte es kaum erwarten, sein Dorf zu erreichen, und selbst auf das Gesicht der alten Hanne freute er sich, obgleich das seit gestern Mittag wie eine Gewitterwolke ausgesehen hatte.

„Ja, es muß doch recht traurig sein, in der Welt allein zu stehen und Niemand zu haben, der sich um einen kümmert!“ sagte er zu sich selbst; „hab' sonst niemals daran gedacht, aber jetzt, wo ich schon fürchtete, mein Junge wäre todt, da graut mir völlig vor solch einem Leben. Freilich — wer ernten will, der muß aussäen, — so ist's auch wohl mit der Liebe, — und ich hab' so eigentlich

Niemand recht lieb gehabt, als meinen Paul. hm, das ist doch wohl nicht recht gewesen.“

Unwillkürlich mußte er wieder an seine Ruhme und deren Tochter denken, an die er so unerwartet durch die Denkmünze erinnert worden war. Diese Tochter lebte wohl noch, oder es war Jemand von ihren Angehörigen gewesen, der das durchbohrte Silberstück in den Sammelkasten gesteckt hatte. Es that dem Müller wohl, zu denken, daß diese Liebesgabe auch mit für seinen Sohn gegeben worden war, der sie freilich nicht brauchte, — und hätte er nur gewußt, wer den Verwundeten dies kleine Opfer gebracht, er würde dem Geber gern gedankt und noch lieber durch ein Gegengeschenk vergolten haben. Reich konnte wohl derjenige, der die Schaumünze in das Kästchen gesteckt hatte, nicht gewesen sein, denn diese hatte nur einen geringen Silberwerth; man mußte vielmehr annehmen, daß der oder die Unbekannte, aus deren Händen es kam, wohl kaum andere Geldmittel besessen haben mochte.

„Wenn ich mich nur wenigstens auf den Namen der Frau zu besinnen wüßte, die meiner guten alten Ruhme Tochter war,“ — dachte Wiprecht; „ich könnte da doch nachforschen, ob Angehörige von ihr in der Stadt leben und wie es ihnen geht. Wenn sie in Noth sein sollten, nun — der liebe Gott hat mir meinen Zungen erhalten — und ich bin ein bemittelter Mann, ich will nicht sagen ein reicher, aber satt könnte ich schon noch einen Menschen machen, wenn's sein müßte auch ein Paar.“

Aber der Name fiel ihm nicht ein, und jetzt hielt auch der Wagen schon vor der Thür seines Hauses. Der Müller sah sich sogleich nach der alten Wirthin um und war voll Begierde, ihr von Paul's Verwundung zu erzählen; aber Hanne war nirgends zu erblicken, obgleich man sie wie einen Sturmwind durch's Haus fegen und alle Thüren unsanft zuwerfen hörte. Sie war auch bitterböse auf ihren Herrn, daß er nun gerade heut, wo sie doch gar nicht darauf gerechnet hatte, just zur Mittagszeit heimkam; hatte sie doch alle

Hände voll zu thun gehabt mit dem Schweinschlachten, das in andern Häusern immer wie ein Fest war, und an dem in der Mühle diesmal Niemand die geringste Freude gehabt, als der Postbote, der sich die versprochene Wurst pünktlich eingefordert hatte.

„Nun kann der Meister mit einem Teller Nudelsuppe zufrieden sein,“ brummte sie vor sich hin; „ich will eine Wurst hineinlegen, und die Magd kann es ihm in die Stube tragen; bis er mich zu sehen bekommt, kann er lange warten.“

Nun hatte sich zwar Wiprecht wirklich darauf gefreut, mit der alten, treuen Seele von dem Paul zu reden; aber als er in seine Stube trat und einen Feldpostbrief auf dem Tische liegen sah, der den Poststempel Sulz trug, da fragte er nach nichts Anderem mehr, ließ Stock und Mütze aus den Händen fallen und griff hastig nach dem Briefe. Er sah wohl, daß es nicht die Schriftzüge seines Sohnes waren, das befremdete ihn aber nicht, denn er hatte ja aus der Verlustliste erfahren, daß Pauls rechte Hand verwundet war.

Vor Ungeduld zerriß der Müller den Umschlag des Briefes, und nun machte er es, wie manche Leser es bei einem Buche machen, — er sah zuerst nach dem Ende. Da stand denn:

„Es hofft bald in die Heimath zu kommen und Dich gesund wiederzufinden
Dein getreuer Sohn Paul.“

So, nun wußte der Müller, was ihm das Wichtigste war und das Liebste, und fing nun erst an den Brief seines Sohnes von vorn zu lesen:

„Herzliebster Vater!

Ja, das war ein heißer Tag, der bei Weißenburg! Du hast wohl schon längst davon gehört und große Sorge um mich gehabt; denn daß die Königs-Grenadiere dabei gewesen und rechtsschaffen den Sieg mit erfochten haben, wißt ihr in der Heimath gewiß auch. Schreiben konnte ich Dir aber nicht früher, kann's eigentlich auch heut noch nicht und diktire diesen Brief einem braven Kriegskame-

raden, der am Fuße verwundet neben mir liegt, einem Baiern. Ich habe einen Schuß in die rechte Hand bekommen und es sah zu Anfang nicht gerade schlimm mit der Wunde aus, aber es kam doch härter, als ich dachte, und daß ich Dir's nur lieber gleich rund herausfage, der Zeigefinger und Mittelfinger sind kaput. Aber sonst bin ich heil und gesund, lieber Vater, und Du mußt nicht gar zu sehr über meine Verwundung lamentiren. Das Schlimmste von der Sache ist, daß ich nie wieder meines Königs Rock tragen und ein Büdnadelgewehr loschießen kann, wenn unser geliebter Kriegsherr wieder einmal zu den Waffen rufen sollte; und Vater, die Rechnungsbücher, an denen Du manchmal Deine Freude hattest, die kann ich nun auch nicht weiterführen, denn mit dem Schreiben ist's vorbei!

Ich hatte Dir schon eher Nachricht geben lassen, eine der Pflegschwwestern, die wir hier im Lazareth haben, — sie ist eine Landsmännin von mir und aus Reiße, — die schrieb Dir schon am vierten Tage nach der Schlacht; aber gestern haben wir erfahren, daß der Feldpostwagen in einem Dorfe, das in Brand geschossen wurde, in Flammen aufgegangen ist. Darum lasse ich Dir gleich heut wieder schreiben. Herzvater, wenn Du einmal hier im Lazareth sein solltest, da würdest Du gewiß Gott danken, daß ich da so leicht weggekommen bin, wo die Kugeln um unsere Köpfe flogen, als ob Erbsen über uns gesäet würden. Ich werde Dir den ganzen Winter lang davon zu erzählen haben, was ich bis heut gesehen und erlebt. Meine Verwundung kam erst zu guter letzt, als die Schlacht schon für uns entschieden war. In einem Weingarten fegten wir eine Bande Turkos aus ihrem Hinterhalt, da bekam ich den Schuß von der Seite, und hätte ich nicht gerade das Gewehr am Rücken gehabt, um selbst loszudrücken, so wäre mir die Kugel durch's Gesicht gefahren. Noch war's mit dem Weiterdraufgehen für mich nicht vorbei; ich verlor die Besinnung keinen Augenblick, half den Weinberg erst noch von dem tückischen Gesindel säubern

und ging dann erst auf den Verbandplatz, wo der Doctor mich hierher nach Sulz in's Lazareth bringen ließ. Das Wundfieber setzte mir tüchtig zu, und der Schmerz in der Hand wurde immer ärger, zuletzt mußten mir die zerschmetterten Finger doch abgenommen werden.

Man verpflegt uns hier sehr gut. Maltheserritter besorgen das Lazareth und alle sind so theilnehmend und zu jeder Hilfe bereit; das thut wohl, wenn man krank in Feindes Land so weit fort von der lieben Heimath liegt. Gott vergelt' es den mitleidigen Menschen vielfach. Meine Hand fängt nun schon an etwas zu heilen; der Doctor meint, ich hätte gesunde Säfte, aber freilich, die Finger wachsen nicht wieder. Ich muß mich darein finden, da es nun einmal so Gottes Schickung ist. Wie viele Tausende sind schlimmer daran als ich; wie Viele sah ich gräßlich verstümmelt auf dem Schlachtfelde liegen, gegen welche die Todten glücklich zu nennen waren. Ach, Vater, solch ein Krieg ist etwas Schreckliches! Gott behüte das theure Vaterland in Zukunft vor solchem Elend!

In unserem Lazareth liegen Preußen und Baiern, und wie ich schon geschrieben habe, wir könnten von unsern nächsten Angehörigen kaum besser gepflegt werden. Als ich einmal zu einer der Krankenschwestern sagte: »wie soll ich Ihnen so viel Güte und Erbarmen vergelten?« da sah sie mich mit ihren sanften Augen freundlich an und sprach: »Wenn Sie wieder daheim sein werden, finden Sie oft genug Gelegenheit, einen Hungrigen zu speisen oder einen Traurigen zu trösten. Das ist der beste Dank.«

Ich will das nie vergessen, Herzvater! Der Doctor hat mir versprochen, daß ich mit dem nächsten Transport Leichtverwundeter in die Heimath geschickt werden soll. Hier sind die Lazarethe überfüllt, und wer nur das Fahren verträgt, wird weiter zurück gebracht. Du wirst schon vorher noch erfahren, wo Du Deinen Invaliden abholen kannst. Grüß' indeß die alte Hanne und alle Bekannten

im Dorfe. Es hofft bald in die Heimath zu kommen und Dich gesund wiederzufinden Dein getreuer Sohn Paul."

Wiprecht legte den Brief still aus der Hand und trocknete die feuchten Augen. „Das nennen sie nun in ihren Verlustlisten einen Leicht-Verwundeten!“ klagte er. „Mein armer, armer Junge! Aber freilich ist's immer noch besser, zwei Finger daran geben, als den ganzen Menschen, und Gott sei Dank, der Paul braucht sich ja nicht sein täglich Brod mit der verstümmelten Hand zu verdienen. Die Holländerin da oben und ein tüchtiger Mühlbursche arbeiten für ihn; nur um das Buchführen ist's schade, das sah Alles so sauber und ordentlich aus! Der Junge hatte das weggetriegt, als er sein Jahr abdiene, denn da hatte der Hauptmann ihn auf's Bureau genommen. Na, da müssen zur Noth meine Krähenfüße von Buchstaben herhalten, bis der Paul sich einmal eine Frau nimmt, die kann er dann auf die Sache einlernen. Es ist nur gut, daß ich meinen lieben Jungen nun bald wieder daheim habe und nicht mehr jeden Abend, wenn ich den Kopf auf mein weiches Kissen lege, denken muß, ob der Paul wohl ein Dach über sich hat oder unter Gottes freiem Himmel liegt, auf einer Handvoll nassem Stroh und den Mantel als einzige Decke; denn das ist ja ein ordentlicher Regensommer, dies Jahr!“

„Na, da der Junge sich so geduldig in sein Schicksal ergiebt, muß ich mich wohl auch drein finden und Gott im Himmel danken, daß der Paul nicht verstümmelt oder gar todt auf dem Schlachtfelde liegen geblieben ist. Hm! es ist doch auch gut, daß es so viel mitleidige Herzen giebt, die aus freiem Willen in die Lazareth gehen und die Verwundeten pflegen. Ja, vergelten kann man's ihnen nicht, das ist wahr, aber die barmherzige Samariterin in Sulz hat Recht, man kann hingehen und desgleichen thun. Freilich würde ich z. B. in einem Lazareth Keinem etwas nützen, aber ich kann Geld geben, das wird auch gebraucht und viel gebraucht; und wenn in unserm Dorfe die Frau eines Landwehrmannes durch den Krieg zur armen

Wittwe werden sollte, — Gott mag's verhüten! — so soll ihr Brodmehl da oben in meinem Holländer gemahlen werden, ohne daß sie das Korn dazu herbeibringt. Mein Sohn ist mir ja erhalten, und der hat mir, so lange er lebt, nur Freude gemacht.“

Wohl den Eltern, die Freude erleben an ihren Kindern! Der Spruch fiel dem Müller dabei wieder ein und zugleich das, was er in der Stadt gesehen hatte.

„Wüßte ich nur den Namen — den Namen! Mir ist, als ob es mir eher keine Ruhe lassen würde, bis ich ihn gefunden habe. Da wäre vielleicht Jemand, dem ich Gutes thun und das geopfertete Schaustück vergelten könnte. Mein Sohn gehört ja auch zu den Verwundeten, für die es hergegeben wurde, und wennschon er das fremde Almosen nicht braucht, so ist doch das Lazareth, darin er so gut verpflegt wird, sicherlich auch von solchen Liebesgaben eingerichtet worden. Kurz und gut, hier zeigt sich doch eine Möglichkeit, daß ich vergelten könnte, was mir in meiner Jugend Gutes geschah und was jetzt meinem Sohne zugedacht war. — Ich hätte doch in der Stadt nachfragen sollen; vielleicht hätte mir der Küster an der evangelischen Kirche einen Fingerzeig geben können, — die Muhme Börner ist ja in der Stadt gestorben und begraben; ihre Tochter war damals eine ganz jung verheirathete Frau, sie wird kaum 10 Jahr älter sein als ich und lebt hoffentlich noch. Ob ich nicht lieber gleich morgen noch einmal in die Stadt hinein fahre und nachfrage?“

Und Wiprecht fuhr wirklich am andern Morgen wieder in die Stadt, zum Staunen, ja zum stillen Ingrimm der alten Hanne, die steif und fest behauptete, daß es bei dem Meister im Kopfe nicht mehr ganz geheuer sei. Er hatte ihr zwar gesagt, was der Paul geschrieben, aber kein Wort davon, was er nun schon zum zweiten Male in der Stadt zu thun habe, und der Müller war doch sonst nicht von der heimlich thueden Art. Sie zerbrach sich den Kopf

und kam doch nicht hinter das, was ihr als ein besonderes Geheimniß erschien.

Raum war Meister Wiprecht an Ort und Stelle angekommen, so ging er an die Straßenecke, wo der Sammelkasten angebracht war; aber die Denkmünze war nicht mehr darin, da der Inhalt des Kästchens jeden Abend ausgeleert wurde. Heut lag erst wenig Kupfergeld und eine kleine Münze darin.

Der Müller steckte wieder wie am vorhergehenden Tage einen Doppelthaler in die Oeffnung und ward dabei von einem stattlichen Kaufmanne angeredet, der aus seiner Ladenthür herausgetreten war und ihm zugehört hatte.

„Sie thun da ein gutes Werk,“ sagte er freundlich grüßend zu Wiprecht, „und nicht Jeder kann oder mag so reichlich geben wie Sie; Gott aber hat einen fröhlichen Geber lieb. Und noth thut's, daß wir die Hände aufthun, denn es ist wieder eine neue siegreiche Schlacht geschlagen, bei der wir freilich wieder entseßlich viele Verwundete und Todte haben.“

„Gott Lob,“ dachte Wiprecht, „daß mein Sohn sicher im Lazareth liegt und nun doch nicht unter den Todten sein kann!“ Aber er hütete sich wohl, dem patriotisch gesinnten Manne, der ihn so höflich angeredet hatte, seine Gedanken zu verrathen. — „Ich sah gestern,“ sagte er zu dem Kaufmanne, „eine Denkmünze hier in diesem Sammelkästchen liegen, und es wäre mir lieb, wenn ich erfahren könnte, wer sie dahinein gesteckt.“

„Das wäre vielleicht zu erfahren,“ lächelte der Kaufmann. „Bei mir werden die Sammelbüchsen jeden Abend ausgeleert, und ich weiß daher auch, welches Silberstück Sie meinen, ja sogar, wer es aus mitleidigem Herzen gegeben hat. Wollen Sie einen Augenblick bei mir eintreten, so zeige ich Ihnen die Denkmünze, und Sie können prüfen, ob es die rechte ist.“

Meister Wiprecht ließ sich nicht zum zweiten Male dazu auffordern und hielt bald darauf das wohlbekanntes Schaustück wirklich

in der Hand. „Hier dieses dreieckige Loch habe ich als kleiner Junge selbst hineingebohrt,“ sagte er zu dem Kaufmann, „und hier an meinem Daumen ist noch die Spur davon zu sehen, wie das Kunststück ablief. Die Münze gehörte damals einer alten Ruhme von mir, Namens Börner.“

„Ganz recht,“ unterbrach ihn der Kaufmann, „und eine Enkeltochter der alten Frau ist's, die gestern das Schaustück in die Sammelbüchse warf. Ich stand zufällig just wie heut an meiner Ladenthür und bemerkte, wie das Mädchen Etwas aus einem Stück Papier herauswickelte. Als sie fortging, sah ich nach und fand das Silberstück; vorher hatte nur Kupfergeld darin gelegen.“

„Und Sie kennen das Mädchen, — wissen ihren Namen?“ fragte der Müller hastig.

Der Kaufmann schwieg einen Augenblick nachdenklich, dann sagte er: „Da möchte ich doch zuvor erst fragen, wer Sie sind, und weshalb Sie den Namen des Mädchens zu erfahren wünschen?“

„Ich heiße Wiprecht und bin Müller in Hainfeld,“ ward ihm geantwortet. „Die alte Ruhme hat viel Gutes an mir gethan, und wenn das Mädchen, ihre Enkeltochter, etwa arm wäre und einen hilfreichen Freund brauchte, so wäre ich vielleicht der Mann dazu, der gern etwas für sie thun würde. Das ist die Wahrheit, lieber Herr!“

„Nun, dann sollen Sie auch von mir die Wahrheit hören, Meister Müller! Das Mädchen hat vor etwa einem Monat ihre Mutter verloren, die sie durch ihrer Hände Arbeit erhalten mußte. Hedwig Sabbath heißt sie, und daß sie brav und unbescholten ist, werden Sie von einem Jeden hören, der das Mädchen kennt. Jetzt ist sie in einem Leinwandgeschäft bei Hübner und Sohn auf der Mönchsgasse.“

„Das heißt, sie näht wohl für das Geschäft?“ fragte der Müller.

„Nein, sie ist als Verkäuferin eingetreten, da plötzlich zwei Ladendiener zum Militär einberufen wurden; das verständige und

umsichtige Mädchen soll auch ihre Stelle ganz gut ausfüllen. Früher nähte sie für die Leinwandhandlung, aber das viele Sitzen hat ihrer Gesundheit geschadet, sie sieht überhaupt sehr blaß und schwächlich aus; ich glaube, sie hat in frühesten Jugend schon die Nächte hindurch arbeiten müssen, um sich und die contrakte Mutter zu erhalten.“

Der Müller fühlte diese Worte fast wie einen Vorwurf. Er schien keine Ruhe zu haben, bis er das Versäumte nachgeholt, und daher fragte er hastig, ob er Hedwig denn nicht sprechen könne.

„Warum sollten Sie nicht?“ antwortete Kaufmann Hilbert; „Sie brauchen ja nur in den Leinwandladen zu gehen und eine Kleinigkeit zu kaufen. Uebrigens geht das Mädchen jeden Tag um 11 Uhr meist hier vorbei in ihre Wohnung, da sie bis 1 Uhr frei hat und sich ihr Mittagbrod selbst besorgt.“

„Ich möchte sie doch lieber in ihrer eigenen Wohnung aufsuchen und könnte sie ja dort erwarten,“ meinte der Müller.

Hilbert sagte ihm nun, daß Hedwig Sabbath bei dem Glöckner Anders dicht an der Kirche wohne, und voll Dankbarkeit für die erhaltenen Nachrichten kaufte Wiprecht einen riesigen Hut Zucker und einen so reichen Kaffeevorrath, daß Hanne später auf den Gedanken kam, es sollten nun in dem bisher so stillen Müllerhause alle Tage Gäste geladen werden.

Wiprecht ging, um das bezeichnete Haus zu suchen, und da in der Kirche einer Baulichkeit wegen eben die Thür offen stand, trat er zuvor in das Gotteshaus, betete still ein Vaterunser und betrachtete das schöne Altarbild: Christus, der in Gethsemane von einem Engel gestärkt wird. Von dem verklärten Angesicht des göttlichen Erlösers glitt sein Blick hinüber zu einer Seitenwand der Kirche; da hingen große schwarze Gedenktafeln mit der Ueberschrift

„Aus diesem Kirchspiel starben für König und Vaterland im Jahre 1866:

Der Jäger Julius Bartsch bei Skalit,

der Füsillier Bernhard Köhr bei Trautenau,
 der Königs-Grenadier Eduard Höcker bei Königgrätz, u. s. w.

Der Namen der Gefallenen waren viele, und dem Müller gingen wieder die Augen über, als er daran dachte, daß es ja nur Gottes besondere Gnade sei, wenn seines Sohnes Name nicht auch auf die Gedenktafel komme, die daheim in seiner Dorfkirche hing. Sein Herz opferte Dank dem Allmächtigen, der ihm das einzige Kind erhalten hatte, und in weicher Stimmung trat er wieder aus dem Gotteshause.

Ein spielender Knabe zeigte ihm die Glöcknerwohnung, ein Häuschen, das zwar mitten unter Gräbern stand, aber gar freundlich aus grünem Nebenlaub herausah, und dessen Thür mit blühendem Gaisblatt überwachsen war. Eine alte Frau, Hedwigs Wirthin, wie er bald erfuhr, hieß ihn freundlich eintreten und schloß ihm endlich sogar das Stübchen ihrer Mietherin auf, als sie hörte, daß Hedwig's Großmutter eine Anverwandte des stattlichen Müllermeisters gewesen sei, der nun kam, um die Enkelin derselben aufzusuchen.

Wiprecht war damit sehr zufrieden, denn nun konnte er in aller Ruhe seine Beobachtungen machen. Er setzte sich an das offene Fenster, zu dem der würzige Geruch der Jericho-Rose hereinströmte. Die Sonne leuchtete in jeden Winkel des kleinen Raumes und zeigte dem Müller, der mit einem ungewöhnlichen Ordnungssinn begabt war, wie sauber und nett es darin aussah. Freilich fand er auch überall die größte Beschränkung auf das Allernothwendigste. Das Paradestück der wenigen Geräthe war eine altmodische Kommode mit Messingschloßern und Handhaben, deren Schübe sich weit vor wölbten, und die nur von solch schwerfälligen runden Füßen getragen werden konnte, wie ihr der Drechsler angepaßt hatte. Eine Decke, von kleinen Zeugstückchen zusammengesetzt, lag zum Schutz über dem großmütterlichen Erbstück. Der Müller kannte das alte Möbel noch von seiner Jugend her, wo er so gern mit den

glänzenden Handhaben gespielt hatte, und er konnte sich nicht enthalten, mit der Hand darüber hin zu streichen, wie über das Gesicht eines alten Freundes. Es gefiel ihm von dem Mädchen, daß es die schwerfällige Truhe so in Ehren hielt und sie nicht gegen ein neumodisches Geräth eingetauscht hatte, was wohl hätte geschehen können, da solch alterthümliche Arbeiten gern von Kunsthändlern gekauft und gut bezahlt werden.

Zwei Stühle mit strohgeflochtenem Sitz und Rücklehne, ein Tisch, dessen grauer Anstrich fast gänzlich abgenutzt war, eine kleine Bank am Ofen und ein Bettgestell mit einer verwaschenen Decke darüber, das machte die ganze Ausstattung der kleinen Stube aus, und doch sah diese wohnlich und nett aus. Da war nirgends ein unnützer Firlefanz zu erblicken, an dem es wohl manchmal in den ärmlichsten Wohnungen nicht ganz fehlt, keine schlechten Photographie-Bildchen in Papierrahmen, keine gemachten Blumen u. dergl.; nur ein kaum handhoher Spiegel hing am Fenster und ein Schattenriß an der Wand über Hedwigs Bett; wahrscheinlich stellte dies anspruchslose Kunstwerk einer vergangenen Zeit die Mutter des Mädchens vor.

Auf der Kommode lag ein sehr gebrauchtes Kirchengesangbuch und darunter ein altes Schreibheft aus Hedwigs Schulzeit; es waren noch etliche leere Blätter darin, darauf hatte das Mädchen allerlei Gedenktage geschrieben: der Großmutter und der Mutter Todestag und das Datum, wo sie bei Hübner und Sohn in's Geschäft gekommen war und dergl.

Der Müller blätterte darin und freute sich über die schönen und festen Schriftzüge. Das hätte ja sein Paul, den er immer für den besten Schreiber auf der Welt hielt, kaum besser machen können; und nun erinnerte sich Wiprecht auch auf ein Wort seiner Mutter, die ihm bei seiner Verheirathung gesagt hatte: „Ein Mädchen, das nicht gern Alles aufbewahrt, was einmal gegolten hat, das hat kein rechtes Herz!“

Wiprecht saß eine gute Weile allein in dem Stübchen, denn

die Wirthin stand schon längst wieder draußen im Hausflur an ihrem Waschkraff; aber zur Vorsicht hatte sie die Thür, die in Hedwigs Stube führte, offenstehen lassen, damit der fremde Mann sich nicht etwa an dem Eigenthum ihres Schütlings vergreife. Er sah zwar stattlich und wohlhabend aus, aber wer kann den Leuten in's Herz sehen, dachte sie, und warf oftmals einen verstohlenen Blick auf den Müller, der mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt dafsah und an den einfachen vier Wänden seiner jungen Verwandten mehr Gefallen zu finden schien, als an der lustigen Kinderschaar, die aus der Schule kommend über den Kirchhof strömte und just am Glöcknerhäuschen vorüberkam, oder an den Schwalben, die über dem Fensterbrettchen ihr Nest gebaut hatten und fröhlich zwitschernd aus- und einflogen.

Endlich kam Hedwig nach Hause. Die Wirthin war ihr bis vor die Thür entgegen gegangen und hatte ihr in aller Eile den fremden Besuch angekündigt. Sie schien zwar erstaunt, denn sie hatte den Namen dieses Anverwandten niemals von der Mutter gehört, aber sie trat doch unbefangen in ihr Stübchen, grüßte den Müller freundlich und gab ihm treuherzig die Hand.

Ja, das war doch einmal eine Stadt-Mamsell, wie der Meister sich's gefallen ließ, der, wie wir wissen, von den Stadtleuten und dem Stadtwesen keine allzu günstige Meinung hatte; zu der faßte er auf der Stelle das beste Zutrauen und sagte ihr gleich ehrlich heraus, daß er sich's nicht verzeihen könne, nicht eher einmal nach ihrer Mutter gefragt zu haben; nun sei das freilich zu spät, aber er wolle Hedwig bitten, sie solle ihn nur getrost als einen recht-schaffenen Anverwandten und Freund ansehen, der's gut mit ihr meine.

Das hübsche, aber blasse Gesicht des Mädchens, der das hohe schwarze Trauerkleid gut stand, röthete sich vor freudiger Ueber-raschung. Sollte es denn schon so bald Wahrheit werden, was die sterbende Mutter ihr zum Trost gesagt hatte: Gott werde ihr schon

Freunde schicken in der Welt, wo sie verwaist und arm zurückbleiben müsse — und war der Mann, der so offen und ehrlich zu ihr redete, solch ein Freund?

Hedwig mußte wohl im Laufe der Unterredung, die sie mit Wiprecht hatte, diese Ueberzeugung gewonnen haben, denn sie stand jetzt rasch auf, trocknete ihre weinenden Augen und sagte bittend: „Da ich Sie nun doch als meinen lieben Vetter ansehen soll, dürfen Sie es mir auch nicht abschlagen, mein Gast zu sein. Ein Gericht »Gerngesehen«, sagte die Mutter, schmeckt auch einem verwöhnten Gaste einmal, und ich habe glücklicher Weise heut meinen Fleischtag. Jetzt brauche ich nur meine Spirituslampe zurecht zu machen, das gehackte Fleisch habe ich mir schon vom Schlächter mitgebracht, und ein Töpfchen Kartoffeln steht jeden Mittag bei meinen guten Wirthsleuten für mich am Feuer. So brauche ich nicht erst aus der Stube fortzugehen, und wir können mit einander weiter plaudern, indeß die Carbonaden fertig braten.“

Wiprecht wollte und konnte das nicht abschlagen, und es gefiel ihm überdem so gut in diesem ärmlichen Haushalt, daß er gern damit zufrieden war, länger bleiben zu dürfen. Mit Behagen sah er dem Mädchen zu, wie sie aus einem kleinen Wandschrank die Spirituslampe und ein Blechgefäß hervorholte, eine saubere Küchenschürze vorband und Alles so geschwind und so appetitlich machte, daß ihm der Gedanke gar nicht mehr aus dem Kopfe wollte: Ja, wenn die mit mir hinaus in die Mühle ginge, das könnte mir gefallen. Man freut sich ja schon, wenn man ihr liebes, gutes Gesicht ansieht; und wie sie auf Ordnung hält! Von der könnte die alte Hanne lernen!

Es entging dem aufmerksamen Beobachter auch nicht, daß Hedwig so ruhig und gut mit ihm sprach, während sie mit den Händen beschäftigt war, und nicht in ihrer Arbeit still hielt, wenn sie das Wort an ihn richtete. Seiner Mutter Rede war ja immer gewesen: „Arbeitsamkeit ist bei einer Frau Alles; ein Mädchen darf nie mit

leeren Händen aus der Stube hinausgehen, es wird immer etwas da sein, was fortgebracht werden muß. Ueber drei Zäune muß sie springen, um ein Federchen aufzulesen, und doch soll sie beim Schafsen ruhig und stetig bleiben, nicht thun, als ob sie ein Stück von der Welt abreißen wolle. Auch in Red' und Antwort darf sie weder zu blöb, noch zu keck sein!"

Alles das paßte auf Hedwig; der Müller hatte seine Freude daran, ihr zuzusehen, wie sie das bescheidene Mittagsmahl zubereitete, dann den Tisch deckte und die beiden Stühle zurecht stellte.

Aber sie sah doch gar so blaß und schwächlich aus, die arme Kleine; ob ihr nicht das Leben auf dem Lande gut thun sollte? Lauwarme Milch, gleich im Kuhstall getrunken, sollte ja so heilsam sein; — nun, daheim standen ja acht schöne Kühe im Stall, da hätte Hedwig trinken können, so viel sie wollte, und die Luft draußen auf dem Lande wäre auch gewiß gesünder für sie, als die in der Stadt, besonders in dem großen dunklen Gewölbe, wohinein nie ein Sonnenstrahl schien und wo den lieben langen Tag die Gasflammen brannten.

Das junge Mädchen ahnete nichts von den Gedanken ihres Gastes. Sie trat jetzt an den kleinen Tisch und betete: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheeret hast!"

Ihre Stimme bebte ein wenig, denn zum ersten Male wieder seit der Mutter Tode sprach sie ihr Tischgebet laut, zum ersten Male wieder saß sie nicht allein bei dem einfachen Mittagmahle. Dem Gaste schmeckte es prächtig; und obgleich er nicht alle Tage mit solch bescheidener Portion zufrieden gewesen sein würde, kam es ihm doch vor, als ob er es daheim niemals so gut gehabt hätte; selbst die Kartoffeln waren besser gekocht, als die Hanne es verstand.

Jetzt wurde draußen an die Thür geklopft, und Hedwig ging um nachzusehen und kam bald darauf mit einem kleinen Teller schöner schwarzer Kirschen zurück, den sie ganz erfreut auf den Tisch setzte.

„Es ist heut ein rechter Festtag für mich,“ sagte sie mit ihrem sanften Lächeln; „da bringt mir eben die alte arme Obstfrau, der ich immer ihre Briefe an den Sohn schreibe, diese prächtigen Kirschen zum Geschenk. Der Sohn ist bei den Königs-Grenadieren und steht draußen in Feindes Land.“

„Ich hab' auch einen Sohn im Kriege,“ sagte Wiprecht stolz, setzte aber dann mit sinkender Stimme hinzu, „freilich muß ich jetzt sagen: im Lazareth.“

Hedwig fragte nun so theilnehmend nach dem Verwundeten, daß dem Vater das Herz weit aufging und er nicht genug erzählen konnte von seinem braven Jungen. Zuletzt sagte er halb scherzend, halb ernsthaft: „Du thust wohl auch gern etwas für die verwundeten Soldaten?“ — Hedwig hatte den neuen Vetter gebeten, sie Du zu nennen.

Sie sah ihn verwundert an und fragte zurück: „Und wer thäte denn das nicht? Wäre ich nur ein wenig kräftiger, oder hätte mich der Herr Kreis-Physikus nicht für schwächer gehalten, als ich eigentlich bin, so wäre ich für's Leben gern in's Lazareth gegangen und hätte die Verwundeten pflegen helfen. Nun kann ich leider nichts weiter thun, als Abends, wenn ich aus dem Geschäft komme, ein wenig Charpie zupfen.“

„Nun, Du kannst ja auch etwas von Deinem Erwerb in die Sammelbüchse stecken, oder wenn der zu knapp ist, hast Du vielleicht noch ein Erbstück, das Du opfern kannst; etwa eine silberne Denkmünze.“

„O,“ rief sie überrascht, fast traurig, „wer hat das ausgespürt? Es ist mir gar nicht recht, daß Sie das schon erfahren haben, Herr Vetter. Es war so wenig und — ich hatte doch nicht mehr.“

Er schien gar nicht darauf zu hören, was sie sagte, ergriff plötzlich ihre Hand und fragte: „Würdest Du wohl gern einen verwundeten Soldaten pflegen, wenn's auch nicht gerade im Lazareth wäre?“

Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an. „Mit tausend Freuden!“ rief sie aus; „aber wie sollte das möglich sein?“

„Nun, wenn Du wirklich Lust dazu hättest, liebes Kind, und einem alten Manne die Freude machen wolltest, daß er alle Tage Dein gutes, freundliches Gesicht sehen könnte, — wenn Du sein Haus so hübsch in Ordnung halten wolltest wie hier Dein schmuckes Stübchen, so komm' mit mir, und Du sollst geehrt und gehalten werden wie mein eigen Kind. Aber wir zwei Männer, ich und mein Sohn Paul, der nun aus Frankreich heimkommt und dessen verstümmelte Hand Du pflegen sollst, — sind nicht allein im Mühlhause; es ist da auch noch eine gute, alte Seele, die Hanne; sie hat mir gut oder übel so lange die Wirthschaft geführt und soll in der Mühle leben und sterben. Das hab' ich ihr beim Tode meiner seligen Frau versprochen, der sie eine treue Pflegerin in der Krankheit war. Nun, die Hanne also, mit der mußt Du Geduld haben, sie ist nicht immer freundlich und hat allerlei Eigenheiten. Wäre Dir das recht, Kleine?“

„Wenn Sie wirklich Arbeit für mich haben, Better Wiprecht, so komm' ich von Herzen gern, und mit der alten Hanne werd' ich über kurz oder lang schon gut Freund werden. Ich habe viel um alte Leute gelebt und Geduld gelernt.“

„Na, an Arbeit wird's nicht fehlen, meine Tochter!“ rief der Müller, sichtlich erfreut von Hedwigs Bereitwilligkeit, seine Wünsche zu erfüllen. „Ja, ich will Dir's nur gleich gestehen, daß Du mir auch noch das große Rechnungsbuch führen und alle Briefe für's Geschäft schreiben müßtest. Ich will doch nicht gern fremde Leute in meine Sache gucken lassen, und der Paul, der das alles sonst besorgte, kann ja die Feder nicht mehr führen, der arme Junge! Also, wenn's Dein Ernst ist, Mädchen“ —

Sie reichte ihm beide Hände dar und die Thränen stürzten aus ihren Augen. „Ich komm' in Gottes Namen!“ sagte sie bewegt.

„Da will ich nur geschwind gehen und meinen Wagen holen,

denn ich nehme Dich auf der Stelle mit, und Du sollst's Dein Lebtag nicht bereuen. Und frische, rothe Backen wirst Du draußen auf dem Lande bekommen, darauf möcht' ich wetten. — Pack' indes nur das Allernöthigste zusammen, den übrigen Kram kann mein Knecht morgen mit dem Fuhrwagen abholen.“

Damit wollte er zur Thür hinaus; aber Hedwig hielt ihn am Arm zurück. „Nein, so schnell geht das freilich nicht,“ erklärte sie kopfschüttelnd; „die Weißwaarenhandlung Hübner und Sohn hat mir seit vier Jahren Arbeit gegeben und mir in der langen Krankheit der Mutter viel Güte erwiesen. Ich kann nicht ohne Weiteres aus dem Geschäft fortgehen und muß warten, bis meine Stelle besetzt ist.“

Wiprecht zog die Stirn in Falten und sagte barsch: „Du machst Ausreden, Mädchen, nun ich Dich beim Wort halte. Aber Du gehst gleich heut mit mir, oder ich muß meinen Plan mit Dir ganz aufgeben.“

Hedwig sah sehr niedergeschlagen aus, sagte aber mit Thränen kämpfend: „Nein, Vetter, ich kann nicht undankbar sein gegen die Menschen, die mir Gutes erwiesen haben. Es hat mir wohl nicht so gut werden sollen, wie Sie es mir eben vorgestellt haben. Gott hat mir noch keine neue Heimath beschieden. Ich danke Ihnen herzlich, Vetter Wiprecht, daß Sie es so gut mit mir im Sinne gehabt; aber auf der Stelle fort kann ich nicht, ja ich darf nicht einmal länger bei Ihnen hier verweilen, denn meine freie Zeit ist um; die Thurmuhr hebt schon aus um Eins zu schlagen, der Weg ist weit und ich muß pünktlich sein, denn in solchen Dingen versteht der Kaufmann Hübner keinen Spaß.“ Sie gab dem Müller noch einmal die Hand und trocknete sich dann verstohlen die Thränen.

Da zog er das Mädchen an sich und küßte sie auf die Stirn. „Gott segne Dich, Kind,“ sagte er gerührt, „Du denkst rechtschaffen und ich schätze das an Dir. Folge Deinem dankbaren Herzen, aber sobald sich Jemand für Deine Stelle findet, dann schreibe mir eine

Zeile, und ich komm' auf der Stelle mir meine brave Pfliegerochter zu holen!"

Wiprecht hatte längst schon das kleine Häuschen des Glöckners verlassen, da stand Hedwig noch immer mit gefalteten Händen vor dem kleinen Bildchen ihrer Mutter und flüsterte: „Das ist Dein Segen, Mütterchen!"

Als der Müller heimkam, fand er die alte Hanne viel freundlicher und zugänglicher, als in den beiden letzten Tagen; es schien, als habe sie nun ihren Groll gegen den Meister überwunden, und obchon es eine späte Nachmittagstunde war, stand doch noch der Tisch für den Heimkehrenden gedeckt, ein Krug Bier darauf, und jetzt trug die Alte sogar einen duftenden Schweinsbraten herein.

Wiprechte nickte ihr freundlich zu, sagte aber abwehrend: „Ich bin satt, Hanne, hab' mir's in der Stadt zu gut schmecken lassen."

Sie warf verdrießlich den Kopf zurück. „So, nun das wird auch gut theuer gewesen sein!"

„Gar nicht, gute Alte, ganz und gar nicht. Und hör' einmal, Du sollst Dich in Zukunft nicht mehr mit der Küche quälen, — ich weiß schon, daß es nicht grade Deine Hauptkunst ist, hast ja andre gute Eigenschaften, und an Arbeit fehlt's nicht in einer Wirthschaft, wie meine ist. Also für die Küche wird Jemand Anderes sorgen; Du bleibst, wie sich von selbst versteht, in meinem Hause, besorgst den Stall und den Milchkeller, und das Feinere — Du weißt schon, was ich damit meine, — das — ja, das wird — meine Pfliegerochter besorgen."

Der alten Person fiel das Messer aus der Hand, das sie mitgebracht hatte, um ihr Meisterstück, den Schweinsbraten, anzuschneiden. — „Pfliegerochter!" sagte sie wie im Traume. „Eine Pfliegerochter?"

„Ja, Hanne, ergieb Dich darein, denn das ist eine abgemachte Sache. Und Hedwig heißt sie; sie ist ein braves, schönes Mädchen, die Dir mit der Zeit schon gefallen wird, wenn auch nicht

gleich, denn ich kenne Dich schon, Alte; Dein Zutrauen ist ein Baum, der nicht gleich auf den ersten Hieb fällt.“

„Und eine Stadtmamsell!“ sagte die Alte, indem sie die Arme in die Seite stemmte und den Müller bedauerlich ansah. „Na, das wird eine saubere Wirthschaft werden!“

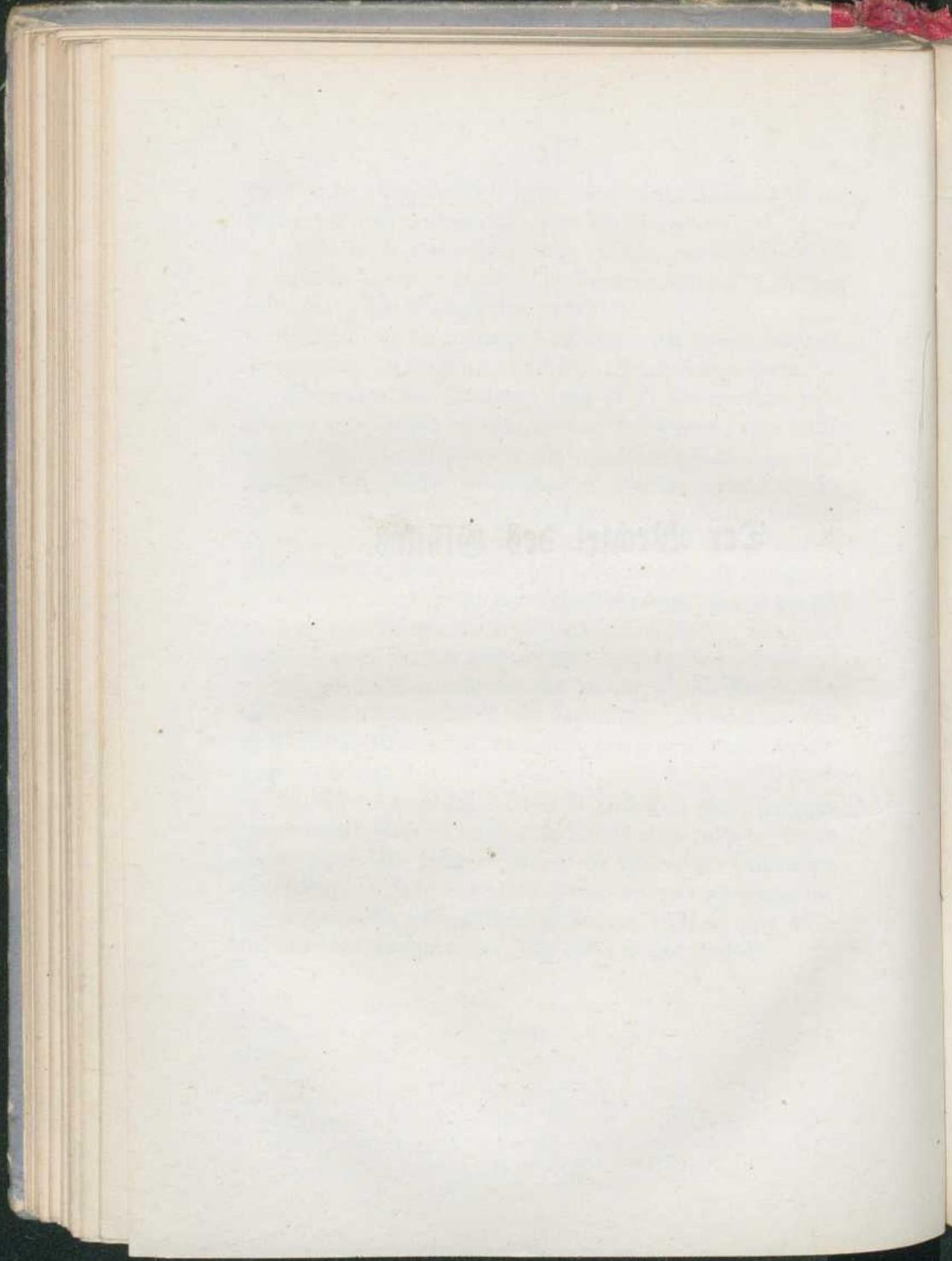
Wiprecht rieb sich vergnügt die Hände. „Ja, Hanne, das hoff ich auch, und Du selbst wirst noch Deine Freude daran haben.“

Sie machte eine Bewegung, als ob sie die unwillkommene Pflögetochter von sich ab und aus der Welt hinaus stoßen wolle. Dann ging sie zur Thür, an der sie in gewohnter Weise ihren Zorn auslassen und dieselbe mit einem Ruck zuwerfen wollte, daß die Fensterscheiben klirren. Aber plötzlich blieb sie stehen; es schien ihr ein ganz neuer Gedanke aufzudämmern. — „Sagen Sie's doch gleich ordentlich, Meister, was hier vorgehen soll; die alte Hanne ist nicht gar so dumm, sie merkt die Sache doch. Gewiß hat sich der Paul eine Braut ausgesucht hinter unserm Rücken, und wenn er heimkommt, soll hier Hochzeit sein. Hab' ich Recht, Meister?“

Sie sah jetzt ganz vergnügt aus, die alte, ehrliche Hanne; aber noch einmal flog eine Wolke über ihr Gesicht. „Er wird uns doch keine Ausländische bringen, deren Rede man nicht einmal versteht?“ fragte sie besorgt.

Der Müller hatte sich bei dem Gedanken an eine Schwieger-tochter rasch nach der Alten umgedreht, als ob er selbst erschrocken wäre. Aber bald zuckte etwas wie ein schelmisches Lächeln um seinen Mund, er sah nachdenklich vor sich hin, und als Hanne immer noch dastand und auf Antwort wartete, sagte er: „Ja, Alte, das ist meines Jungen und — des lieben Gottes Sache!“

Der Wechsel des Glückes.



1.

Verlasset Euch nicht auf Menschen.

„Wissen Sie schon, daß Herr May in dieser Nacht plötzlich gestorben ist?“

„Doch nicht Ewald May?“

„Derselbe! Und in diesem Augenblick läßt das Gericht Alles versiegeln, Haus und Waarenlager; es sollen enorme Schulden da sein.“

„Ja, wo wären nicht Schulden, wenn ein Fabrikherr so un- plötzlich stirbt! Von Ewald May hätte ich das freilich nicht gedacht; es sah Alles solide bei ihm aus: Garten, Haus, Equipage, Dienerschaft und der Mann selbst. Das ist eine recht schlimme Neuigkeit, die Sie mir da mittheilen, Herr Assessor Klein; eine recht fatale Geschichte das!“

„Sie sind doch nicht bei dem Bankerott betheiligte, der sich ohne Zweifel ergeben wird, Herr Commerzienrath?“

„Nein, das nicht, glücklicherweise!“

„Mir thut die arme Dora leid; was soll sie jetzt anfangen? Sie ist als das Kind eines reichen Mannes erzogen; was läßt man denn solch einzigem Töchterchen Nützliches lernen? Ein bißchen Klavierspielen, ein bißchen Englisch und Französisch, nichts für's Haus, nichts für die Küche. Solch ein verwöhntes Dämchen muß dann in eine harte Schule, wenn sie mit leerer Hand in die weite Welt hinausgestoßen wird.“

„Schade um den May,“ sagte Commerzienrath Diamant, „er

muß in letzter Zeit doch sehr unvorsichtig speculirt haben! Wir spielten im Zwinger manchmal eine Partie L'Hombre zusammen, und ich besuchte auch regelmäßig die zwei großen Gesellschaften, die er im Winter gab. Man trank einen vortrefflichen Johannisberger bei ihm, ächten, wie sich's versteht, denn es war eben Alles solide bei Ewald May. Schade, schade!"

„Ich habe geglaubt, daß Sie ein näherer Freund des Verstorbenen wären, Herr Commerzienrath!"

„Nein, Herr Assessor! Nur ein guter Bekannter oder doch nur ein oberflächlicher Freund, wissen Sie! Mein Gott, man ist doch nicht eines Jeden Freund, bei dem man ein Glas Wein trinkt, oder mit dem man eine Partie L'Hombre spielt! Aber die schlechte Neuigkeit, die Sie mir da eben gebracht haben, die alterirt mich doch. Ich trinke eben meinen Karlsbader Brunnen und bin auf der weiteren Promenade nach dem letzten Glase. Also kein Wort weiter von der Sache! Guten Morgen, Herr Assessor!"

„Guten Morgen, Herr Commerzienrath! Den besten Erfolg zu Ihrer Brunnenkur!"

Verdrießlich entfernte sich Herr Diamant. „Nun wird alle Welt mich darauf anreden und fragen, ob ich die saubere Geschichte schon weiß," dachte er mit finsterem Stirnrunzeln. „Ich möchte wetten, es wird mir noch zugemuthet, daß ich mich der Tochter des Verstorbenen annehmen soll. Es kann unter Umständen doch recht unbequem werden, wenn man als ein reicher Mann bekannt ist. Jeder, der etwas braucht, hängt sich an uns, wie die Klette an's Kleid. — Und meine Frau ist so schrecklich empfindsam; wenn ihr die Geschichte so recht kläglich vorgestellt wird, so ist sie im Stande, von mir zu verlangen, daß ich das Fräulein Victoria, oder wie sie heißt, in unser Haus nehmen soll. Gott bewahre! — Ich habe ja drei eigene Töchter, die mir den Kopf schwer und den Geldbeutel leicht machen. Die Eine will jedes Jahr in ein Bad zu ihrer Zerstreuung und jedes Jahr in ein anderes; das weitentfernteste ist

ihr natürlich das liebste, und — weiß Gott — es tauchen auch alle Jahre wieder neue Wunderquellen auf. Nächstens wird wohl einmal eine solche in der Nähe des Mondes entdeckt werden, und da muß ich Rath schaffen, daß meine Cornelia dort eine achtwöchentliche Kur brauchen kann. — Mein zweites Fräulein Tochter hat sich auf die Kunst geworfen; sie zeichnet wilde Gesichter mit langen Bärten oder pausbäckige Kirchenengel mit schiefen Nasen, wobei der Lehrmeister obenein das Beste thun muß. Aber die liebe Raphaele hält sich nun einmal für ein Malergenie und ich muß ihr zu Liebe theure Landschaftsbilder mit ganz unmöglichen Sonnenunter- und Mondaufgängen kaufen, die im Speisezimmer aufgehängt werden und mir jeden Bissen verderben, wenn ich sie bei Tische nur ansehe. Silla, meine Älteste, die eigentlich mein Verzug ist, macht mir dadurch das Leben sauer, daß sie gar so fürchterlich geschickt ist und Alles liest, was seit Menschengedenken geschrieben und gedruckt worden ist — ach, und das ist viel! — Da möcht' ich ihr zu Liebe alle Tage einen langweiligen Professor nach dem andern zu Tische laden, daß sie mit ihm über Erd- und Himmelskunde, über antediluvianische Thiergerippe, pompejanische Ausgrabungen und solch unnützes Zeug mehr schwätzen könne; dazu trinkt solch ein Stockgelehrter meine besten, theuersten Weine so gedankenlos hinunter, als ob's nur Grünberger Sauerling wäre. Daran hätt' ich also gerade genug; käme gar noch Fräulein May dazu, wer weiß, was die für Schrullen im Köpfchen hätte. Eins wäre mir auf alle Fälle an ihr fatal: die verweinten Augen und die Trauerkleider; das kann ich nun einmal nicht leiden. — Nein, nein! wenn das Mädchen etwas gelernt hat, nun so mag sie Gouvernante werden; das ist nun einmal das beliebte Versorgungs-Metier für unbemittelte Mädchen — und hat sie nichts gelernt — schlimm für sie! — Jedenfalls wollen wir doch erst abwarten, was Andere für sie thun werden, die ihrem Vater eben so nahe gestanden haben, als ich.“

Und Commerzienrath Diamant, der so hart war wie sein seltsamer Name, beschloß sich die Sache aus dem Sinn zu schlagen, um nicht durch verdrießliche Gedanken die Wirkung des Brunnens zu stören.

Aber es sollte ihm nicht lange vergönnt sein, den gefürchteten unangenehmen Eindruck fern von sich zu halten, denn kaum hatte er nach dem verspäteten Frühstück sich in sein Arbeitszimmer begeben, da wurde ihm Fräulein May gemeldet, die ihn dringend zu sprechen wünsche. Er stieß die Stahlfeder, die er eben erst in's Dintenfaß getaucht hatte, so heftig gegen die Platte seines Schreibtisches, daß sie in zwei Stücke zerbrach. Als er sich ärgerlich auf seinem Drehstuhl umwendete, stand Dora blaß aber thränenlos vor ihm.

Das arme, verwaiste Mädchen kam zu dem Commerzienrathe, weil ihr sterbender Vater sie eben an diesen gewiesen hatte; sie bat mit wenigen, aber ergreifenden Worten um seinen Rath, seinen Beistand. Sie sah auf das ergrauende Haar Diamants und dachte: der wird dein Vertrauen nicht täuschen!

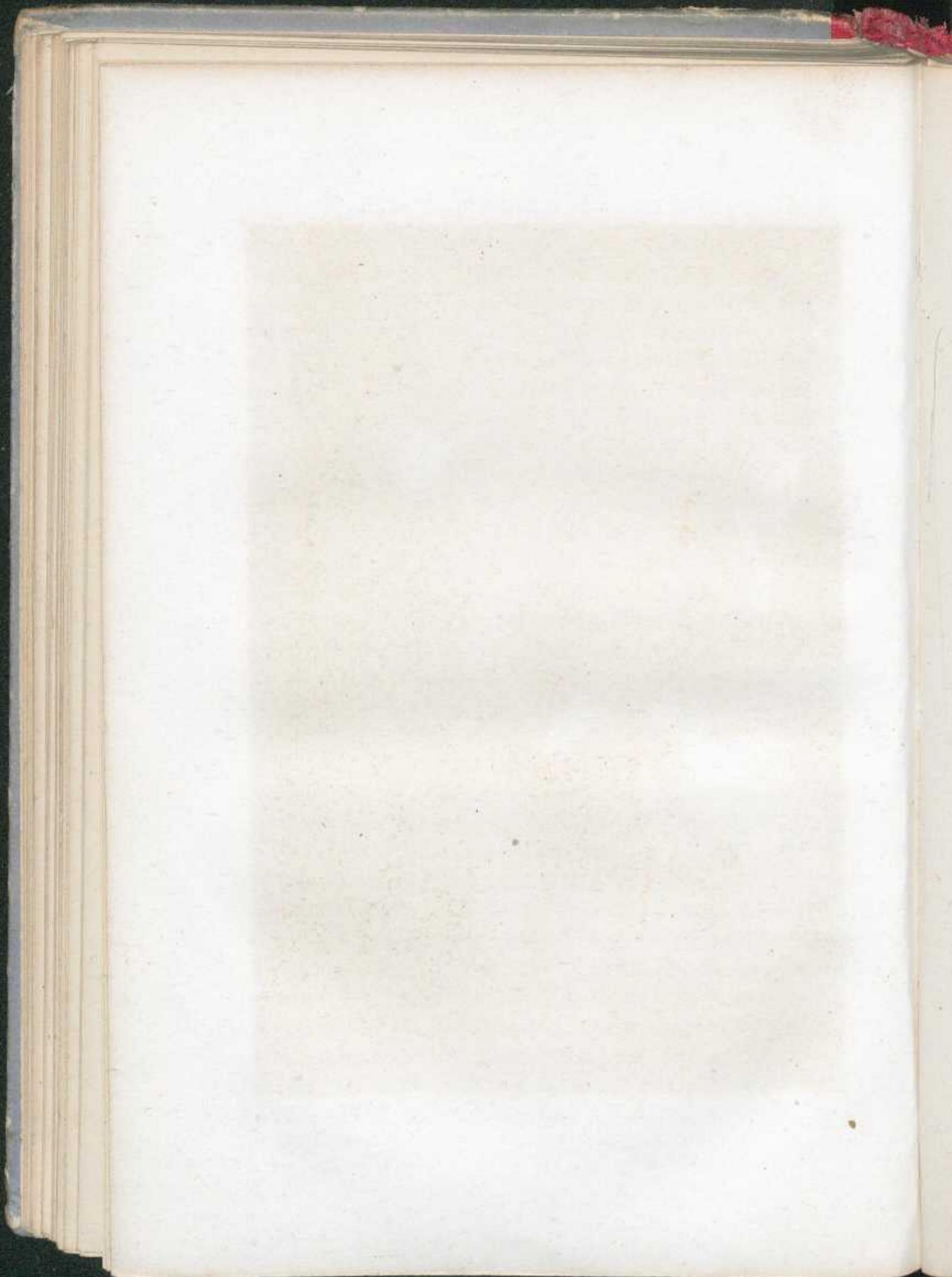
Er schob ihr einen Stuhl zu, auf dessen Lehne sie aber nur ihre bebende Hand legte; sie fühlte sich von dem Erlebten schwach zum Umsinken. Der Commerzienrath behielt die Feder in der Hand, um ihr damit anzudeuten, daß er nicht gesonnen sei, der Bittstellerin eine längere Audienz zu ertheilen, und sagte endlich: „Sie haben Schweres erfahren, wer möchte das leugnen! Aber Sie sind jung und kräftig; ich zweifle nicht, daß es Ihnen bei tüchtiger Anstrengung gelingen könnte, den Namen Ihres Vaters wieder zu Ehren zu bringen!“

Dora zuckte schmerzlich zusammen. Herr Diamant schien es aber nicht zu bemerken und fuhr fort: „Wenn ich Ihnen nun einen Rath geben soll, so ist es der, daß Sie für sich zu retten suchen, was eben noch zu retten ist; vielleicht könnte man das Eigenthum Ihrer vor Kurzem verstorbenen Mutter den Gläubigern entreißen.“



G. v. L. Verms.

Wechsel des Glückes.



Sie dürfen in diesen Dingen nicht allzupeinlich sein. Was Sie an Wäsche, Möbeln, Kleidern und Schmucksachen nicht nöthig brauchen, muß man zu Gelde machen. Haben Sie nun einige Mittel in den Händen, so verlassen Sie diese Stadt, sobald Sie können, und fangen Sie an einem andern Orte etwas Gewinnbringendes an, z. B. ein Puhgeschäft. Oder hätten Sie vielleicht Talent zum Schneidern? Meine Töchter klagen so oft, daß keine Schneidernamsfell mehr Wort halte, weil alle mit Arbeit überladen sind. Das Geschäft rentirt, wie ich Ihnen versichern kann, denn die Rechnungen, die ich aus solchen Quellen bekomme, sind wirklich haarsträubend. Sollten Sie es aber vorziehen, Gesellschafterin zu werden — was ich zwar für aufgeputztes Glend halte — so wenden Sie sich an ein Zeitungs-Büreau, das vermittelt Ihnen solch eine Stelle. Ueberlegen Sie sich das genauer; ich kenne Sie zu wenig, um beurtheilen zu können, wozu Sie Lust und Neigung haben. Sind Sie dann entschlossen, so greifen Sie die Sache tapfer an. Ich verstehe mich nicht auf Frauenarbeit — ganz und gar nicht — aber ich rathe Ihnen, was Sie auch unternehmen wollen, versuchen Sie es mit einer kleinen Stadt. Man lebt dort billiger, und hier, wie gesagt — der Name Ihres Vaters ist nun einmal —“

Dora's Hand zitterte so heftig, daß sie unwillkürlich den Stuhl mit einigem Geräusch auf dem glatt gebohnten Fußboden fortschob, aber sie brachte kein Wort über die Lippen.

Der Commerzienrath hatte sich rasch nach seinem Schreibtische umgewendet, wo einige Rollen mit Geld lagen. Er brach eine derselben mitten durch. „Darf ich Ihnen ein kleines Reisegeld offeriren?“ fragte er, bescheidener als es sonst in seiner Art lag; der Ausdruck im Gesicht des jungen Mädchens machte ihn doch betroffen, und hastig setzte er hinzu: „Ich werde Sie nicht aus den Augen verlieren und mich freuen, wenn Ihrem Entschluß ein guter Erfolg sicher ist. Jetzt kann ich Ihnen nur noch Adieu sagen, denn ich bin dringend beschäftigt und“ — dabei zog er seine Taschenuhr —

habe mich schon um vier Minuten verspätet. Guten Morgen! — Diamant griff nach einer Mappe mit Papieren, die vor ihm auf dem Arbeitstische lag, während er die andere Hand mit der Geldrolle Dora entgegenstreckte. Aber sie griff nicht darnach. Sie verbeugte sich stumm vor dem Commerzienrath, drängte ihre Thränen zurück und schritt wie im Traum durch das Zimmer, wo in den eisernen Geldspinden so viel Geld, so werthvolle Papiere aufgehäuft lagen. Und doch kam ihr der Mann, dem all' dieser Reichthum gehörte, in diesem Augenblicke so gar arm und mitleidswerth vor. Sein Almosen konnte sie nicht annehmen, denn nicht das ächte Mitleid, nicht das Erbarmen mit ihrer hilflosen Lage hatte es ihr dargeboten, sondern die liebloseste Gleichgültigkeit. Sie mußte nun also ihren schweren Weg allein gehen, ohne eine helfende Freundeshand, ohne einen Freundestrost. Aber nein, sie war nicht ohne einen Freund, denn sie durfte sich ja mit all' ihrem Leid und ihrer Sorge zu dem flüchten, der da gesagt hat: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“

2.

Treue Arbeit segnet Gott.

In einer kleinen Straße miethete eines Tages ein junges Mädchen in tiefer Trauer eine möblirte Stube mit einer kleinen daranstoßenden Kammer. Sie bezahlte die ausbedungene Miethelohn auf drei Monate im Voraus und packte dann ihre Habseligkeiten aus, die in einem einzigen Koffer lagen, den ein Dienstmann auf der Schulter getragen brachte. Das junge Mädchen war Dora May.

Das Zimmer hatte nur sauber getünchte Wände, kurze glatte Mullgardinen an den Fenstern, einen großen eichenen Tisch in der Mitte, sechs Rohrsessel und einen Schrank. Außerdem befand sich

in der Wand eine kleine Nische mit zwei schmalen Brettchen, auf denen Dora's Bücher Platz fanden; obenau stand das Neue Testament, welches der verstorbenen Mutter gehört hatte und das von fleißigem Gebrauch zeugte. Dora richtete sich in der neuen Wohnung bald genug ein; sie verwahrte ihre bescheidene Garderobe sowie die nöthigste Wäsche in dem großen Schrank, hing an den Fensterpfeiler den schönen Christuskopf nach Guido Reni von Mandel und an die breite Wandseite eine große Landkarte von Europa; damit war die Einrichtung fertig.

Dora war am Abend in die kleine, bescheidene Wohnung eingezogen, und gleich am andern Morgen kamen ein paar Bürgerfrauen aus der Nachbarschaft und fragten bei der Hauswirthin nach Fräulein May, die eine Schule für kleine Mädchen einrichten wolle, denn so habe es ja im Stadtblatt gestanden. Die Wirthin führte sie hinauf zu dem jungen Mädchen, das ihr gleich in der ersten Stunde das Herz abgewonnen hatte, weil sie so freundlich und zutrauenerweckend mit ihr geredet hatte. Fast nicht weniger Glück machte Dora's bescheidenes und doch so bestimmtes Wesen bei der Schlächtersfrau und der Frau des Schuhfabrikanten, die ihre Kinder zu der neuen Lehrerin in die Schule bringen wollten, wenn sie ihnen recht viel Gutes lehren und kein hohes Schulgeld fordern wolle. Sie mußten wohl mit dem Bescheid zufrieden sein, den ihnen Dora May ertheilte, denn als sie Abschied nahmen, schüttelten sie dem jungen Mädchen recht herzlich die Hand und meinten, sie solle nur guten Muthes sein, man wolle sie schon weiter empfehlen bei guten Freunden und Bekannten; denn bei ihr würden die lieben Kinder gewiß in guten Händen sein, das könne man schon merken, wenn man Verstand für so etwas habe!

Zur Mittagszeit kam Frau Haspert, die Hauswirthin, wieder hinauf zu Dora und fragte, ob sie ihr das Essen vielleicht aus einem Speisehause holen lassen solle. Sie schlug ihr das beste und billigste vor, das ganz in der Nähe war. Dora dankte der gut-

müthigen Frau für ihre freundliche Fürsorge, sagte aber, daß sie für die nächsten Tage sich mit einem Weißbrödchen und einer Tasse warmer Milch begnügen wolle. Das ging der Frau Haspert doch über den Spaß; nicht genug, daß ihr Schützling, dem man es wohl anmerken konnte, daß er bessere Tage gekannt, sich mit einer so dürftigen Nahrung behelf und eine Schule für kleine Kinder halten wollte, Dora versagte sich sogar eine warme Suppe und einen Teller voll Gemüse, und alles das ohne ein Wort der Klage oder des Unmuthes. Nein, das gab Frau Haspert nicht zu; sie machte Dora den Vorschlag, sie an ihren eigenen Tisch zu nehmen, wenn Fräulein May mit kräftiger Hausmannskost zufrieden sein wolle. Mit Dank und Freude wurde das Anerbieten der guten Frau angenommen und die schutz- und hilflose Waise fühlte sich geborgen bei einer Fremden, nachdem sie vergeblich bei den Freunden ihrer Eltern Rath und Trost gesucht.

Am andern Morgen stand Dora schon zu früher Stunde auf, trat an's Fenster und schlug ihr Neues Testament auf. „Der Herr ist mein Hirte“ — las sie laut und mit bewegter Stimme — „mir wird nichts mangeln“ — und so weiter den ganzen trostreichen, verheißungsvollen 23sten Psalm und schloß dann mit den Worten des 121sten: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt, u. s. w.

Dann ging sie muthig an ihr Tagewerk; sie stellte eine hölzerne Wandtafel auf, setzte mehrere Dintenfässer auf den Tisch und war kaum damit fertig, da kamen schon ein Paar flinke Kinderfüße die Stiege herauf und wieder ein Paar. Das waren Fräulein May's erste Schülerinnen! Sie blieben verschämt und blöde draußen auf dem Flur stehen und wispernten mit einander. Dora machte die Thür auf, nickte ihnen freundlich zu und sagte: „Guten Morgen, liebe Kinder! Ihr seid pünktlich, das macht mir Freude. Und ich sehe, Ihr habt Euch daheim doch noch so viel Zeit genommen, Euer Haar so hübsch glatt zu kämmen, wie ich's gern habe und wie es

kleinen Mädchen so wohl ansteht. Ei, und da kommen ja auch die beiden Andern; nun ist das Bierblatt fertig, das bedeutet Glück; zuerst für Euch, denn Ihr werdet brav lernen und artige Kinder sein, dann aber auch für mich, denn Ihr werdet mir Freude machen. Und nun gebt mir eine Jede die Hand und sagt mir Eure Namen, die schreibe ich mir in mein Buch und wenn Ihr brave Schülerinnen werdet, dann auch in mein Herz.“

Die kleinen Mädchen reichten vergnügt ihre Hände dar; nur einer von ihnen mußte Fräulein May erst einen kleinen Korb abnehmen, den sie mit beiden Händen trug, so schwer war er. Rother Vogelkirschen, aber ganz frisch gepflückte, waren darin.

„Das ist für Sie,“ sagte das kleine Fetzchen, das noch ganz athemlos war vom schnellen Laufen und von ihrer süßen Last. „Mutter meint, weil Sie nun keinen eigenen Garten haben, wo so schöne Kirschen wachsen.“

Es flog ein leichter Schatten über Dora's Stirn. War es doch zum ersten Male, daß sie ein Geschenk von Fremden annehmen sollte; denn bis zum Tode ihres armen lieben Vaters war sie doch immer die Gebende gewesen. Aber auch das mußte überwunden werden. Das Geld des Commerzienrath Diamant hatte sie zurückgewiesen und hatte recht daran gethan, denn es war ja ein herzlos gegebenes Almosen gewesen; den kleinen Korb mit Kirschen nahm sie mit freundlichem Dank an, weil eine wohlwollende Gesinnung ihr damit eine Freude zu machen gedachte. Und zu den Kindern gewendet, die mit sehnsüchtigen Blicken nach den rothen Kirschen schauten, sagte Dora lächelnd: „Wenn wir erst eine Stunde lang brav mit einander gearbeitet haben, liebe Kinder, dann sollen uns diese Kirschen erquicken; ich hoffe, Ihr helft mir diesen Korb leer essen, denn:

Die Späßen und die Kinder

Die schmausen Kirschen gern.“

Die kleinen Mädchen lachten und waren nun gleich gut Freund mit der neuen Lehrerin, vor der sie doch zuerst eine gar große Scheu

gehabt hatten. Sie wollten nun geschwind ihre Plätze nach dem Alter einnehmen, wie sie es von andern Schulkindern gehört hatten; aber Fräulein May winkte ihnen zu, daß sie vor ihren Stühlen stehen bleiben und die Hände falten sollten. Laut betete sie ihnen dann vor:

Vater im Himmel, wir rufen Dich an,
 Lehre uns wandeln die richtige Bahn,
 Laß uns erkennen, was wahr ist und gut,
 Gib es zu üben uns freudigen Muth.
 Eltern und Lehrer mit liebendem Sinn
 Leiten zu Dir und zum Heiland uns hin;
 Möchten wir ihnen zur Freude erblühn,
 Segne, o Vater, das treue Bemühn! Amen.

Und das war der Anfang von Dora's kleiner Schule!

Als das junge Mädchen am Abend dieses Tages von einem kurzen Spaziergang heimkehrte, kam ihr Frau Haspert entgegen und sagte: „Es wartet ein Diener des Kriegsrath Rothenburg auf Sie; er bringt ein Packet von der Frau Kriegsräthin, ein Brief liege im Packet.“

Dora löste mit einem bangen Vorgefühl die Schnur. Ein Seidenkleid von verschossenem Grün, ein stark getragenes Jäckchen von Sammt, einige Kragen und mehrere Handschuhe entwickelten sich aus der Umhüllung. Letzteren war das mehrfach widerfahren, was den Kragen abzugehen schien, sie waren vielfach gewaschen worden.

Dora warf einen erschrockenen Blick auf diese gewesenen Herrlichkeiten und schlug hastig das Briefblatt auseinander, das unter all' dem Blunder lag. Die Kriegsräthin schrieb:

„Liebe Dora!

Obgleich mein Mann als Ihr Vormund sehr böse auf Sie ist, weil Sie ein wenig zu sehr Ihrem eigenen klugen Köpfchen folgten, statt sich im Puzladen der Madame Grené anstellen zu lassen, was

Sie doch recht gut hätten thun können, da Sie ja dort Ihr Französisch besser hätten verwerthen können, als bei den kleinen Bürgermädchen, denen Sie jetzt die Geheimnisse des Lesens und Schreibens beibringen wollen, so kann ich Sie doch nicht ohne ein Zeichen des Mitleids lassen. Ich schicke Ihnen daher, was ich eben entbehren kann, da ich gehört habe, daß Sie Ihre reiche, hübsche Garderobe mit verkaufen ließen. Das war vielleicht großherzig, aber klug war es nicht. Das Geld, was dafür eingekommen ist, hat gerade nur hingereicht, um dem Hausknecht Ihres Vaters zu dem rückständigen Lohn zu verhelfen. Der Mann hätte den Verlust auch verschmerzt, denn solche Leute sind einmal an ein einfaches Leben gewöhnt, aber Sie können doch die nöthigen Kleider nicht entbehren. — Die grüne Seidenrobe hat meine Libby nur ein paar Mal getragen; die Farbe ist ihr nicht hell genug; Ihnen wird das vielleicht gerade lieb sein, Sie haben einen soliden Geschmack, wie ich schon bemerkt habe. Und ein Seidenkleid schafft sich doch schwer an, wenn man es so groschenweise zusammensparen soll, wie Sie es doch gewiß jetzt werden thun müssen. Wenn Sie zum Winter etwas Warmes brauchen, so schreiben Sie nur getrost an mich; ich rücke jedes Jahr mit den Mänteln und kann dann schon einen abgeben; mein Mann braucht ja nichts davon zu erfahren. Es soll ja doch die Linke nicht wissen, was die Rechte thut. Da Sie so weit draußen wohnen, muß man gleich davon absehen, Ihnen einmal zu begegnen; aber das wäre für's Erste ohnehin unmöglich, da ich schon in der nächsten Woche mit Libby nach Wiesbaden gehe und später noch ein Seebad gebrauchen werde. Also leben Sie wohl, arme Kleine!

Ihre wohlgeneigte
Abola Rothenburg."

Dora war mit dem Lesen dieses Briefes zu Ende. Der Mann, der das Packet gebracht hatte, stand noch immer da und schien auf ein Trinkgeld zu warten. Sie nahm ein kleines Geldstück aus ihrer

schlanken Gelbbörse, gab es ihm, packte dann die Kleidungsstücke wieder zusammen und schrieb mit fliegender Hand auf ein Blatt:

„Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Theilnahme, Frau Kriegsräthin, aber Ihre Gabe kann ich nicht annehmen.“

Dora May.“

Und als der Bote mit dem Packet das Haus wieder verlassen hatte, verbarg Dora ihr Gesicht in beiden Händen und weinte.

Die junge Lehrerin mußte doch wohl etwas mehr gelernt haben als Klavierspielen und ein wenig Französisch und Englisch parliren, wie Professor Klein am Morgen nach dem Tode ihres Vaters gegen den Commerzienrath Diamant geäußert hatte, denn es saßen bald zehn Kinder um ihren Schultisch und es waren auch nicht mehr die Töchter von Handwerkern allein, die sie zu unterrichten hatte. Dora erfüllte die übernommenen Pflichten mit so viel Liebe, Geschick und Gewissenhaftigkeit, daß ihre Schule bald rühmlichst bekannt wurde. Sie verstand die Kunst, ihren Schülerinnen das Lernen zur Lust und zum Genuß zu machen. Es gab in ihrer Schule kein Klassenbuch, in das die Namen der nachlässigen und trägen Kinder zur Strafe eingeschrieben wurden; sie behielt un-
aufmerksame Schülerinnen niemals nach den Lehrstunden zum sogenannten »Nachsitzen« da, sondern beschied die Unfleißigen, Unbegabten oder Versahrenen zu einer bestimmten Stunde zu sich, damit sie ihre Aufgaben mit ihrer Hilfe lernen, ihre Arbeiten unter ihrer Aufsicht machen konnten. Sie ermüthigte, belehrte und ermahnte mit so viel Liebe und Geduld, aber auch mit solchem Ernst, daß ihre treue, rastlose Arbeit fast immer mit Erfolg gekrönt wurde und sie sich die Anhänglichkeit ihrer Schülerinnen für's ganze Leben gewann. Aus Liebe für »Fräulein May« strengte selbst die Träge und Leichtsinrige sich an, und die scharf beobachtende Lehrerin ließ diese Bemühungen niemals unbemerkt, sondern erkannte sie lobend und ermüthigend an.

Es mochten wohl einige Monate vergangen sein, da hielt eines

Tages, als Dora eben ihre Schülerinnen entlassen hatte und am offenen Fenster stehend ihnen so weit als möglich nachsah, eine elegante Equipage vor ihrer Wohnung, eine vornehm gekleidete Dame stieg aus, sah zu Dora's Fenster hinauf und grüßte mit der Hand. Bald darauf hörte sie an ihre Thür klopfen und als sie dieselbe öffnete, stand jene Dame vor ihr.

„Frau Baronin Eichner?“ fragte Dora erstaunt und ungewiß, ob sie die Genannte wirklich vor sich habe; denn was konnte die reiche, vornehme Dame zu ihr führen?

„Schön, daß Sie ihre alten Freunde wenigstens nicht verleugnen, wenn Sie sich auch ihrer Theilnahme ganz und gar entzogen haben, Sie böses Kind!“ sagte die Eintretende und warf sich erschöpft auf einen Stuhl. „Sie haben ja eine ganz abscheuliche Treppe, und wie eng Sie hier wohnen, liebste Dora! Was für sonderbare Gedanken Sie doch haben, Kind! Und diese Luft hier! Es riecht ganz abscheulich nach faulen kleinen Schulmädchen und ihren dicken Butterbröden; wie Sie das nur aushalten können, armes Kind! Ich habe ja fünf Jahre lang im Hause Ihres charmanten Papa's gewohnt — schade, daß er so früh sterben mußte — ich weiß also, wie ganz anders Sie gewöhnt sind. Sehe ich doch Ihr hübsches Erkerzimmer noch im Geiste vor mir, mit der Rosentapete und den prächtigen Blattpflanzengruppen, Alles so geschmackvoll, lustig und hoch. Wie halten Sie es denn hier in diesen schrecklichen vier Wänden auch nur einen Tag aus? Ich kann es durchaus nicht länger zugeben, nun ich mit eigenen Augen gesehen habe, wie Sie logirt sind. — Als das Unglück bei Ihnen geschah, war ich schon mit einem Fuß auf dem Wagentritt, um nach dem Bahnhofe zu fahren und meine Tochter, die Obrist v. Trautwein in Prag zu besuchen. Ja, wissen Sie, Kind, meine Tochter ist jetzt zu mir gezogen mit ihren drei charmanten Kindern. Nun haben wir Hausleuters schöne Villa gepachtet, Sie kennen wohl das neue große Gebäude mitten im Garten? — Bitte, Dorchen, machen Sie doch

das andere Fenster auch noch auf! Ihre schreckliche Treppe und nun die niedrige Stubendecke, das Alles benimmt mir den Athem.“

Die Baronin benutzte ihr Flacon und fächelte sich mit dem Battisttaschentuche Luft zu. Dann fuhr sie fort: „Nun, Sie können denken, daß der Umzug aus einer Wohnung in die andere, die neue Einrichtung, alles das mich in den ersten Wochen nach meiner Rückkehr aus Prag vollauf beschäftigt hat. Als ich endlich dazu kam, nach der charmanten Tochter meines ehemaligen Hauswirthes zu fragen, konnte mir kein Mensch eine bestimmte Antwort geben; da muß ich doch selbst nachsehen, wie es mit Ihnen steht. Und jetzt, nun ich das weiß, lasse ich Sie nicht mehr drei Tage in dieser — wie soll ich sagen — miserabeln Umgebung! Still, unterbrechen Sie mich nicht, kleiner Trozkopf! Ich weiß sehr wohl, daß Sie keine Unterstüzungen annehmen würden, und billige das vollkommen; aber ich biete Ihnen dergleichen auch gar nicht an. Wenn ich Sie auffordere in mein Haus zu kommen — und das ist alles Ernstes meine Absicht — so sollen Sie das Gefühl haben, sich da auch nützlich zu machen. Sie wollen durchaus Lehrerin sein, gut, da sind meine drei Enkeltöchter, die älteste zehn, die jüngste sieben Jahr alt, charmante Kinder, wie ich Ihnen schon sagte, nur etwas lebhaft. Sie hatten bis jetzt eine französische Gouvernante, die schicken wir fort, denn Sie müssen bei mir ein Arbeitsfeld haben; ich begreife das.“

Dora wollte hier die Redselige unterbrechen, aber die Baronin wehrte mit der Hand ab und rief: „Ich weiß schon, was Sie da sagen wollen; glauben Sie mir, ich werde Ihre Delikatesse nicht verletzen. Ich biete Ihnen keinen Gehalt an, keinen Pfennig; Sie sind unsere liebe Hausgenossin und sind frei zu thun und zu lassen, was Sie wollen, wenn die Lehrstunden vorüber sind. Ja, was ich sagen wollte, musikalisch sind Sie doch auch — freilich, ich erinnere mich — nun, unsere Kinder brennen darauf, Klavierstunden zu nehmen; das trifft sich prächtig. Es wird Ihnen lieb sein, das süße Kin-

dervollt immer um sich zu haben, sie sind so munter und drollig, das wird eine rechte Zerstreuung für Sie sein, sogar in der Nacht sollen sie bei Ihnen schlafen. Ja, ja, Sie werden nun wieder mit Leuten von Bildung verkehren, wieder ansprechendere Umgebungen haben; reden Sie kein Wort dagegen, es ist nicht mehr als recht und billig, daß ich in dieser Weise für Sie Sorge.“

Aber Dora mußte doch darenin reden; sie setzte der Baronin ruhig, aber bestimmt aus einander, daß sie sich in ihrer selbstgewählten Zurückgezogenheit, bei ihrer gegenwärtigen Thätigkeit so wohl und glücklich fühle, wie es nach den kalten Nachtfrosten des Unglücks, die in ihr Leben gefallen wären, möglich sei, und daß sie ihren Platz, auf den des Herrn Hand sie geführt, nicht verlassen könne noch wolle, so lange sie empfinde, daß Gott ihre Arbeit segne und Gedeihen dazu schenke.

Frau von Eichner schlug ganz entrüstet die Hände zusammen und sagte herb: „Baue nur Niemand auf Dank! Ich hatte es gut mit Ihnen im Sinne, Sie thörichtes Kind; das Mitleid mit Ihrer unbefügten Lage führte mich her zu Ihnen, über diese entsetzliche Treppe, in diese abscheuliche Schulstubenluft; aber Sie sind eigensinnig und verblendet. Für die kleinen Mädchen, die ich da aus Ihrer Schule habe kommen sehen, ist jede einfache Elementar-Lehrerin gut genug; wozu brauchen denn die Töchter dieser ehrsamten Käsekrämer und Handwerker Ihr Englisch und Französisch, das Sie immer an den besten Quellen gelernt haben? Wenn die einmal ihre Wochenrechnung zusammenzählen und ihren Wäschezettel schreiben lernen, dazu ihren Katechismus, so ist's gerade genug. Aber wissen Sie, böses Kind, daß Sie mich durch Ihre ernstliche Weigerung in große Verlegenheit bringen würden? In dem guten Glauben, daß Sie meinen Vorschlag erfreut und dankbar annehmen würden, habe ich gestern schon der Gouvernante meiner Enkelkinder gekündigt. Die jähzornige Person strafte die süße kleine Aida dafür, daß sie — doch das ist gleichgültig weshalb;

kurz es war unrecht von ihr und ich sagte ihr das; da wurde sie trotzig und verlangte ihre Entlassung. Natürlich gab ich ihr die auf der Stelle und nun sind die guten Kinder ohne Unterricht, ja, was noch schlimmer ist, ohne Aufsicht; denn meine Tochter hat schwache Nerven, kann keinen Lärm vertragen, und ich — nun das müssen Sie doch selbst einsehen, daß ich keine Zeit für das liebe kleine Volk übrig habe. Halten Sie es jetzt auch noch für recht, eine alte Freundin so im Stich zu lassen?"

In diesem Augenblick erschien plötzlich Frau Haspert an der Thür des Zimmers und fragte ganz unbefangen, ob Fräulein May ihr Mittagbrod unten im Hausgärtchen essen wolle, oder ob sie es ihr herausschicken solle; es habe eben Dreiviertel auf Eins geschlagen, da würden die Schulkinder nicht mehr lange ausbleiben."

Die Baronin schleuderte der ungebildeten Frau, wie sie die Wirthin im Stillen nannte, einen Zornesblick zu, zog an ihren Handschuhen und schien Zeit gewinnen zu wollen, um noch einmal auf Dora einzustürmen. Aber die Haspert wich und wankte nicht und draußen klapperte eine Magd schon mit den Tellern. Da sagte Frau von Eichner mit einem bittersüßen Lächeln: „Ich hoffe bestimmt, Sie besinnen sich noch eines Bessern, meine liebe Dora; morgen früh schicke ich den Diener um einen bessern Bescheid, als Sie ihn mir heut gegeben haben. Es ist mir rein unbegreiflich, wie sich eine Dame von Ihrer Erziehung und Ihren frühern Gewohnheiten auch nur einen Augenblick besinnen kann, die Gelegenheit zu ergreifen, aus solch schlechter Luft, solcher Umgebung fortzukommen.“

Und wieder traf ein vernichtender Blick die Hauswirthin, die ihn jedoch mit bewundernswürdigem Gleichmuth ertrug und sogar einen spöttischen Knix machte, als die Ungnädige ohne Gruß an ihr vorüber rauschte und das Zimmer verließ.

„Seien Sie mir nicht böse, Fräulein May,“ bat Frau Haspert jetzt gutmüthig; „ich weiß wohl, daß es ungeschickt war, so in Ihr Zimmer hereinzuplätzen, während Sie Besuch hatten, noch dazu so

vornehmen; aber ich hab's mit Fleiß gethan, — wie wir Schlesier sagen. Sie müssen nämlich wissen, daß ich hier neben Ihrer Stube eine Art kleiner Kumpelkammer habe, in der man jedes Wort verstehen kann, was hier geredet wird. Sie brauchen sich darüber nicht zu beunruhigen, liebes Fräulein, ich werde jedesmal tüchtig mit dem Schlüssel rumoren, wenn ich einmal da drinnen etwas zu thun habe, und Sie dürfen dann nur ein wenig warten oder leise reden, wenn ich's nicht hören soll. Ich komme im ganzen Jahre nicht dreimal hinein, und heut hatte ich gar nichts darin zu thun; ich that's nur aus guter Meinung für Sie, Fräulein May."

„Und warum wollten Sie mich denn eben heut belauschen?“ fragte Dora, den Kopf mißbilligend schüttelnd, indem sie sich an ihr verspätetes Mahl setzte.

„O, Sie wollte ich gar nicht behorchen, liebes Fräulein, Sie nicht! Ich hätte nur gar zu gern gewußt, was die Frau Baronin von Ihnen wollte, denn daß die nichts brachte, konnte ich mir schon denken. Der Kutscher der gnädigen Frau ist nämlich ein Vetter von meinem Dienstmädchen und der hat vorgestern die Hanne ganz haarfcharf ausgefragt, ob Sie viele Schülerinnen hätten, ob die Eltern sehr zufrieden mit Ihrer Lehrmethode wären und was dergleichen Dinge mehr sind. Nun kann man sich's doch aber an den Fingern abzählen, daß der Kutscher sich nicht aus freien Stücken nach so etwas erkundigen wird; er hat's also im Auftrage von seiner Gnädigen gethan. Ich merkte gleich, als mir die Hanne das wieder erzählte, daß da etwas dahinter stecken müsse, und horchte nur darum ein bißchen, weil ich, wenn's nöthig wäre, Ihnen gleich zu Hilfe kommen wollte, falls die Baronin Ihnen eine Zusage abschwatzen wollte, die Ihnen später doch gewiß Leid geworden wäre. Sie wissen's vielleicht nicht so wie ich, daß die vornehme Dame ein ausgemachter Geizdrache ist, die ihre Leute Hunger leiden läßt, wofür die sich natürlich auf andere Weise schadlos halten. Der ehliche, dumme Franz, der Kutscher, hat der Hanne auch erzählt: die frühere

Gouvernante der Kinder — die übrigens gar keine Engelein, sondern wahre Ausbunde von Wildheit und Ungehorsam sein sollen — hat Knall und Fall das Haus der Baronin verlassen, weil diese ihr einen Monat Gehalt hat abziehen wollen, nachdem die Kinder so lange maserkrank gewesen und keinen Unterricht gehabt haben. Da ist's denn zu einem garstigen Austritt gekommen und die arme Person hat bei Nacht und Nebel fort gemußt. Nun ist aber Frau von Eichner schon genugsam bekannt und es findet sich wohl so leicht keine neue Erzieherin für die Wildfänge, wenigstens nicht gleich im Handumdrehen. Da ist sie denn auf Sie verfallen, Fräulein May, und möchte Sie gern mit schönen Redensarten einfangen, daß Sie die schwere Arbeit übernähmen und obenein umsonst. Na, so klug sind wir aber doch, daß wir die Feinheit merken."

Dora lächelte still vor sich hin; sie hatte ziemlich ähnliche Gedanken über die Sache gehabt wie die gute Frau Haspert und wenn der lieblose Eigennuß der Baronin ihr eine recht schmerzliche Empfindung machte, so that ihr die gutmüthige Fürsorge ihrer Hauswirthin bis in's Herz hinein wohl und sie dankte Gott, der sie zu dieser schlichten, braven Frau geführt, an der sie eine treue Beschützerin hatte.

Als am andern Morgen der Bote der Baronin kam, um Dora's letzte Entscheidung abzuholen, nahm er in einem zierlichen Billet ein höfliches „Nein“ mit fort, das den vollen Zorn der Empfängerin erregte. Von Stund an existirte Fräulein May gar nicht mehr für die Frau Baronin.

Im Herbst war Dora's 21ster Geburtstag. Es war ein Sonntag und die weithin hallenden Kirchenglocken, die zum Frühgottesdienste riefen, schienen ihr wie ein Segensgruß, als sie mit überströmenden Augen am Fenster stand und an frühere Geburtstage dachte. Wie reich, wie innig hatte Mutterliebe an solchen Tagen sie umgeben, wie hatte der zärtliche Vater sie mit einer Fülle kostbarer Gaben überschüttet; wie hatten die Freunde des Hauses sich

bestrebt, ihren Festtag durch Blumenspenden zu verschönern, die den längst verschwundenen Sommer noch einmal zurückzuzaubern schienen. Und heut? — Wie ganz anders war es doch geworden! Keine Mutter zog sie an's warme Herz, kein Vater drückte ihr den Segensfuß auf die Stirn, keine Freundeshand wob eine Blume in ihr einfach gewordenes Leben. Aber war sie denn ganz einsam, ganz verlassen, freund- und freudlos? O nein, Dora wußte wohl, wohin sie sich zu wenden hatte, um der reichsten, wandellosesten Liebe gewiß zu sein und sie säumte nicht, die treueste Hand zu ergreifen, die über ihr ausgestreckt war zum Segen.

Die Sonntagsglocken hatten längst ausgeklungen, aber Dora stand noch immer mit gefalteten Händen am Fenster, als leise an ihre Thür gepocht wurde und Frau Haspert in's Zimmer trat. Hinter ihr kam die Dienerin mit dem Kaffeebrett, und während Hanne den Tisch mit einer schneeweißen Serviette deckte, legte Frau Haspert einen Strauß Aukifeln neben Dora's Tasse zu einem frisch duftenden Napfkuchen und sagte: „Es ist doch hübsch von den sammtgekleideten Aukifeln, daß sie mitunter im Herbst zum zweiten Male blühen, denn wo hätte ich sonst ein bescheidenes Sträußchen für Sie herbekommen?“

„Aber was bedeutet denn das Alles?“ fragte Dora, die ganz erstaunt auf den festlich hergerichteten Frühstückstisch blickte; denn wie konnte die gute Haspert wissen, welch ein bedeutungsvoller Tag eben heut für sie war? Hatte doch Dora nie ein Wort davon gesprochen oder auch nur eine Andeutung gemacht.

„Nun,“ antwortete die Wirthin, zwischen Scherz und Rührung schwankend, „das bedeutet nur, daß ich Sie herzlich lieb habe und Ihnen den heutigen Tag gern ein bißchen festlich machen möchte. Da bin ich denn zu früher Stunde aufgestanden und habe Ihnen den Kuchen da gebacken, den Sie übrigens nicht allein zu verzehren brauchen, denn ich bitte um Erlaubniß, heut einmal Ihr Gast beim Frühstück sein zu dürfen.“

Dora reichte der gutmüthigen Frau tiefbewegt die Hand und dankte ihr mit ein paar warmen Worten; aber dann fragte sie, wie Frau Haspert denn erfahren habe, daß ihr Geburtsag sei.

„Ja, das hat richtig Ihr kleines Volk herausgebracht,“ antwortete Frau Haspert; „die Kinder quälten mich schon lange mit Fragen darnach; aber was der Mensch nicht weiß, das kann er beim besten Willen nicht verrathen; nur einen Fingerzeig gab ich den armen Dingen. Der Vater der kleinen Constanze ist ja Oberglöckner an der Frauenkirche, sagte ich, der braucht nur das große Kirchenbuch aufzuschlagen, da steht's schwarz auf weiß, zu welcher Zeit dem Herrn Kaufmann May ein Töchterlein geboren worden ist. Na, war das ein Jubel, als ich den Kindern diesen Ausweg zeigte! Es fehlte nicht viel, so hätten sie mich vor lauter Dankbarkeit umgebracht, denn vier Arme und mehr schlangen sich auf einmal um meinen Hals und ich wurde geherzt und geküßt, als ob ich den lieben kleinen Mädchen etwas ganz Besonderes geschenkt hätte.“

Dora erschrak ein wenig; es war ihr nicht ganz erwünscht, daß ihre kleinen Schülerinnen doch hinter das wohlgehütete Geheimniß gekommen waren. Frau Haspert schien ihre Gedanken zu errathen und sagte: „Beunruhigen Sie sich nicht, Fräulein May, ich weiß schon, daß Sie sich nicht gern beschenken lassen, und die Kinder haben es mir in die Hand versprechen müssen, daß sie nichts Anderes als Blumen bringen wollen. Viel wird das bei jetziger Jahreszeit nicht sein. Aber hören Sie nur, da wispert und fichert es schon draußen auf der Treppe; ich wette, die kleinen Gratulanten kommen schon angerückt. Wie gut, daß ich noch einen zweiten Napfkuchen von größerem Umfange als den da gebacken und als Reserve aufgestellt habe. Da will ich nur geschwind gehen und ein paar Teller voll davon aufschneiden.“

„Guten Morgen!“ und „Wir gratuliren schönstens!“ riefen jetzt viele Stimmen durch einander, als Frau Haspert die Thür öffnete, um hinunter zu gehen. Herein stürmten zwölf Mädchen ver-

schiedenen Alters in ihrem Sonntagsstaat und mit freudestrah-
 lenden Gesichtern. Jede von ihnen hatte einen Blumenstrauß in der
 Hand; es waren spät blühende Rosen, aber auch lange Zweige
 rother Beeren, Immergrün und süß duftende Reseda darunter und
 Dora meinte, daß sie kaum jemals hübschere Blumen gehabt.
 „Mein Stübchen ist ja durch Eure Liebe so schön geschmückt, als
 ob es der Garten einer Fee wäre,“ sagte sie, und darüber freuten
 sich die kleinen Geberinnen ganz unbeschreiblich.

Mittlerweile kam auch Frau Gaspert mit zwei hochaufgefüllten
 Kuchentellern, und nun konnte Dora nach Herzenslust bewirthten,
 was sie so gern that, und wozu sie doch nur noch selten Gelegen-
 heit hatte.

Die Pause, welche dadurch entstand, daß dem schönen Backwerk
 die gebührende Ehre angethan wurde, unterbrach ein lebhaftes
 kleines Mädchen mit einem höchst komischen Seufzer, indem sie in
 kläglichem Tone hinzufügte: „Ach, es ist doch zu schade, daß heut
 gerade Sonntag sein muß!“

Alle lachten; aber die Sprecherin ließ sich dadurch nicht irre
 machen, sondern vertheidigte ihre Ansicht mit aller Wärme: „Ja,
 unser Herr König hat es doch befohlen, daß an seinem Geburtstage
 im ganzen Lande keine Schule gehalten werden darf, und der muß
 das doch am besten verstehen. In unsrer Schule ist aber Fräulein
 May der König, dem wir alle gehorchen müssen, und an ihrem Ge-
 burtstage darf auch nicht gelernt werden. Versteht Ihr nun, warum
 es schade ist, daß wir heut gerade Sonntag haben und um unsern
 freien Tag kommen?“

Ja, das verstanden die kleinen Mädchen alle und machten be-
 denkliche Gesichter. Dora aber sagte lächelnd: „Warte nur bis
 nächstes Jahr, mein Kind, dann soll die Sache gewiß besser ein-
 gerichtet werden.“

Aber die Kinder waren mit diesem Vorschlage nicht zufrieden
 und Dora wurde mit Bitten bestürmt, sie für den Ausfall schadlos

zu halten. Da sagte sie endlich: „Nun, wenn Euch das Warten gar so schwer fällt, muß ich wohl ein Einsehen haben und Euch morgen frei geben; wohl gemerkt aber nur den Nachmittag. Vormittag wird fleißig gelernt; schenkt uns der liebe Gott schönes Wetter, so gehen wir mit einander in die Winkelmühle, da ist ein großer Grasgarten, der, wie ich gestern beim Spaziergehen sah, zum letztenmal abgemäht worden ist; da könnt ihr nach Herzenslust spielen und herumspringen, indeß die Müllerin uns den Kaffee kocht. Es wird Punkt 2 Uhr aufgebrochen, denn die Tage sind schon kurz und wir müssen früh wieder heim, damit sich Niemand in der Abendluft erkältet. Seid Ihr nun zufrieden?“

Aus dem lauten Jubel der Kinder war es leicht herauszulesen, daß dem so sei; Dora gab einer Jeden die Hand, dankte ihr für die schönen Blumen und schickte sie dann allesammt nach Hause, denn es war nun Zeit geworden, sich zur Kirche zurecht zu machen.

Am andern Tage war der Himmel blau und sonnig; aber wenn er auch mit grauen Regenwolken dicht verhangen gewesen wäre, die kleinen Mädchen hätten das Wetter doch tadellos schön gefunden zu ihrem Spaziergang in die Mühle, deren altersgraues Schindeldach schöne große Ebeltannen mit immergrünen Zweigen umrahmten. Die Müllerin, das war weit und breit bekannt, bereitete den Gästen, die den weiten Weg bis zu ihr hinaus nicht scheuten, einen guten Kaffee und buk ganz vorzügliche Waffeln dazu. Legten nun auch Dora's kleine Gäste auf die Güte des schwarzbraunen Getränkes keinen allzugroßen Werth, so lockte sie doch das goldbraune duftende Gebäck desto stärker an, und während dasselbe für sie bereitet wurde, belustigte man sich durch allerlei Spiele im Garten, der nur durch eine niedrige Hecke von Kreuzdorn von der dicht vorüberführenden Landstraße getrennt wurde.

Nicht im Geringsten kümmerten sich die fröhlichen Kinder darum, als jetzt ein eleganter Wagen vorüberkam, in dem ein Herr in Uniform und ein kleines blaßes Mädchen saßen. Spielte man doch

eben: „Wie gefällt dir dein Nachbar?“ und sie ließen sich gar nicht dadurch stören, daß eben dieser Herr, von der Müllerin geführt, in den Garten trat und sich mit dem Kinde in eine seitwärts liegende Laube setzte. Nur flüchtig sahen sie nach dem fremden Mädchen hin, die ein Kleid von blauer Seide an und einen schönen Fächer von Elfenbein in der Hand hatte, den sie blöde und verlegen dicht vor die Augen hielt, obschon doch kein Strahl der Herbstsonne das wilde Weinlaub durchdrang, welches das kleine Sommerhaus überwucherte. Das Spiel nahm bald wieder ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch und eine jede der kleinen Mädchen wollte ihren Platz am Baum mit Fräulein May vertauschen, um nur im Vorüber-eilen einen freundlichen Blick von der geliebten Lehrerin zu erhaschen.

Der fremde Offizier hatte sich eine Cigarre angezündet und sah lächelnd der lustigen Kinderschaar zu; da schmiegte sich sein Töchterchen an ihn an und sagte halblaut: „Papa, darf ich mitspielen? Ich möchte so gern!“

Er sah das Kind verwundert an, das sonst immer blöde und verschüchtert zurücktrat, wenn ein fremder Mensch es anredete, und das nie das geringste Verlangen zeigte, mit andern Kindern zu verkehren.

„Wenn Dir das Freude macht, Hildegard,“ antwortete er daher, indem er dem Töchterchen die Wange streichelte, „so wollen wir die junge Dame um Erlaubniß fragen, der, wie es scheint, jene artigen kleinen Mädchen anvertraut sind. Komm' also, wir wollen gleich zu ihr gehen.“

Zum größten Erstaunen ihres Papa's zog Hildegard ihre Hand nicht zurück oder schmiegte sich ängstlich an seinen Arm. Ihr blaßes Gesichtchen röthete sich nur ein wenig und ihre Augen hafteten am Boden, als ihr Vater das fremde Fräulein jetzt anredete und in höflicher Weise für sein kleines Mädchen die Erlaubniß erbat, mit den fröhlichen Kindern spielen zu dürfen. Eine solche Zerstreuung werde Hildegard wohlthun, denn sie habe in den letzten Tagen viel

Trauriges gesehen und erlebt; ihre Gouvernante sei nach kurzer Krankheit in seinem Hause gestorben und das Kind dadurch noch verblödeter und scheuer als sonst.

Dora rief sogleich eins der kleinen Mädchen herbei, das sie immer ihren Sonnenstrahl zu nennen pflegte, und sagte: Constanze, hier unser kleiner Gast wird im Spiel Dein Partner sein und Du wirst dafür Sorge tragen, daß es ihm in unserer Gesellschaft gefällt."

Constanze strahlte vor Freude, sie nickte Fräulein May zu und sah dabei gerade so aus, als ob sie sagen wollte: Lasse Du mich nur machen, ich will's schon fertig bringen! Und wirklich sprang Hildegard nach wenig Augenblicken beim Fanchon mit ihrer leichtfüßigen Gefährtin durch den Garten und ihr Gesichtchen röthete sich mehr und mehr vor Freude und Lust. Aber als beim Herumspringen der Besatz ihres schönen Kleides an einem Brombeerstrauch hängen blieb und losriß, erschrak sie sehr und hatte die großen Augen gleich voll Thränen.

"Mademoiselle Gené schalt mich immer sehr, wenn ich meinen Anzug verdarb," sagte sie mit kläglichem Ausdruck zu Constanzen.

"Ja, das ist dumm, wenn man gar so schöne Kleider anziehen muß, wie Du da eins hast," meinte Constanze bedauernd. Fräulein May sagte einmal, ein Mädchen müsse zwar immer sauber gekleidet sein, man dürfe keinen häßlichen Flecken, kein herabhängendes Band, keinen losgewordenen Haken daran entdecken können, aber so schöne Kleider dürfe ein Kind nicht haben, daß es immer nur darauf achten müsse und sich nicht frei und fröhlich bewegen könne, aus Angst etwas daran zu verderben. Siehst Du, das da ist auch mein Sonntagskleid; gefällt es Dir? Lieb ist mir's auch nicht, wenn ein Obstfleck oder dergleichen darauf kommt, aber dann wäscht es meine Mama und es sieht wieder sauber und hübsch aus."

"Ach, ich habe gar keine Mama," sagte Hildegard traurig, "und nun ist Mademoiselle Gené auch todt, da bin ich ganz allein, bis ich wieder eine neue Gouvernante bekomme."

„Warum kommst Du denn nicht lieber zu uns in die Schule?“ fragte Constanze; „da ist's einzig hübsch, und so schön habe ich die biblischen Geschichten noch gar niemals erzählen hören, wie's Fräulein May thut.“

„Biblische Geschichten?“ sagte Hildegard nachdenklich, „ja, die möchte ich auch hören; aber ich bin noch niemals in einer Schule gewesen und weiß nicht, ob Papa das erlauben wird. Ich will ihn aber bitten, denn mit Dir und den andern Mädchen käm' ich gern wieder zusammen.“

Jetzt rief Dora ihre kleine Schaar zusammen, denn die Luft wurde schon kälter und es war Zeit geworden den Rückweg anzutreten. Und unter Händeschütteln und lustigen Redereien trennten sich die Mädchen von Hildegard, die ihr heißes Gesichtchen einen Augenblick lang an Dora's Halse verbarg, als diese sie zum Abschied küßte. Nun bewegte sich der lange Zug zur Stadt zurück und als der schöne Wagen mit Hildegard und deren Papa die Kinder einholte, da warfen diese rothe Steinnellen oder blaue Eischorien, die am Wege blühten, als Abschiedsgruß hinein. Hildegard grüßte und winkte noch lange mit ihrem Taschentuche und das war das Ende von dem „wunderschönen Nachmittage“, wie ihn die Schülerinnen des Fräulein May noch lange nachher nannten.

Einige Tage später trat Hanne hastig in Dora's Stube und sagte fast athemlos: „Ach, du meine Güte, unten steht ein Herr und fragt nach Ihnen; ich glaube, es ist ein Prinz, so vornehm sieht er aus. Den Namen habe ich vor lauter Schreck vergessen, denn ich steckte ja eben mit beiden Armen im Seifenschaum, da wir heut große Wäsche haben. Er sagt, Sie kennten ihn schon, aber als ich meinte, da solle er nur zu Ihnen hinaufgehen, Sie wären zu Hause, wollte er nicht und schickte mich herauf, daß ich's Ihnen erst sagen sollte. Soll er denn nicht herein kommen?“

Dora öffnete selbst die Thür, damit die ganz verwirrte Hanne nur keine neue Dummheit mache. Da stand Oberst Rudolphi, den

sie sogleich wieder kannte, es war ja der stattliche Offizier aus der Winkelmühle. Sie lud ihn in ihr Zimmer, ein wenig verwundert, was er von ihr wolle.

Oberst Rudolphi kam nach kurzer Einleitung auf sein eigentliches Anliegen. „Sie wissen schon,“ sagte er, „daß mein kleines Mädchen bis jetzt von einer Gouvernante erzogen worden ist, der ich sie bei meinen Dienstgeschäften, die oft größere Reisen nöthig machen, ganz überlassen mußte, ohne doch recht eigentlich die Ueberzeugung zu haben, daß sie immer den rechten Weg einschlage, um sich das Herz des allzublöden Kindes zu gewinnen. Aber ich hatte schon allerlei unliebsame Erfahrungen mit Erzieherinnen gemacht und mußte an Mademoiselle Gené viel schätzbare Eigenschaften anerkennen. Eins ist mir zu spät klar geworden: sie hat durch scharfen Spott das Kind immer mehr eingeschüchtert und verblödet. Hildegard ist nicht sehr begabt und fällt leicht in vollständige Muthlosigkeit, wenn sie mit ihrer Unwissenheit aufgezo- gen oder streng darüber getadelt wird. Mademoiselle Gené hat das nicht sonderlich beachtet und es wird schwer halten, den angerichteten Schaden bei dem Mädchen wieder gut zu machen. Doch ich sagte Ihnen schon, daß die Gouvernante vor wenig Tagen starb, und es handelt sich nun darum, meinem armen früh verwaisten Kinde eine andere Erzieherin zu geben. Nach den gemachten Erfahrungen liegt mir besonders daran, daß ich eine Dame finde, zu der meine Tochter sich durch Vertrauen hingezogen fühlt, und das hat die Kleine in ganz wunderbarer Weise für Sie, Fräulein May, gesagt. Sie bittet mich seit jenem Zusammentreffen im Mühlgarten mit großer Dringlichkeit, sie zu Ihnen in die Schule zu schicken, und ich glaube selbst, daß der Verkehr mit andern Kindern der blöden Kleinen von großem Vortheil sein würde. Außer der Kardinaltugend, dem strengsten Gehorsam, fordert die Schule Unterordnung unter ein Ganzes und unter die Allen gemeinsame Disciplin; sie ist durch ihre Gesetze, durch ihre Ordnung in Raum und Zeit, durch

Anregung des Wettewers wichtig für die Erziehung des Menschen und gewiß auch dadurch dem Privatunterricht vorzuziehen, daß sie ein rascheres Aneignen des Unterrichtsstoffes fördert, denn in der Schule lernt das Kind nicht blos das, was ihm allein gesagt und gelehrt wird, sondern es hört und achtet auch darauf, was Andern gesagt wird; es zieht Vortheil für sich aus dem Lobe, das Andern gespendet, und aus dem Tadel, den Andere erfahren. Meiner armen Kleinen Hildegard fehlt es aber sehr an Wettewer, Lernlust und Wißbegierde, und schon aus diesem Grunde muß ich wünschen, sie einer guten Schule zuzuführen. Nun habe ich — was Sie dem besorgten Vater gewiß nicht verübeln werden — Erkundigungen über Ihre kleine Privat-Anstalt eingelesen und so viel Gutes gehört, was mit dem lebendigen Antheil zusammenfällt, den Sie meiner Tochter eingelesen haben. Ich komme nun mit der Bitte zu Ihnen, Sie möchten sich Hildegards getreulich annehmen. Es genügt mir aber nicht, sie blos Ihrer Schule anzuvertrauen, und ich hoffe, Sie entschließen sich noch Größeres für das Kind zu thun. Ich erlaube mir daher Ihnen folgenden Vorschlag zu machen. In nächster Woche schon muß ich eine längere Dienstreise antreten, die mich vielleicht mehrere Monate von hier fern hält. Wenn Sie sich entschließen könnten, unterdeß in mein Haus zu ziehen und Hildegard unter Ihre besondere Pflege zu nehmen, wie dankbar würde ich Ihnen dafür sein! Für Ihre Schule ist hinreichend Platz in der großen Gartenstube, die ich Ihnen völlig abtreten und als Lehrzimmer überlassen würde; für Sie selbst würde ich ein freundliches Zimmer neben Hildegards Schlafkabinet einrichten lassen und wüßte dann mein Kind zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in Ihrer schützenden Nähe. Eine Stiege höher wohnt eine liebenswürdige alte Dame, die Wittwe eines Consuls; an ihr würden Sie eine mütterliche Freundin und, wo es Noth thäte, eine Rathgeberin finden. Mein Diener und seine Frau haben eine Stube im Nebengebäude, sollen aber während meiner Abwesenheit

in's Hauptgebäude übersiedeln und Ihre Häuslichkeit besorgen. — Wollen Sie, verehrtes Fräulein, meinen Vorschlag in Ueberlegung ziehen? Ich würde mit leichterem Herzen meine Reise antreten, wenn ich mein Kind in dieser Weise geborgen wüßte, und wenn Sie meine Bitte erfüllen, würde es nur von Ihnen abhängen, ob Sie noch ein zweites Pflagetöchterchen annehmen wollen, denn ein Vetter von mir, der in Polen wohnt, hat mich gebeten, seine Helene mit meiner Hildegard zusammen erziehen und unterrichten zu lassen.“

Dora war überrascht und bewegt, aber sie mußte sich erst mit ihrem Gott berathen, ehe sie ihre Zusage zu diesem so verlockenden Vorschlage geben konnte. Der Oberst theilte ihr hierauf noch Manches über seine kleine Tochter und ihre bisherige Erziehung mit und hatte dabei Gelegenheit, Dora's Ansichten und Meinungen genauer kennen zu lernen, was ihn immer mehr in seinem Vertrauen zu der jungen Lehrerin befestigte.

Nach reiflicher Selbstprüfung und mit dem heißen Gebet zu Gott um Beistand zu ihrem Unternehmen entschied sich Dora schon am nächsten Tage dafür, den Vorschlag des Oberst Rudolphi anzunehmen, zumal die Wohnung desselben nicht so fern lag, daß es störend für ihre kleinen Schülerinnen gewesen wäre, und so finden wir sie denn bald darauf in den neuen, ihr völlig zusagenden Verhältnissen. Die schüchterne Hildegard schloß sich mit einer ihr ganz ungewöhnlichen Zärtlichkeit an ihre neue Erzieherin; Helene von Bassewitz aber war ein lebhaftes, reich begabtes Kind, die bald einen wohlthätigen Einfluß auf ihre blöde Cousine ausübte und Dora's Mühe durch Fleiß und Eifer reichlich vergalt.

Das war der Anfang zu Dora's Pensionat!

Der Commerzienrath Diamant saß an seinem Arbeitspult, rechnete und schrieb, aber er war nicht mehr der stattliche Mann von ehemals und auch in seiner Umgebung hatte sich Vieles verändert.

Die großen eisernen Geldspinde standen zwar noch an den Wänden, aber sie dienten nicht mehr zur sichern Verwahrung der Geldrollen und Werthpapiere, sondern nur noch dem Schein. Von dem großen Reichthum, den er früher wirklich besessen, war dem Handelsherrn kaum noch ein spärlicher Rest geblieben, alle Welt wußte das, aber Jeder schien dem Commerzienrath gegenüber vom Gegentheil überzeugt zu sein. Er machte schon längst keine größeren Geschäfte mehr und wollte sich, wie er sagte, aus dem Berufsleben gänzlich zurückziehen, weil seine Gesundheit seit dem Tode seiner Frau zu angegriffen sei. Das Letztere wenigstens beruhte auf Wahrheit; Herr Diamant war plötzlich ein alter Mann mit grauem Haar geworden, dessen gebeugte Gestalt immer mehr und mehr verfiel. Die Sorge nagte an ihm wie ein Wurm; denn obgleich er alle Anstrengung machte, das Ansehen seiner einst so hochgeachteten Firma einigermassen aufrecht zu erhalten, war es doch nur der Versuch eines Verzweifelnden, der seinen gänzlichen Ruin mit jedem Tage näher kommen sah.

Draußen wurde jetzt an die Thür geklopft und auf das mürrische „Herein“ des Commerzienrathes trat ein Mann mit einer Liste in der Hand in's Zimmer, die er mit einer respektvollen Verbeugung überreichte. Herr Diamant überflog die Schrift hastig und sagte dann mit ärgerlichem Spott: „Schon wieder eine Collecte! Das Sammelwesen nimmt wirklich in haarsträubender Weise überhand. Kaum hat man hier eine Kirche bauen, dort ein Glocke aufhängen helfen, so fehlt es schon wieder an einem andern Orte an einem Krankenhause oder einer Kleinkinderschule, der Suppenanstalten und Herbergen zur Heimath gar nicht zu gedenken!“

„Ja,“ sagte der Sammler mit Wärme, „es steht ja schon in der Schrift: »Ihr habt allezeit Arme bei euch«, aber auch: »Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.«“

„Und so weiter und so weiter,“ fiel ihm der Commerzienrath rasch in's Wort. Noch einmal überflog sein Blick die Namen und

Beiträge, die schon eingezeichnet waren, und las dann wie in Gedanken halblaut: „Dora May, 10 Thaler. — Wer ist denn das?“ fragte er, sich zu dem Sammler umwendend; „der Name kommt mir bekannt vor, — aber nein — das kann wohl kaum der Fall sein.“

„Fräulein May dürfte Ihnen vielleicht doch nicht ganz fremd sein; ihr Vater war früher ein wohlhabender Fabrikherr, jetzt ist er schon längst todt.“

„Wohnt denn Fräulein May noch hier in der Stadt?“ fragte Herr Diamant weiter.

„Ja, draußen in der Uferstraße, wo sie das schöne große Haus mit Garten von den Erben der Gräfin Hermstein gekauft hat.“

„Nun, dann scheint sie also noch ziemlich viel aus dem Bankrott ihres Vaters gerettet zu haben,“ sagte der Commerzienrath spöttisch.

„Im Gegentheil! Fräulein May hat sogar noch kleine Schulden ihres Vaters übernommen und auch auf Heller und Pfennig abbezahlt. Aber sie ist eine Dame von großer Willenskraft und Ausdauer in dem, was sie sich einmal zu thun fest vorgenommen hat. Ich glaube, sie ist einen schweren Weg geführt worden, aber jetzt hat sich ihr das Glück wieder zugewendet; ihre Schule hat außerordentlichen Ruf und es sind eine Menge junger Mädchen aus reichen und vornehmen Familien in ihrem Hause. Eine alte Tante ist auch plötzlich aufgetaucht, seitdem Fräulein May's Wohlstand sich täglich mehr hebt, die wohnt nun als Schutz- und Ehrendame bei der beliebten Schul- und Pensionsvorsteherin, die es noch weit bringen kann, denn alle Welt ist ihres Lobes voll. Und eine offene Hand hat Fräulein May immer, das habe ich schon oftmals erfahren; nun, Gott wird ihr das nicht unvergolten lassen.“

Der Commerzienrath zeichnete nach dieser feinen Erinnerung an den eigentlichen Zweck des Sammlers einen kleinen Beitrag und brach dann rasch jede weitere Unterhaltung ab, indem er sich wieder über seine Papiere beugte. Kaum aber war er allein,

da warf er die Feder hastig fort, stieß den Sessel zurück und ging mit großen Schritten in's Wohnzimmer hinauf, wo er seine drei Töchter bei einander fand. — „Cilla,“ sagte er, indem er zu seiner Aeltesten trat und ihr die Hand auf die Schulter legte, da sie über dem Buche, in dem sie las, das Eintreten ihres Vaters gar nicht zu bemerken schien, „Cilla, hättest Du nicht Lust, Deine vielen Kenntnisse nutzbar zu machen und noch jezt ein Vorsteherinnen-Examen abzulegen? Da ist z. B. Dora May — ich hatte sie wirklich ganz und gar aus der Erinnerung verloren — nun ist sie gestiegen wie eine Rakete; solltest Du es nicht ihr gleich thun können?“

„Papa,“ antwortete Cilla mit Achselzucken, „Du siehst doch Alles nur auf den Nutzen an, den es bringt. Ich glaube, es wird außer allem Zweifel sein, daß ich mich mit Dora May messen kann; nur die — wie soll ich denn gleich sagen — die Realien haben mich nie sehr angezogen; ich konnte mich nicht auf die Bildung beschränken, wie man sie zu einem Lehrerinnen-Examen braucht. Dabei würde ich also kläglich bestehen; denn wie man Kleinen dummen Kindern das Lesen und Schreiben beibringt, das geht über meine Begriffe, und lieber würde ich — ja, was würde ich lieber thun? — ehe ich mich dazu herbeiließe. Aber wozu sich unnöthiger Weise über solche Dinge Gedanken machen! Du hast mich an einer sehr interessanten Stelle gestört, Papa!“

Und Cilla blätterte ruhig und unbekümmert um die Gegenwart des Vaters ein Blatt in ihrem Buche um.

„Wollte Gott, daß Du Dir über solche Dinge nicht bald recht schwere Gedanken machen mußt!“ murmelte der Commerzienrath zwischen den Zähnen und wendete sich zu Raphaele, die sorglos ihre Wellen-Papageien fütterte. — „Nun,“ fragte er mit ironischem Lächeln, „getraust Du Dich vielleicht mit Deinem Zeichenstift und Pinsel etwas Nutzenbringendes zu thun?“

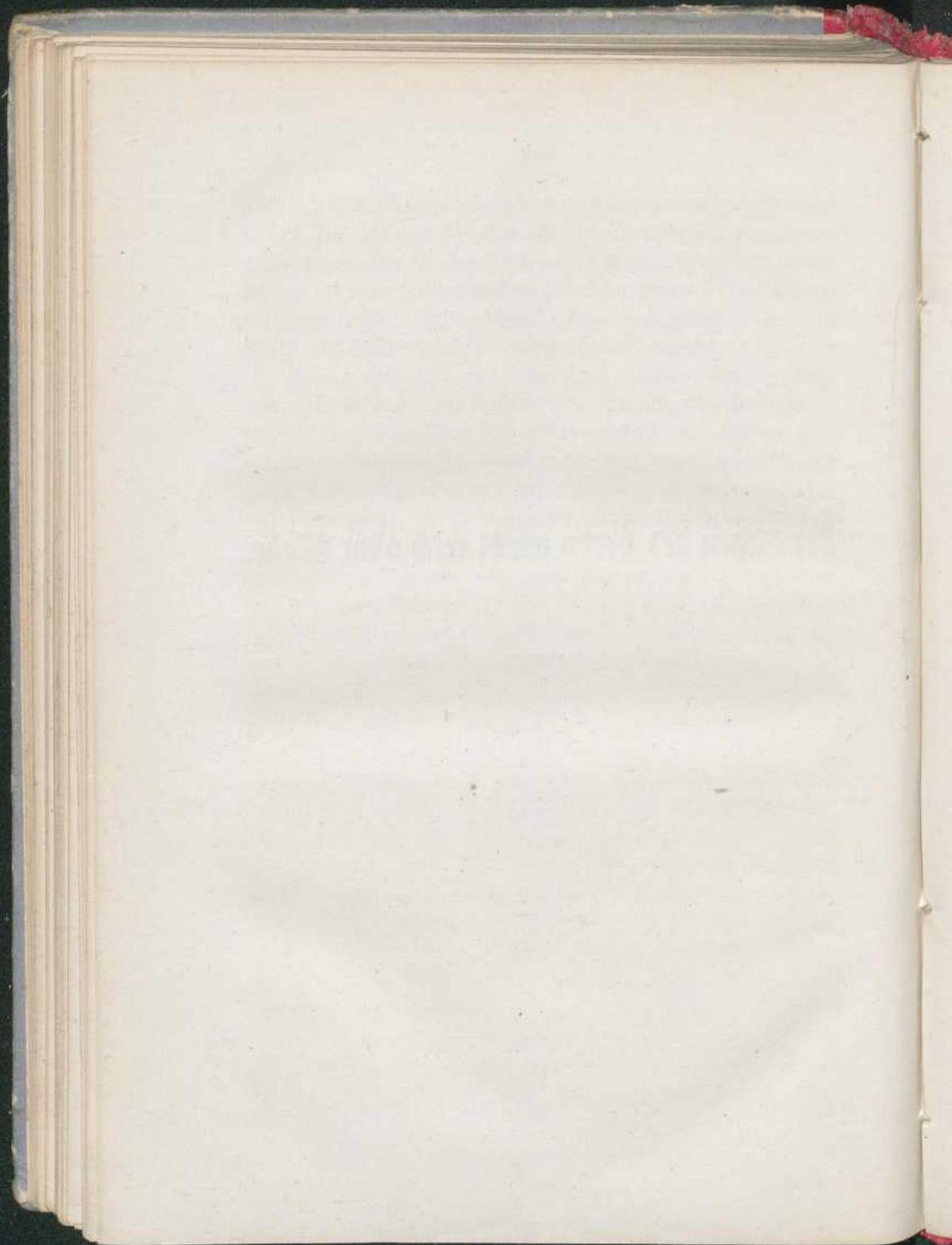
„Du hast ja all' die schönen Bilder verkauft, an denen ich mich sonst begeistern und etwas lernen konnte. Uebrigens möchte ich

die göttliche Kunst nicht zum Broderwerb erniedrigen, und so etwas scheint Du im Sinn zu haben, Papa. Da lasse Dir denn lieber gleich sagen, daß ich eher Farben und Palette in's Feuer werfen würde, als etwa Zeichenstunden geben bei diesem Fräulein May, die Du so hoch zu stellen scheintst. Heut noch zerbreche ich meine Pinsel und Stifte, wenn Du das von mir forderst."

"Könnte nicht schaden," lachte Herr Diamant bitter. "Nun, wenn Ihr nicht arbeiten könnt und mögt, um Euer Brod zu erwerben, so wird die Noth bald genug an Eure Thür klopfen, denn ich bin ein ruinirter Mann und werde Euch nur so lange ich lebe vor Hunger schützen können. Ich wenigstens will mich der Arbeit nicht schämen und eine Stelle suchen als Buchhalter oder Rechnungsführer, was es auch sei, und wie schwer das für einen Mann in meinem Alter auch sein mag. Vielleicht besinnt Ihr Euch dann auch noch eines Bessern."

Und den Kopf auf die Brust herabsinken lassend, verließ der Commerzienrath mit einem schweren Seufzer das Zimmer.

Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe.



1.

Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe.

In der Gaststube einer kleinen Speisewirthschaft, die sich in einer der abgelegensten Straßen Hamburgs befand, saß ein Mann mit wetterhartem Gesicht und finsterner Stirn, den Kopf in die braune kräftige Hand gestützt. Vor ihm auf dem Tische stand ein Glas mit einem heißen starken Getränk; aber obgleich draußen der Winter sein strengstes Regiment führte und der Fremde sich noch kurz zuvor lange Zeit im Freien aufgehalten haben mußte, denn an der Pelzverbrämung seines Mantels hingen noch die feinen Eisfäden, die sich in der kalten Morgenluft vom Hauch seines Mundes gebildet hatten, so ließ er doch das einladend duftende Getränk unberührt und hielt seine Blicke fest auf den Thurm einer kleinen Kirche gerichtet, der über einzelne niedere Gebäude der Nachbarschaft hervorragte. Eben ertönte von dort her eine kleine Glocke, und der schweigsame Fremde wendete sich rasch nach der Wirthin hin, die damit beschäftigt, eine Hammelkeule in kleine Portionen zu vertheilen, sich wenig um ihren schweigsamen Gast zu kümmern schien.

„Was bedeutet dies Geläut?“ fragte er plötzlich.

„Es ist nur das Zeichen zum Mittagessen für die Armen, die im Stift wohnen, zu dem die kleine Kirche gehört,“ antwortete die Speisewirthin und fuhr in ihrer Beschäftigung fort.

Der fremde Mann ließ den Kopf wieder in die Hand zurück sinken und sah düster vor sich hin. „Für sie läutet es nicht mehr,“

dachte er, „sie bedarf keiner irdischen Speise mehr, und keine Dual rührt sie an. O, meine arme Schwester, daß ich dich nicht mehr unter den Lebenden finde und aus dem Hause, das die barmherzige Liebe den Armen und Schwachen gebaut hat, mit mir fortnehmen kann unter das Dach des Bruders, den Gott — zu spät für dich — mit irdischem Gut gesegnet hat. Als ich die Heimath verließ mit schwerem Herzen und leichtem Reisebündel, da warst du noch eine junge, rüstige Dirne und eines braven, fleißigen Handwerkers Braut. Seitdem ist Viel anders geworden! Dein Mann, deine Kinder sind gestorben, du siehst in unheilbare Krankheit und starbst endlich im Hospitale! Nun bin ich ganz einsam in der Welt; alle die Menschen, die ich geliebt, sind mir vorangegangen.“

Eine schwere Thräne stand in dem Auge des finstern Mannes und glitt dann zitternd über die braunen Wangen herab. Das Geläut der kleinen Glocke draußen hatte aufgehört, und in der Gaststube wurde es jetzt sehr lebhaft. Da kamen Frauen und Kinder mit Töpfen und Schüsseln, um für einige Schillinge Suppe oder ein Stück Fleisch oder Gemüse zu holen. Auch fehlte es nicht an männlichen Gästen, die flüchtig ihr bescheidenes Mittagmahl verzehrten und dann wieder an ihre Geschäfte gingen. Alle waren mehr oder weniger in Hast und Eile, recht, als ob jede Stunde des bis zu seinem leyten Tage abgelaufenen Jahres mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ausgekauft werden solle. Nur der Fremde schien diese Kostlosigkeit nicht zu theilen. Immer noch stand sein Glas unberührt, und als er sich endlich etwas zu essen forderte, geschah es augenscheinlich nur, um einen Grund für sein längeres Verweilen in der Gastwirthschaft zu haben, denn er kostete nur ein wenig von der vorgesezten Speise und fiel dann in seine frühere Stellung zurück, seine großen traurigen Augen immer wieder auf das Kreuz des kleinen Kirchleins richtend, das einige Augenblicke lang im Strahl der Sonne glänzte, die aus den dichten Schneewolken herausgetreten war.

Es kennt mich Niemand mehr, dachte er und fuhr mit der Hand über die Augen; Alles fremd oder todt, — und wie anders hatte ich mir die Heimkehr gedacht! Ich habe einmal von einem Manne gelesen, der auch in der Fremde zu Gut und Geld gekommen war und daheim die nicht mehr fand, die er lieb hatte. Der ging auf die Brücke des großen Stromes, der an seiner Vaterstadt vorüberfloß, und schüttete einen schweren Beutel mit Geldmünzen in die traurig flüsternden Bogen. Fast hätte ich Lust, es jenem Manne nachzuthun, wenschon mein Reichthum gering ist gegen den des Sonderlings. „Ja, ja,“ sagte er halblaut vor sich hin, „arm ist und freudlos der Besitzer einer halben Welt, wenn er seine Habe mit Keinem theilen kann, der seinem Herzen lieb und verwandt ist!“ Und die Arme auf die Brust gekreuzt, versank der Fremde immer tiefer in trauriges Nachdenken.

Indeß hatte die Speisewirthin alle ihre auswärtigen Kostgänger versorgt und wollte eben den Rest der Vorräthe in einen großen Wandschrank stellen, als eine arme Frau in die Stube trat und für eine in der Nähe wohnende Musiklehrerin, deren Bedienung sie übernommen hatte, eine Portion Fleisch und Kartoffeln forderte. Die Wirthin schien keine sonderliche Lust zu haben, die schon bei Seite gestellten Pfannen und Töpfe noch einmal an's Feuer zu bringen, und sagte verdrießlich: „Si, will denn das Fräulein Hopfner wieder mit meiner schlechten Küche vorlieb nehmen, nun die Feiertage vorüber sind, wo sie in den vornehmen Häusern, in denen sie Musikstunden giebt, wohl ganz aparte Leckerbissen vor den Mund bekommen hat? Die Mutter Kokofsky kocht nur ganz ordinär.“ Dabei warf die alte Frau einen ärgerlichen Seitenblick auf den Teller des seltsamen Fremden, den jener kaum zur Hälfte geleert, obschon das Essen, das darauf lag, wirklich schmackhaft bereitet war.

„Ach,“ gab die Bedienungsfrau freundlich zur Antwort, „glauben Sie nur das nicht, liebe Frau Kokofsky! Mein Fräulein hat,

was das Essen betrifft, nicht viel Feiertage gehabt. Die vornehmen Leute haben gar nicht an sie gedacht, und wäre auch eine Einladung gekommen, so würde sie wohl kaum hingegangen sein. Denn ohne Trinkgeld für die Dienerschaft geht so etwas doch nicht ab, und das hätte ja das Doppelte und Dreifache gekostet wie ein schmackhaftes Mittagessen bei Ihnen, liebe Frau Rokofsky. Ihnen thut es doch kein Koch in der Welt zuvor, wem schon Ihre Gerichte nur einfach, kräftig und gesund und nicht so zusammengestudirt sind. Mein Fräulein Hopfner meint das auch, und wenn ich die reine Wahrheit sagen soll, warum ich die ganze Woche lang kein Essen bei Ihnen geholt habe, so kann ich nicht damit hinter dem Berge halten, daß wir kein Geld dazu hatten. Die reichen Leute, bei denen Fräulein Hopfner Klavierstunde giebt, dachten vor dem Feste nicht an's Bezahlen, und der Weihnachtsabend lockte der guten Seele obendrein noch den letzten Groschen aus der Tasche. Ach, liebe Frau Rokofsky, Sie hätten aber nur hören sollen, wie rührend das war, als die armen Kinder, sechs an der Zahl, um den schönen Christbaum herum standen und mit heller Stimme sangen:

Ich steh' an Deiner Krippe hier,

O Jesu, Du mein Leben!

Zu Dir komm' ich und schenke Dir,

Was Du mir hast gegeben,

und wie das fromme Lied noch weiter heißt. Na, mit einem Worte, das Fräulein Mathilde Hopfner lehrt die armen kleinen Dinger nicht nur alle Sonnabend-Nachmittage stricken, sondern auch viele schöne Lieder, und an Weihnacht schenkt sie ihnen neue Hemden, die sie selbst genäht hat, und warme Mützen; Alles hübsch standhaft und nützlich, nicht so fadenscheiniger Plunder, wie es hier und da unter die Armen vertheilt und obendrein noch großes Geschrei davon gemacht wird.“

Die Wirthin hatte jetzt ein großes Stück Fleisch abgeschnitten und es mit einem Teller voll Kraut vor die arme Frau hingestellt.

„Ihr könnt das essen, Hildebranden,“ sagte sie gutmüthig, „damit Ihr auch merkt, daß heut Sylvester ist. Indesß will ich für das gute Fräulein Hopfner geschwind ein paar Kastanien braten; sie gehört ja eigentlich zu meinen ältesten Kunden und bezahlt immer pünktlich, obschon es bei ihr nicht sehr aus dem Vollen gehen mag.“

Die Bedienungsfrau befriedigte durch den unverkennbaren Appetit, mit dem sie die dargebotenen Speisen verzehrte, den wirtschaftlichen Ehrgeiz der Mutter Kofofsky und erzählte zwischendurch. „Du lieber Gott, kein Mensch kann besser wissen wie ich, wie kümmerlich sich das Fräulein Hopfner behelfen muß. Es klingt freilich nach was, wenn es heißt, daß sie Tag für Tag ihre vier bis 6 Klavierstunden giebt; das muß doch Geld bringen, denkt man. Aber da ist z. B. die Tochter der armen Pastors-Wittwe von der Elisabeth-Kirche, — wie heißt sie doch nur gleich? Na, der Name macht's ja nicht; die möchte gern Lehrerin werden, um der Mutter aus dem Brote zu kommen, die noch drei jüngere Kinder zu erziehen hat; na, die bekommt den Musikunterricht beim Fräulein Hopfner umsonst. Ich hab's einmal draußen an der Thür gehört, wie sich das gute Kind mit tausend Thränen bei ihrer Lehrerin bedankte; — denn Sie dürfen nicht denken, daß die ihre Wohlthaten vor mir auskramt. Aber man hat doch seine richtigen Augen und sieht und hört, was um Einen her vorgeht. Dann kommt immer des Abends eine junge Mamsell verschleiert in die Stunde, so als ob sie Niemand erkennen sollte, und mit der hat Fräulein Hopfner oft lange und ernsthafte Unterhaltungen. Ich bin auch richtig dahinter gekommen, daß es eine junge Person von vornehmerm Stande ist, die sich mit ihren Verwandten entzweit hat und aus Noth und Verlegenheit zum Theater gehen wollte. Da hat ihr aber das Fräulein Hopfner einen Brief geschrieben, kein Pastor könnte es rührender machen. Sie bietet ihr an, so lange bei ihr zu wohnen und mit ihr zu theilen, was sie selbst hätte, bis sich ihre Lage auf die eine oder die andere Art verbessert. So sorgt und arbeitet das

gute Fräulein für Andere und darbt dabei manchmal selbst am Nöthigsten; denn, wie gesagt, sie hat in der Festwoche nur ihren Thee und ein paar Eier gehabt. Hätte der Schneider, der im Hinterhause wohnt, ihr nicht heut die fünf Gulden zurückgebracht, die sie ihm im Frühjahr geborgt hatte, so hätte sie heut und morgen zum Neujahrstage nur für einige Schillinge Milch kaufen können; und es war ein Glück, daß der Schneider von seinem Sohne aus Amerika einen dicken Brief mit Geld bekommen hatte, sonst hätte mein Fräulein die Schuld gar nicht einmal zurückgenommen.“

„Ja, das ist Alles recht löblich,“ meinte Frau Rokofsky und stellte zu der Portion, die sie unterdeß für die Musiklehrerin zurechtgemacht hatte, noch eine kleine Schale Apfelcompot und ein Stück Schweizer-Käse als Zugabe; „aber wenn sie nun älter wird, das gute Fräulein Hopfner, und nicht mehr so viel Stunden geben kann oder aus der Mode kommt, wie denn da? Ich glaube, sie ist nicht einmal ein Hamburger Kind, sondern nur jung hergekommen mit ihren Eltern. Wer wird dann für sie sorgen?“

„Das hab' ich auch schon gedacht und einmal ganz frei herausgeredet; aber wissen Sie, was ich da zur Antwort bekam: »Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe.«!“

„Nun, nun, die Hände legt das Fräulein dabei nicht in den Schooß,“ sagte die Speisewirthin und fuhr sich mit dem Zipfel der saubern Küchenschürze über die Augen. „Ich denke, der liebe Gott wird es ihr wohl auch nicht unvergolten lassen in alten Tagen, was sie aus Liebe zu ihm ihren Mitmenschen gethan hat, so lange sie noch rüstig zum Schaffen und Thun gewesen. Es ist schon recht, wie's im Sprüchwort heißt:

Sorg', doch sorg' nicht zu viel,

Es geschieht doch, was Gott haben will.“

Die arme Frau hatte jetzt ihr Mahl beendet und bat nur noch, daß die Frau Rokofsky doch ja nicht weiter erzählen möge, was sie da Alles ausgeplaudert habe; in dem Punkte sei mit ihrem Fräulein

nicht zu spaßen. Dann band sie die Schüsseln mit Speisen durch einen Lederriemen zusammen und entfernte sich dankend.

Der Fremde hatte während der Unterredung der beiden Frauen die lebhafteste Theilnahme empfunden, ohne daß es von den Sprechenden bemerkt worden wäre. In seiner Erinnerung war ein frisches rosiges Kindergesicht aufgetaucht, die Tochter eines Nachbarn, die oft mit seiner Schwester gespielt und auch ihm, dem armen Jungen, oftmals Obst aus dem Garten ihrer Eltern geschenkt hatte. Vor- und Zuname stimmten überein; das kleine Mädchen aus dem Nachbarhause mußte jene Musiklehrerin sein, von der er so rührende Züge der Güte erzählen hörte. Und wäre sie es auch nicht, er fühlte sich beglückt durch den Gedanken, die getroste Zuversicht der Mildthätigen zur Wahrheit machen zu können.

Er trat daher nach einer Weile zu der Wirthin und bat: „Wollten Sie mir wohl den Gefallen thun und ein kleines Packet an die Musiklehrerin Fräulein Hopfner bestellen lassen, heut noch? Ich reise schon mit dem nächsten Eisenbahnzuge weiter.“

„Neht gern,“ antwortete die Angeredete, ganz verwundert über die Veränderung, die mit dem finstern, schweigsamen Manne vorgegangen war. Er zog rasch seine Briestafche hervor, schrieb ein paar Worte auf die innere Seite eines saubern Blattes und wickelte verstohlen mehrere farbig bedruckte Papiere hinein. Dann ließ er sich Licht und Siegellack bringen, verschloß den Brief sorgfältig und war noch Zeuge davon, daß der Hausknecht ihn forttrug. Zugleich mit diesem verließ er die Speisewirthschaft, beobachtete den Boten, bis er in ein naheß Haus trat und nach kurzer Zeit mit leeren Händen zurückkam. Nun wußte er, daß Fräulein Hopfner seine Sendung sicher erhalten würde, und ging noch einmal zum Grabe der Schwester. Eine Stunde später lag Hamburg schon weit hinter ihm. Er war um eine Hoffnung ärmer geworden durch den Tod seiner geliebten Schwester, aber er nahm eine wohlthuende Erinnerung mit sich fort.

Als die Musiklehrerin aus der Sylvesterpredigt heimkam, reichte ihr die Hauswirthin ein Briefpaquet. Sie öffnete es und einige Werthpapiere fielen in ihre Hände. Es war eine Summe, groß genug, um das Leben einer anspruchlosen Frau vor drückender Noth zu schützen. Auf dem Blatt, in das die Papiere geschlagen waren, standen in festen Schriftzügen die Worte:

„Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe!“

2.

Zurück in die Heimath.

In einem der Straßenviertel Londons, wo sich viele Geschäfts-Localen der größern Kaufleute befinden, saß in einer düstern Comptoir-Stube ein Mann an einem riesigen Schreibpult mit Zeichnungen und Rissen so eifrig beschäftigt, daß er kaum bemerkte, wie ein Anderer durch eine kleine Tapetenthür zu ihm eintrat und den emsigen Arbeiter einige Secunden lang schweigend beobachtete.

„Alles in Ordnung!“ sagte dieser jetzt laut und strich sichtlich befriedigt den schönen schwarzen Vollbart, durch den schon hier und da ein silberhelles Haar glänzte. In diesem Augenblicke bemerkte er, daß er nicht mehr allein sei, und sprang hastig auf, als er den Chef des Handelshauses erkannte, der ihm die Oberleitung beim Bau einer Eisenbahn übertragen hatte, welche reichen Ertrag zu bringen versprach.

„Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen, Master Fabriz,“ grüßte er den Eingetretenen; „ich habe soeben den fertigen Plan noch einmal in allen Einzelheiten auf's Sorgfältigste revidirt; der Bau kann sofort in Angriff genommen werden und ich verbürge mich, daß die gemachten Anschläge sich als richtig erweisen werden.“

„Ich zweifle nicht an Ihrer Umsicht, Herr Reinhold,“ entgegnete der Angeredete, indem er den Gruß des Ersteren dadurch erwiderte, daß er ihm lebhaft die Hand schüttelte. „Sie sind mir als ein klarer Kopf bekannt und wissen die Erfahrungen, die Sie in Amerika gemacht haben, trefflich zu nützen. Das Unternehmen scheint also gesichert und soll hoffentlich auch Ihnen erhebliche Vortheile verschaffen. Aber ich habe jetzt noch ein ganz besonderes Anliegen an Sie. Ich habe mich vor längerer Zeit mit einer ziemlich bedeutenden Summe bei einer Maschinen-Fabrik in Hamburg betheiligt. Das Geschäft scheint in's Stocken zu gerathen, und wenn ich mein Kapital retten will, so muß ich einen Sachverständigen an Ort und Stelle schicken, der nöthigen Falls meine Rechte vertritt, sei es durch Verkauf der Fabrik oder durch Verbesserungen im Betrieb derselben. Sie, lieber Reinhold, sind ganz der Mann dazu, diesen Auftrag auszuführen. Würden Sie sich wohl entschließen können, auf einen Monat oder zwei nach Hamburg zu gehen und dort die Sachen in die Hand zu nehmen, bis Ihre Anwesenheit hier nothwendig wird? Ich würde im Voraus jede Forderung bewilligen, die Sie für Ihre Mühwaltung stellen, und außerdem Ihre Einwilligung als einen Freundschaftsdienst ansehen. Während Ihrer Abwesenheit können die nothwendigsten Vorbereitungen zu unserm Eisenbahnbau gemacht werden, und wenn Sie zurückkehren, finden Sie auch Ihre eigene Wohnung fertig, ein hübsches kleines Haus mit einem Stück Gartenland, das Sie nach eigenem Geschmack bebauen können. Es wird nur noch ein Stall für Ihr Pferd und eine Remise gebaut, alles Uebrige wird sich als ausreichend für eine Familie erweisen.“

Reinholds Lippen zuckten; es war ein schmerzliches Lächeln, die Freude hatte wenig Theil daran. Hatte er doch keine Familie, ja kaum einen nähern Bekannten in dem Rebellande, das seit etwa drei Jahren seine Heimath geworden war. Ja, wenn seine Schwester Ellen noch gelebt hätte oder doch ein Kind von ihr, dann wäre

er nicht so einsam gewesen, dann hätte doch ein liebendes Wesen Theil an ihm genommen und der glückliche Erfolg seiner rastlosen Thätigkeit wäre einem geliebten Menschen zu Gute gekommen. — Aber es war jetzt nicht an der Zeit, sich einer weichmüthigen Stimmung zu überlassen. Mr. Fabritz erwartete seine Entscheidung, die er auch nach kurzem Bedenken gab. Wenige Tage später finden wir Reinhold auf einem Dampfschiff, das nach Deutschland segelt. Der ernste Mann, den wir aus der Gaststube der Frau Kokofsky schon kennen, ist fast gegen seinen Willen wieder auf dem Wege nach der alten Heimath, wo Niemand ihn mit Sehnsucht erwartet, Niemand sich seines Kommens freut.

Gedanken dieser Art sind es, die ihn beschäftigen, als er allein in der Kajüte sitzend sein Notizbuch schließt, in das er soeben einige Bemerkungen geschrieben. Dabei fällt ein zusammengebrochenes Blättchen auf den Boden zu seinen Füßen nieder; Reinhold bückt sich, um es aufzuheben; es ist ein kleines Büschel Moos vom Grabe seiner Schwester. Auf dem Papier steht mit Bleistift eine Adresse geschrieben, die aber fast gänzlich verwischt und unleserlich ist. Er bemüht sich lange vergeblich sie zu entziffern und glaubt endlich die Worte: Mathilde Hopfner, Schifferstraße Nr. 86 zu erkennen. Da geht die Erinnerung an jenes Liebeswerk, das er an der armen Musiklehrerin ohne jeden Anspruch auf Dank gethan, wie ein warmer Sonnenstrahl über sein ernstes Gesicht und verschönt es durch einige sanfte, weiche Linien. Er mußte an seine Kinderzeit denken, wo die Aepfel oder die Handvoll Kirschen, die das freundliche Nachbarhäutcherchen ihm geschenkt, ein freudiges Ereigniß für ihn gewesen, und es ist ihm eine innere Genugthuung zu wissen, daß es ihm vergönnt gewesen sei, das Leben jenes gutherzigen Kindes durch seine geheimnißvolle Spende vor Noth zu schützen. Wie es ihr wohl gehen mochte, der lieben Kleinen mit den sanften, treuherzigen Augen! Gewiß, er wollte nach ihr fragen, sobald er nach Hamburg käme.

Aber dieser Voratz wäre wohl doch nicht zur Ausführung gekommen, wenn Reinhold, der gleich bei seiner Ankunft mit Geschäften überhäuft wurde, nicht zufällig auf einem Gange durch die Stadt in die Schiffer-Straße gerathen und an Frau Rokofsky's Gaststube vorübergekommen wäre. Einen Augenblick lang stand er an der Thür des Hauses still und ging mit sich zu Rathe, ob er hineingehen und sich unter irgend einem Vorwande nach der Jugendspielerin seiner Schwester erkundigen solle. Aber die Wirthin hätte ihn vielleicht wiedererkannt, und das wäre ihm nicht erwünscht gewesen, denn es war ihm ja nicht darum zu thun, sich den Dank für jene Liebesthat einzuholen. So ging er denn weiter und trat am Ende der Straße in einen Kaufladen, um seine Cigarrentasche füllen zu lassen. Er mußte lächeln, als er bei einem zufälligen Blick auf die gegenüberliegende Häuserreihe an einem kleinen Blechschilde die Nummer 86 erkannte. Dort also wohnte Fräulein Hopfner! Er dachte nicht daran, daß sie längst ausgezogen sein könne, freute sich, daß er vielleicht von dem dienstfertigen Ladenburschen Nachricht über die Musiklehrerin erhalten könne, und suchte auf einem kleinen Umwege seinen Zweck zu erreichen. Um die Thür des Hauses 86 zog sich ein schöner Kranz von Immergrün und bunten Frühlingsblumen. Reinhold fragte, was das bedeute.

„Eine Hochzeit!“ gab dieser zur Antwort und fügte hinzu: „Wenn Sie einen Augenblick warten wollen, so können Sie das Brautpaar zur Kirche fahren sehen; da kommt eben der Wagen! Die Dame ist Sängerin oder Gesanglehrerin gewesen, so viel ich weiß, und hat sich kümmerlich behelfen müssen, bis sie unerwartet zu einigem Vermögen gekommen ist. Da hat sich auch bald ein junger Windbeutel gefunden, der das schöne Geld gewiß bald unter die Leute bringen wird, wie man zu sagen pflegt. Vielleicht reicht es auch kaum hin, die Schulden des Herrn Assessors zu bezahlen.“

Reinhold hatte genug gehört; die Falten auf seiner Stirn zogen sich finster zusammen, und als er seines Weges dahinging, murmelte

er zwischen den Zähnen: „Ich habe nun einmal kein Glück dabei, wenn ich für Andere sorgen will.“

Am Ende der nächsten Straße holte der Brautwagen ihn ein. Reinhold streifte das Paar, das darin saß, nur mit einem flüchtigen Blick; er sah eine Wolke von Spitzen und Flor, aber auf dem fröhlichen Gesicht der Braut keinen Zug, der ihn an die kleine Gespielin seiner Schwester erinnert hätte. Es wäre vielleicht besser gewesen, sagte er sich, wenn er die arme Musiklehrerin ihrem Schicksal überlassen hätte; sie würde möglicher Weise im Alter manchmal geduldet haben, aber es wäre ihr dann wohl erspart geblieben, eine thörichte Heirath bereuen zu müssen.

Tage vergingen. Reinhold war so beschäftigt, daß er kaum Zeit behielt, einmal das Grab seiner Schwester zu besuchen; aber der Gedanke an Mathilde Hopfner drängte sich ihm trotz aller Arbeit immer wieder auf und er hätte gern Näheres über den Mann hören mögen, dem sie ihr Schicksal anvertraut hatte. Vielleicht standen die Sachen doch auch nicht gar so schlimm, wie man ihm im Kaufladen berichtet hatte. Er nahm sich endlich vor, einmal bei Frau Kokofsky vorzusprechen und unter irgend einem Vorwande sichere Nachrichten einzuziehen.

Um nicht so leicht erkannt zu werden, ließ er sich in einem Haarschneide-Cabinet den Bart stutzen und sein ungepflegtes Haar mit Bürste, Pomade und Brenneisen in einen civilisirten Zustand bringen. Er mußte laut auflachen, als er sich so verwandelt im Spiegel sah, und versicherte dem halb empfindlichen, halb verblüfften Haarkünstler, daß seine eigene Mutter ihn in diesem Zustande nicht wieder erkannt haben würde.

Nun, Frau Kokofsky wenigstens hatte keine Ahnung davon, daß der pomadenduftende Herr, der sich eine Carbonade zum Mittagbrot bei ihr bestellte, derselbe finstere, wortkarge Gesell sei, der vor drei Jahren schon einmal an ihrem Tische gefessen und so

gar trübsinnig nach dem kleinen Thurm der Hospitalkirche hinüber geblickt hatte.

Der schmucke, stattliche Fremde fing bald eine Unterhaltung mit der redseligen Wirthin an und fragte so nebenbei, ob es wohl in der Nähe einen guten Musiklehrer gäbe.

Frau Kokofsky besann sich ein Weilchen, schüttelte aber dann den Kopf und sagte: „Mir ist wenigstens keiner bekannt. Ja, wenn Fräulein Hopfner noch Stunden gäbe, die hätte ich Jedem auf's Beste empfehlen können.“

„Hat die Dame, von der Sie sprechen,“ fragte Reinhold weiter, „ihre Thätigkeit auf immer aufgegeben? Das wäre ja recht zu beklagen, da Sie ihr ein so zweifelloses Lob ertheilen.“

„Ach, das ist eine verdrießliche, wo nicht gar eine traurige Geschichte,“ meinte die Wirthin, wurde aber in diesem Augenblicke von mehreren eintretenden Gästen so in Anspruch genommen, daß sie ihr Gespräch mit Reinhold plötzlich abbrechen mußte. Dieser sah nach seiner Uhr; er hatte eigentlich keine Zeit mehr zu verlieren; aber sein Interesse für die kleine Nachbarstochter war so lebhaft, daß er nicht fortgehen wollte, ohne Bestimmteres über sie erfahren zu haben.

Endlich war die geschäftige Frau wieder erreichbar für ihn und er zögerte nicht, seine Frage noch einmal zu wiederholen.

„Ja, sehen Sie,“ berichtete Frau Kokofsky, „das Fräulein hatte sich mit Musikstunden über ihre Kräfte angestrengt und wurde krank. Der Doctor verordnete ein stärkendes Bad; aber wer nicht folgte, das war mein Fräulein Hopfner. Sie könne nicht so viel erübrigen, als eine Badereise koste, sagte sie, und das ist mir eben das Verdrießliche von der Geschichte. Denn erstens hatte sie immer Geld, wenn es sich um arme Leute handelte, und dann hätte es ihr auch nicht an den nöthigen Mitteln gefehlt, wenn sie nur von dem Gelde hätte nehmen wollen, das auf eine ganz wunderbare Art in ihre Hände gekommen war und ihr rechtmäßig gehörte. Aber nein;

eher hätte sie Hunger gelitten, ehe sie das Geld angegriffen hätte; »denn«, sagte sie, »es ist entweder durch ein Mißverständniß an mich gekommen, oder der liebe Gott hat es mir nur für meine Armen geschickt. So lange man selbst noch arbeiten und sich seinen Unterhalt erwerben kann, darf man auch keine Unterstützung annehmen!« Und dabei blieb sie und gab ihre Musikstunden weiter, obgleich sie immer blässer und schwächer wurde. Endlich traf sich's so gut, daß eine reiche Kaufmannsfrau, deren Kindern Fräulein Hopfner Stunden gab, in dasselbe Bad geschickt wurde, wohin jene gehen sollte, und Frau Kallmei war so klug, die Hopfner als Gesellschafterin mitzunehmen. Darauf ging die ohne Widerrede ein; sie mochte wohl merken, daß es die höchste Zeit sei, dem Doctor zu folgen. Nun hat sie fünf Wochen Ferien gegeben und ist vor etwa vierzehn Tagen abgereist. Doctor Silvius aber meint, mit den Musikstunden werde es wohl ganz und gar ein Ende haben müssen, wenn das Bad etwas nützen solle. Aber da plaudere ich dem Herrn die Geschichte so groß und breit vor und vergesse ganz und gar, daß Sie ja das Fräulein Hopfner nicht kennen und also auch kein solches Interesse an ihr nehmen können wie unsereins!“

Reinhold wollte die Erzählerin eben mit den Worten unterbrechen: „Also ist sie nicht verheirathet?“ er besann sich aber noch zu rechter Zeit, daß diese Frage seine Theilnahme an der Musiklehrerin zu deutlich verrathen würde, und sagte daher sich zu einem gleichgültigen Tone zwingend: „War denn aber die Reise gar so kostbar? Schickte der Doctor das Fräulein denn in ein weit entferntes Bad?“

„Ganz genau weiß ich das so eigentlich nicht, denn ich bin all' mein Lebtag nicht stark in der Geographie gewesen,“ meinte die Wirthin und setzte dann hinzu: „Nur so viel weiß ich, daß der Badeort Altwasser heißt und in Schlessien oder da herum liegen soll.“

Reinhold wußte nun, was er wissen wollte. Ohne daß Frau Rokofsky es merkte, schrieb er die Worte: „Kallmei — Altwasser“

in sein Notizbuch, bezahlte sein einfaches Mahl und ging nach der Fabrik, wo man schon ungeduldig auf ihn wartete.

Hatte er bis dahin jede Stunde des Tages benutzt, um seine Aufgabe getreulich zu erfüllen, so arbeitete er jetzt mit Unermüdllichkeit oft die halbe Nacht hindurch und gönnte sich kaum ein paar Stunden Schlaf. Um so mehr verwunderten sich die Beamten der Fabrik, daß er plötzlich seine Anordnungen für mehrere Tage im Voraus gab und schon mit dem Frühzug eine Reise antrat, von der er Niemand etwas Näheres mittheilte. Er nahm nicht einmal einen Diener mit nach dem Bahnhofe, verließ mit seiner Reisetasche in der Hand das Haus und setzte sich auf den Schnellzug, der nach Schlesien ging. Das kleine Altwasser war sein Reiseziel. Aber was wollte er dort?

Es hatte Reinhold sehr bedrückt, als er durch eine falsche Nachricht irre geführt, befürchten mußte, daß sein reiches Geschenk derjenigen zum Unheil geworden zu sein schien, der es doch hatte ein Segen sein sollen. Nun that es ihm leid, daß Mathilde zu peinlich und gewissenhaft gewesen war, das Geld in ihrem Nutzen zu verwenden, und der vielbeschäftigte Mann scheute selbst die weite Reise nicht, um seiner ehemaligen kleinen Nachbarin gegenüber zu treten und sie um die Annahme jener ihr einmal zgedachten Werthpapiere zu bitten. Er malte sich, in eine Ecke seines Coupee's gedrückt, dies Wiedersehen bald mit hellen, bald mit düstern Farben aus und ward von solchen Gedanken erst dann abgelenkt, als etwa auf der Hälfte des Weges eine Dame seine Reisegeossin wurde, die sofort seine Theilnahme in ungewöhnlichem Grade erregte. Sie schien eben erst von einer ernstlichen Krankheit genesen zu sein, war noch schwach und hilfsbedürftig und hatte doch Niemand, der für sie sorgte und ihr irgend eine kleine Dienstleistung erwies. Andere Reisende kamen und gingen abwechselnd, aber nur mit der blassen Dame ihm gegenüber kam Reinhold in ein belebteres Gespräch. Es lag in seinem schlichten, biedern Wesen, sich jedes Hilfsbedürftigen nach Kräften anzu-

nehmen, und so erbat er sich auch bald die Erlaubniß der Dame, ihr an den Haltestationen irgend eine Stärkung oder Erfrischung herbeischaffen zu dürfen. Er hatte alle jene Aufmerksamkeiten für sie, die ein feinführender Mensch den Schwachen und Schutzbedürftigen bereitwillig zuwendet, und ihre Unterhaltung entschädigte ihn reichlich für die kleinen Opfer der eigenen Bequemlichkeit, die er ihr brachte. Er hatte zwar wenig Frauen kennen gelernt, nie aber eine, deren bescheidenes und verständiges Wesen ihm einen so angenehmen Eindruck gemacht hätte.

Reinhold war bisher ja nur darauf bedacht gewesen, sich als Techniker tüchtige Erfahrungen zu sammeln und diese für sich und Andere nutzbar zu machen. In seiner Jugend hatte er mit Mangel und Sorge der schwersten Art zu kämpfen gehabt und erst nachdem er sein Vaterland verlassen und in der neuen Welt durch unermüdlige Thätigkeit sich einen Wirkungskreis geschaffen, wendete sich ihm das Glück endlich zu. Er erwarb ein hübsches Vermögen und kehrte damit in die Heimath zurück, um dort in der Nähe einer zärtlich geliebten Schwester die gesammelten Erfahrungen zu verwerthen. Aber er fand, wie wir wissen, diese Schwester nicht mehr unter den Lebenden und erfuhr zu seinem bitterm Schmerze, daß sie in Dürftigkeit gestorben sei, während er über das Meer zu ihr herüber kam, um seinen Wohlstand mit ihr zu theilen. Er hatte lange Zeit nicht in die Heimath geschrieben, denn er wollte sie überraschen, mußte aber zweimal seine Abreise verschieben, weil es immer noch einen gewinnbringenden Auftrag auszuführen gab, und kam dann zu spät, um der Schwester die Früchte seines Fleißes in den Schooß schütten zu können.

Das schnitt ihm tief in das weiche Herz, das er unter anscheinender Härte verbarg. Der Aufenthalt in seiner Vaterstadt war ihm dadurch plötzlich so verleidet, daß er ohne längeren Aufenthalt nach England ging und dort ein lohnendes Feld für seine Thätigkeit fand.

Wir fanden ihn dort in gesicherten Verhältnissen und begünstigt vom Glück, an dem er so gern einem lieben Menschen Theil gegönnt hätte. Seine Jugend war vorübergegangen in heißem Ringen nach Erwerb; jetzt, wo diese schwere Zeit hinter ihm lag, wo sein Wohlstand im steten Wachsen war, stand er auf der Höhe des Lebens allein; Niemand freute sich seiner Erfolge, Niemand sorgte sich um ihn und verbürgte ihm eine liebevolle Pflege für die herannahenden Tage des Alters.

Das ging Reinhold jetzt durch den Sinn, als die Fremde ihn im Verlauf einer lebhaften Unterhaltung nach seiner Familie fragte. Er vermied die Antwort, die ihm so schwer wurde, und die Dame war zartfühlend genug, um nicht wieder auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Der Tag verstrich Reinhold so rasch wie kaum je ein anderer zuvor, und es flog wie ein Sonnenstrahl über seine ernstesten Züge, als er erfuhr, daß seine Reisegefährtin ebenso wie er selbst, nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden, die zum Ausruhen benutzt wurden, denselben Weg mit ihm fortsetzen werde. Er begrüßte sie am andern Morgen wie eine alte Bekannte und auch sie schien sich des neuen Zusammentreffens zu freuen. Sie war nicht mehr ganz jugendlich, aber sie hatte noch alle Frische des Geistes und aus ihren grauen Augen leuchtete die unverkennbarste Herzensgüte hervor.

Reinhold wurde ihr gegenüber beredt und heiter und am Ende des zweiten Tages gestand er sich, daß er nie eine so angenehme Bekanntschaft gemacht habe. Es war ihm daher auch eine große Freude, als er auf der letzten Station vor dem kleinen Badeorte erfuhr, daß die liebenswürdige Fremde dorthin zur Kur gehe; denn so durfte er doch an die Möglichkeit denken, ihr während seines kurzen Aufenthaltes in Altwasser noch einmal zu begegnen. Ihrem Namen nachzufragen hatte er nicht den Muth, obschon er ihr den seinen schon in den ersten Stunden ihres Zusammenseins genannt hatte.

Als er allein in dem Zimmer stand, das er im besten Gasthose des Badeortes genommen hatte, mußte er sich erst wieder auf den eigentlichen Zweck seiner Reise besinnen; es war ihm, als habe er sie nur machen müssen, um diese beiden erfrischenden Tage zu erleben. Am andern Morgen aber forschte er sogleich nach der Wohnung der Frau Kallmei aus Hamburg und als er den Namen in der Brunnenliste gefunden hatte, streifte er bis zu der Stunde, wo er schicklicher Weise einen Besuch dort machen konnte, auf der Promenade umher. Als er nach einiger Zeit in das Hotel zurückkehrte, um seinen Reiseanzug abzulegen, gestand er sich's, daß er nur ausgegangen sei, um wo möglich seine Reisegefährtin zu entdecken; aber er war dabei nicht so vom Glück begünstigt gewesen wie bei seinen Unternehmungen anderer Art.

Nun war es endlich an der Zeit, die kleine Nachbarin von ehemals aufzusuchen. Jetzt erst bedünkte es Reinhold wie eine Thorheit, zu der er sich von seiner Gutmüthigkeit habe hinreißen lassen, und er zerbrach sich den Kopf darüber, wie er wohl sein seltsames Anliegen einleiten und durchführen solle. Wäre es nicht besser gewesen, wenn er von Hamburg aus an Mathilde Hopfner geschrieben und ihr Alles klar und verständig auseinandergesetzt hätte? Doch all' diese Bedenken kamen nun zu spät.

Schon zweimal war Reinhold vor dem Mannsfelder Hause, in dem Frau Kallmei wohnte, auf und ab gegangen und noch immer kam er zu keinem rechten Entschluß. Da entdeckte er in einer Gruppe blühenden Strauchwerks zur Seite des Hauses zwei Damen auf einer Bank, die mit einer Handarbeit beschäftigt in lebhafter Unterhaltung zu sein schienen. Die Eine wendete ihm eben das Gesicht zu, und er erkannte zu seiner freudigen Ueberraschung seine blasse Reisegefährtin. Da vergaß er ganz und gar den beabsichtigten Besuch bei Frau Kallmei und eilte über die kleine Brücke, die den Bach überwölbt, der den Promenadenweg vom Mannsfelder Hause trennte. Im nächsten Augenblicke stand er vor den beiden Damen.

Die jüngere von beiden war rasch aufgestanden und ihm einen Schritt entgegengetreten. Sie schien angenehm überrascht, ihren Reisegefährten, der ihr so viel Freundlichkeit erwiesen hatte, noch einmal wiederzusehen, und sagte zu ihrer Gefährtin, den Ankommen vorstellend: „Erlauben Sie mir, Frau Commerzienrätthin, Ihnen meinen Beschützer auf der Reise vorzustellen: Herr Reinhold! Frau Commerzienrätthin Kallmei!“

Reinhold stand wie im Traume. Sollte es Fräulein Hopfner gewesen sein, mit der er zwei Tage lang zusammen gereist war, ohne ihren Namen erfahren zu haben? Nein, das konnte ja nicht sein; Frau Kofosky hatte ihm ja gesagt, daß die Musiklehrerin schon seit einigen Wochen im Bade sei. Die Dame aber, für die er ein so ungewöhnliches Interesse empfand, war ja erst gestern Abend mit ihm zugleich in Altwasser angekommen.

Es blieb ihm nun nichts weiter übrig, als bei der Frau Commerzienrätthin nach Fräulein Hopfner zu fragen. Sie sah ihn verwundert an und sagte dann lächelnd, zu ihrer Begleiterin gewendet: „Da werde ein Anderer flug daraus; Sie erzählen mir von Ihrem Reisegefährten so viel Gutes, stellen ihn mir zuletzt persönlich vor, und nun verleugnet der Herr Sie ganz und gar, da er nicht einmal Ihren Namen zu wissen scheint.“

Reinhold stand noch immer verwirrt und sprachlos. Das Räthsel wurde ihm aber bald gelöst. Fräulein Hopfner war allerdings mit der Commerzienrätthin von Hamburg abgereist, aber schon am ersten Reisetage so unwohl geworden, daß sie in einer kleinen Stadt zurückbleiben und einen tüchtigen Fieberanfall abwarten mußte, der zweimal wiederkehrte. Frau Kallmei hatte zu ihrem größten Bedauern ihre Badekur nicht so lange aufschieben können und endlich allein abreisen müssen, nachdem eine zuverlässige Pflegerin für Mathilde gefunden war und der Arzt versichert hatte, daß keinerlei Gefahr sei, ja daß die Patientin nach diesem Ausbruche des lange versteckten Fiebers sich rasch erholen und mit Hilfe der Badekur

vollständig genesen werde, denn das Fieber sei eine wohlthätige Krankheit. So war denn Mathilde endlich der Commerzienrätthin nachgekommen und hatte auf dem Wege die Bekanntschaft Reinholds gemacht, der nur gekommen war, um sie zu suchen.

Frau Kallmei war eine lebhaft alte Dame, sie hielt die Unterhaltung im Fluß, die zwischen Reinhold und Mathilde heut so oft in's Stocken kam und doch die beiden Tage zuvor so unerschöpflich gewesen zu sein schien; sie lud den Beschützer ihrer Gesellschafterin ein, mit ihnen die Mittagsuppe zu essen, und er nahm es dankbar an, obschon es ihm vollkommen überflüssig erschien, an einem so goldigen Tage auch noch zu essen und zu trinken.

Am Nachmittage wurde eine Spazierfahrt nach dem romantischen Fürstenstein gemacht, dessen auf Felsengrund erbautes neues Schloß und sein grünes, von der Polznieß durchraushtes Thal eine Perle Schlesiens genannt zu werden verdient. Der sogenannte Fürstensteiner Grund mit seiner hübschen Schweizerei, mit seinen Grotten, Tempeln und Anlagen wird allmählig immer enger und düsterer, bis er sich plötzlich zu einer üppigen Wiese erweitert und die rothbraune mittelalterliche Burg mit ihren hohen, trozigen Zinnen und dem Wartthurm hoch auf dem Felsen zeigt. Schon in der Heidenzeit war die Feste, welche hier stand, ein gefürchtetes Raubnest; Graf Hochberg, der Besitzer von Fürstenstein, ließ die Ruine desselben im Geschmack der Ritterzeit herstellen, und ein Blick aus den Fenstern der Burg oder vom Thurm herab zeigt eins der schönsten Landschaftsbilder.

Mathilde konnte nicht müde werden, in die grüne felsenumgürtete Tiefe zu ihren Füßen hinabzuschauen, durch die sich der schäumende Bach hinzog, und selbst Reinhold, der doch die riesigen Wasserfälle Amerika's und die grüne Pracht der Urwälder kannte, theilte ihr Entzücken. Auf seinen Arm gestützt hatte sie den Grund durchwandelt, an seinem Arm stieg sie langsam die steinernen Stufen zum Luifenplaze hinauf. Es war nur ein Augenblick, wo die

Beiden hinter dem voransteigenden Führer und der Commerzienrätin zurückblieben, weil Reinhold seiner Begleiterin einen Zweig Immergrün pflückte und um ihren Hut schlang, und doch stellte er der Frau Kallmei, als sie wieder im Wagen saßen, Mathilde als seine Verlobte vor.

Als Reinhold am Abend dieses ereignisreichen Tages allein über die menschenleere Promenade nach seinem Hotel ging, da hatte er Mathilden kein Wort von alledem gesagt, um deswillen er doch eigentlich die weite Reise gemacht hatte. Wozu auch hätte er es thun sollen, gehörte doch der Theuren jetzt all' sein Hab und Gut und mehr als das, die feste, treue Liebe seines redlichen Herzens, das von ihr sein Erdenglück erwartete.

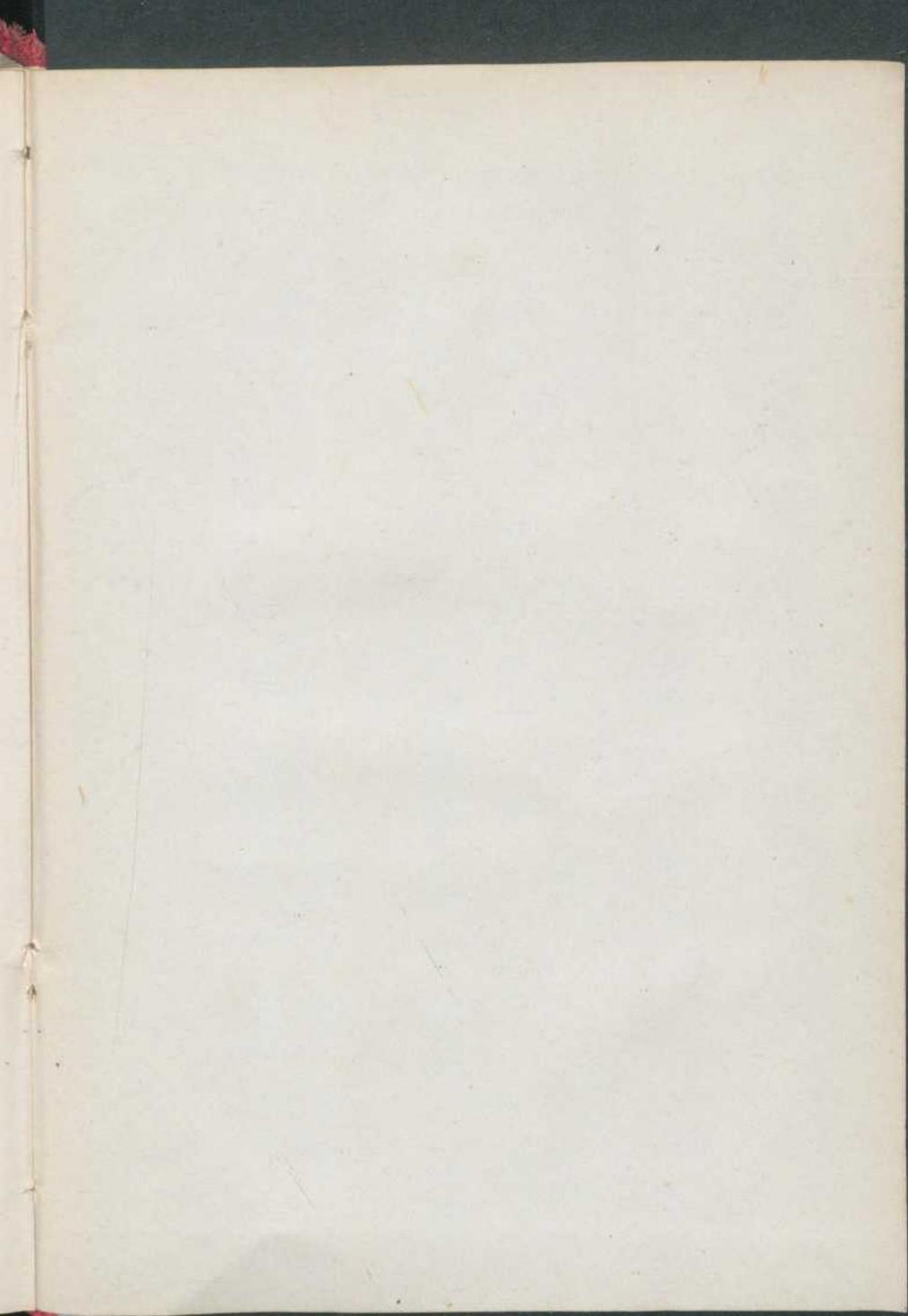
Nur noch einen zweiten Tag blieb Reinhold in dem kleinen Altwasser, dann trug der Dampfwagen den Glücklichen nach Hamburg zurück. Er hatte ja nichts Eiligeres zu thun, als alle Vorkehrungen zu treffen, die seine Verheirathung nöthig machte. Er ging nicht mehr nach England zurück, sondern übernahm die große Fabrik selbst, zu deren Leitung ihn Mr. Fabritz nach Deutschland geschickt hatte. In der Vorstadt kaufte er eine hübsche kleine Besitzung und richtete die hohen schönen Zimmer des Hauses behaglich und mit Geschmack für seine liebe Mathilde ein. Er schmückte die Wände mit werthvollen Kupferstichen, füllte zierliche Schränke mit guten Büchern und stellte einen kostbaren Concertflügel in Mathildens Stube. Sein Arbeitszimmer lag zu ebener Erde und man konnte aus demselben sogleich auf den frischen Rasen treten, der bis tief in den Herbst hinein ein saftiges Grün zeigte.

So hatte der neue Fabrikherr vollauf zu thun und doch wurde ihm die Zeit unbeschreiblich lang, ehe Mathilde aus dem Bade zurückkehrte. Acht Tage später wurde die Hochzeit in aller Stille begangen. Frau Rokofsky richtete in ihrer Putzstube ein bescheidenes Mahl für das glückliche Paar an und konnte gar nicht müde werden, das frische, blühende Aussehen der Braut zu rühmen.

Unten in der Gaststube aber wurden zwölf arme Familien auf Reinholds Kosten festlich bewirthet, und während dort die Gläser zu Ehren des Brautpaars noch oftmals aneinander klangen, hielt ein Wagen vor der Thür, der die Beiden hinaus in ihre eigene Häuslichkeit brachte.

Mit strahlenden Augen führte Reinhold das kleine Mädchen, das dem armen Knaben und seiner Schwester Güte und Theilnahme erwiesen hatte, in die mit Blumen und Kränzen geschmückten Räume seines Hauses und sagte tiefbewegt: „Gott segne Deinen Eingang in die neue Heimath und helfe mir Dich so glücklich zu machen, wie es mein ernstester Wille ist!“

Sie konnte nur unter Thränen zu ihrem Freunde aufblicken, aber es waren Thränen stummen Dankes und eines überwältigenden Glückes!



40 - 46

R

H/M 115 400

R

Internationale Jugendbibliothek



047002461506

59

Verlag
von
Carl Flemming.
GLOGAU.

Veilchenmoos.

Erzählungen für die reifere Jugend

von

Kosalie Koch.

Mit 6 Bildern von Leop. Venns.



Verlag von Carl Flemming.

Slogan.

